Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V.

Gs
6345
-3-

Briefe über die Schweiz

von

C. Meiners
Kön. Grosbrittan. Hofrath und ord. Lehrer der Weltweisheit
in Göttingen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Dritter Theil.

Mit Bewilligung des rechtmässigen Verlegers.

Tübingen 1791
In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Vorrede.

In einer gewissen Rücksicht übergebe ich diese neuen Briefe meinen Lesern mit einem grössern Zutrauen, als ihre Vorgänger. Denn da das Publicum meine ersten Briefe viel gütiger, als ich erwarten konnte, aufgenommen hat; so darf ich hoffen, daß die gegenwärtigen nicht weniger glücklich seyn werden. Ich kann, ohne mir zu schmeicheln, voraussetzen, daß das, was man mir von Beobachtungsgeist, von Uebung im Schreiben, von Kenntnissen überhaupt, und besonders von Kenntnissen der Schweiz zugestehen mag, seit meiner ersten Reise eher zugenommen, als abgenommen habe: und wenn ich also vor sechs Jahren im Stande war, etwas zu liefern, was der Aufmerksamkeit von Kennern nicht ganz unwürdig war; so habe ich jetzo keine Ursache, an meiner Fähigkeit zu verzweyfeln, den Freunden der Schweiz etwas Lesenswerthes vorlegen zu können. Ich

habe auf meiner zweyten Reise in die Schweiz nicht weniger merkwürdige Gegenden, als auf der ersten gesehen. Auch habe ich wegen meiner erweiterten Verbindung nicht weniger wichtige Nachrichten, als das erste mahl erfahren; und kann mir endlich das Zeugniß geben, daß ich das, was ich sah und hörte, mit ungleich größerer Sorgfalt, als das erste mahl, ausgearbeitet habe. Lauter Umstände, die mich wegen des Schicksals dieser neuen Briefe beruhigen könnten!

Von der andern Seite aber kenne ich die Unannehmlichkeiten, denen sich ein teutscher Beschreiber der Schweiz aussetzt, aus eigener Erfahrung viel mehr, als ich sie vor sechs Jahren als ein Neuling ahnden konnte. Ein Fremder, und besonders ein Teutscher mag die Schweiz beschreiben, wie er will; so kann er versichert seyn, daß er werde mißverstanden werden. Lobt man, so thut man den Gelobten selten genug, und den Feinden und Neidern der Gelobten immer zu viel. Tadelt man, es sey so sanft, als es wolle; so klagen diejenigen, welche der Tadel mittelbar, oder unmittelbar trifft, über hämische Bosheit; denn es scheint ihnen

gar nicht möglich, daß man aus andern als aus boshaften Absichten tadeln könne. Schildert man die Natur; so wundert man sich, daß man es sich nur habe einfallen lassen, solche Erscheinungen, dergleichen die Schweiz darbietet, in Worten mahlen zu wollen. Erzählt man Begebenheiten, oder setzt man Staatsverfassungen aus einander; so behauptet man geradezu, daß ein Ausländer die erstern nicht richtig habe erforschen, und daß er die andern gar nicht beurtheilen könne. Macht man unglücklicher Weise einen oder den andern Fehler; so schreyt man über sträfliche Nachlässigkeit. Man bedenkt nicht, daß ein Reisender auch bey der größten Vorsicht, und Unparteylichkeit dennoch gewisse Unrichtigkeiten nicht vermeiden könne, und daß jeder Einheimischer, wenn er sein Vaterland beschreiben wollte, eben so oft, und noch öfter, als der von ihm getadelte Fremdling anstoßen würde.

Vielleicht frägt mancher von meinen Lesern: warum ich mich denn allen den Unannehmlichkeiten, die von einer Reisebeschreibung unzertrennlich sind, von neuem aussetze, da ich sie so gewiß vorhersehe, als wenn sie mir schon

widerfahren wären? Auf diese Frage antworte ich kürzlich folgender Gestalt. Gerade die Ungerechtigkeit der Urtheile, die man über sich ergehen lassen muß, ist die Hauptursache, oder hat wenigstens auf mich die Wirkung gehabt, daß ich ganz gleichgültig dagegen geworden bin, und daß ich mich mit dem Bewußtseyn meiner Absichten, und der Aufmunterung derjenigen Männer begnüge, die Scharfsinn genug besitzen, um einen wohlwollenden Beurtheiler von einem ungerechten Tadler zu unterscheiden, und Stärke des Geistes genug, um einzusehen, daß selbst in dem geliebten Vaterlande Mißbräuche seyn können, die sich durch eine bescheidene Rüge eher heben lassen, als sonst geschehen wäre. Auch müßte mich alles trügen, oder die meisten von meinen Lesern werden in den gegenwärtigen Briefen viele ihnen bisher nicht bekannte Data finden, wodurch ihnen die Beurtheilung der guten und schlimmen Folgen von Fabriken, und der Vortheile und Nachtheile republicanischer Verfassungen erleichtert werden wird.

Das einzige Glück, welches die Schweiz vor allen übrigen Ländern in Europa besitzt: am meisten von Fremden besucht zu werden:

hat freylich die unangenehme Wirkung gehabt, daß kein anderes Land so häufig, und zum Theil so schlecht ist beschrieben worden, als die Schweiz. Man kann es daher den Schweizerischen Schriftstellern nicht verdenken, wenn sie sich gegen die ungültigen Richter erheben, die ohne Kenntniß der Sachen über ihr Vaterland absprechen, und manchmal eben so ungerecht, als ununterrichtet sind. Nur muß man auch in seinem Eifer wider alle fremde Beschreiber Helvetiens nicht so weit gehen, als der Verfasser der Course de Bale à Bienne par les vallées du Jura. „Man kann, sagt dieser Schriftsteller, nachdem er von der neusten Ausgabe von Coxens Briefen geredet hatte, sich solchen gelehrten Einfällen nicht kräftig genug widersetzen, wodurch die Schweiz den Fremden, oder vielmehr der Unwissenheit, und den Vorurtheilen von Reisenden überantwortet wird. Sollte man sich nicht, frägt dieser Eiferer, an der politischen Unabhängigkeit der Schweiz dadurch rächen wollen, daß man ihre Natur, ihre Gesetze und Einrichtungen dem Urtheil des ersten des besten Neulings unterwirft, dem es einfällt, sie im Teutschen oder

Französischen beschreiben zu wollen?" Solche unüberlegte Ausfälle, wie dieser, würden die von dem Verfasser sogenannten Einfälle von Fremden gewiß nicht zurückhalten. Einheimische Schriftsteller können allerdings die Schätze der Natur mit mehr Muße und genauer untersuchen, als Ausländer, die sich nur einige Monate in der Schweiz aufhalten: sie können die Sitten, Gewohnheiten, Ueberlieferungen und alten Gebräuche der Thal- und Bergbewohner vollständiger erfahren, und beschreiben, als Fremde: sie können auch vielleicht die Schauspiele der Natur, um welcher willen die Schweiz vorzüglich besucht wird, treuer, als reisende Nicht-Schweizer schildern; allein alles dieses, was die einheimischen Schriftsteller eben so gut, oder noch besser, als die Fremden können, ist den auswärtigen Freunden, und Bewundern der Schweiz lange nicht hinreichend. Diese wünschen auch den lebenden Geist der Regierungen, den man aus den todten Buchstaben der Grundgesetze, und aus den Beschreibungen der Verfassungen fast niemals errathen kann, den gegenwärtigen Zustand der Bevölkerung, des Handels, der Fabriken, der Sitten und

Wissenschaften in den verschiedenen Cantonen kennen zu lernen, und welcher Schweizerische Schriftsteller möchte, und dürfte es wagen, über alle diese wichtige Puncte mit einer solchen Freymüthigkeit zu schreiben, womit Ausländer sich darüber äußern können? Der eben genannte Verfasser declamirt in seiner Reise bloß gegen den Aberglauben des Mittelalters, gegen die Gewaltthätigkeiten, welche die Ritter der verflossenen Jahrhunderte ausübten, höchstens gegen die nachtheiligen Folgen, welche die Fabriken auf die Sitten des Landmanns gehabt haben; und schon diese Declamationen wurden in der Schweiz für Ausbrüche einer unerhörten Freymüthigkeit angesehen, von welcher man fürchtete, daß sie dem Verfasser gefährlich werden könne. Wenn ich Genf ausnehme; so ist fast die ganze übrige Schweiz von ihrer moralischen und politischen Seite allein von Ausländern auf eine freymüthige, und lehrreiche Art beschrieben worden. Gesetzt auch, daß Fremde einzelne Stücke nicht so richtig fassen, oder so tief ergründen, als die Einheimischen; so haben sie wiederum vor den Schweizern dieses voraus, daß sie, die sie in andern Verfassungen le-

ben, auf vieles merken, was einem Eingebohrnen gar nicht auffällt, daß sie unbefangener, als Eingebohrne, beobachten, und auch besser, als Eingebohrne zu unterscheiden wissen, was Nicht-Schweizern interessant, oder nichtinteressant ist. — Man mache also nicht mehr auf ein Recht der Unverletzlichkeit Anspruch, und unterwerfe sich dem Schicksal, welchem sich alle übrige Länder haben unterwerfen müssen. Wie wenige gute Länder- und Reisebeschreibungen würden wir haben, wenn man bloß Einheimischen das Recht, oder die Fähigkeit zugestehen wollte, ihr Vaterland zu schildern! Die besten Reisebeschreibungen in allen Sprachen rühren fast ohne Ausnahme von Ausländern her, die sich in den beschriebenen Ländern mehr, oder weniger lange aufgehalten haben.

Um den gegenwärtigen Zustand der Fabriken in Zürch, und die gegenwärtige, oder vor Kurzem veränderte Verfassung in Genf recht einleuchtend zu machen, war es nöthig, eine kurze Schilderung des ehemaligen Zustandes der ersten, und der Revolutionen der andern Republik vorauszuschicken. Die Züge zu diesen Gemählden konnte ich nur aus gedruckten Schrif-

ten entlehnen. Allein auch der feindseligste Tadler wird mir nicht ohne Ungerechtigkeit vorwerfen können, daß ich selbst da, wo ich gedruckten Werken folgen mußte, bloß abgeschrieben habe. Vielmehr dienten mir meine eigenen Beobachtungen und Erkundigungen über die gegenwärtige Lage von Zürch und Genf als ein Leitfaden in Beurtheilung des Vergangenen. Die übrigen historischen Nachrichten über die von mir bereisten Staaten Helvetiens sind fast alle aus solchen Quellen geschöpft, die gewiß nur einem kleinen Theile selbst der Eingebohrnen offen stehen.

Bey keiner meiner bisherigen Schriften habe ich mich so sehr, als bey den gegenwärtigen Briefen bemüht, meiner Schreibart den höchsten Grad von grammatikalischer Richtigkeit zu geben, die ich zu erreichen im Stande bin. Um auch das Meinige dazu beyzutragen, daß unsere Sprache eine gewisse Gleichförmigkeit, und unsere Grammatik die nöthige Festigkeit erhalte, habe ich mich, so viel als möglich, den Aussprüchen unsers großen Sprachforschers Adelung unterworfen; und ich wünschte, daß alle unsere guten Schrift-

steller ein Gleiches thun möchten. Ich habe zum Beyspiel nicht so wohl um des allgemeinen Gebrauchs willen, der noch immer in vielen Stücken verwerflich ist, als aus schuldiger Achtung gegen unsern verdienstvollen Sprachlehrer meine bisherige Art die Endsylbe schaft zu schreiben aufgegeben. Ungeachtet diese Endsylbe, in welche so viele von unsern Substantiven ausgehen, unleugbar von schaffen herkommt; so schreibe ich doch nicht mehr Knechtschafft, Wissenschafft, u. s. w. sondern Knechtschaft, und Wissenschaft, weil Herr Adelung das letztere gebilligt hat, und keine Wahrscheinlichkeit ist, daß das Publicum die richtigere Art zu schreiben wieder annehmen werde. Hingegen schreibe ich nicht Geschäft, und Beschäftigung, sondern Geschäfft, Beschäfftigung, weil die letztern Wörter unmittelbar von schaffen abgeleitet sind, und nicht die Endsylbe schaft enthalten. Es hat mir leid gethan, daß ich das e nicht für einen so nothwendigen Biegungslaut des Genitivs, und Dativs der Hauptwörter der ersten, zweyten, und sechsten Declination halten konnte, als wofür Herr Adelung es hält,

Meine Ohren finden einen unerträglichen Uebellaut, oder wenigstens etwas unangenehm Schleppendes darin, wenn man des Baumes, Oheimes, Abendes statt des Baums, Oheims, Abends, oder in dem sechszehnten Jahrhunderte statt in dem sechszehnten Jahrhundert declinirt. Das e, welches Herr Adelung für einen charakteristischen Biegungslaut erklärt, scheint mir bloß ein e euphonicum, oder Wohllautsbuchstabe zu seyn. Aus eben dem Grunde also, aus welchem man es andern Wörtern, besonders einsylbigen Wörtern anhängt, muß man damit auch dem Dativ von einsylbigen, und vielleicht noch von einer kleinen Zahl von mehrsylbigen Substantivis eine gewisse Rundung geben, und im Hause, im Grunde, in diesem Kleide, nicht im Haus, Grund, Kleid sagen. Nicht weniger hart, als die von Herrn Adelung empfohlenen Arten, die Wörter verschiedener Declinationen abzuändern, scheint mir diejenige, die er für die Französischen Wörter auf ier, und eur vorschreibt. Er will, daß man im Nominativo Plur. Officier, Grenadier, Friseur, Acteur, nicht Officiere, Grenadiere, Friseurs, Acteurs, sagen

und schreiben soll. Ich declinire auf die letzte Art, weil der Wohlklang sowohl, als der Gebrauch es verlangen, und bey der Adelungschen Weise sehr leicht Mißverständnisse entstehen können. Endlich stimme ich Herrn Adelung zwar vollkommen darin bey, daß, wenn mehrere Adjectiva vor einem Substantiv hergehen, der Regel nach nur das eine die vollständigen Geschlechts- oder Biegungszeichen erhalten müsse; allein es gibt doch Fälle, wo der Wohllaut eine Ausnahme verlangt. Mein Ohr leidet es nicht, zu sagen: je größer die Zahl lebhafter unerfüllten Wünsche wird; sondern ich muß wider die gewöhnliche Regel unerfüllter für unerfüllten setzen. — Von andern Abweichungen, die ich mir von Herrn Adelung erlaubt habe, werde ich vielleicht an einem andern Orte reden.

Unter den öffentlichen Beurtheilern meiner ersten Briefe blieb mir vor der zweyten Auflage Herr Küttner, der Verfasser der Briefe eines Sachsen aus der Schweiz, unbekannt. Der Inhalt des ersten Bandes seiner Briefe stimmte so wenig mit meiner Art zu denken und zu empfinden überein, daß ich mich um

die folgenden nicht bekümmerte, bis eine vortreffliche Stelle aus dem zweyten Bande, die ich irgendwo angeführt las, mich von neuem aufmerksam darauf machte, und mich nun auch Herrn Küttners Urtheil über meine Reisebeschreibung im dritten Bande 285 u. f. S. finden ließ. Die wichtigsten unter den Unrichtigkeiten, die Herr Küttner rügt, sind schon in der zweyten Auflage verbessert worden. Andere Stellen aber tadelt Herr Küttner ohne Grund. Wenn das Urnerloch zum Beyspiel auch nicht ganz vier bis fünfhundert Schritt von der Teufelsbrücke entfernt seyn sollte; so ist die Entfernung doch vielmal größer, als Herr Küttner sie angiebt, nämlich zehn Schritt; und meine Schätzung ist der Wahrheit viel näher, als die meines Beurtheilers. Auch begreife ich nicht, wie Herr Küttner die Sanenthäler, oder das Thal, in welchem das Leuker-Bad liegt, in Ansehung der Höhe mit dem Urseren-Thal vergleichen konnte. Es giebt in der Schweiz allerdings noch höhere, und selbst bewohnte höhere Thäler, als das Urseren-Thal; allein kein Thal von gleicher Höhe, das so fruchtbar und so bevölkert wäre, als dieses.

Wenn ich die Lage der Städte Lausanne und Genf nicht so bewundernswürdig schön fand, als Herr Küttner, und andere Reisende; so läugnete ich gar nicht, daß nicht in den umliegenden Gegenden herrliche Landschaften und Aussichten seyen, sondern ich redete ganz allein von den Prospecten, welche man in diesen Städten selbst, oder von ihren öffentlichen Promenaden hat. Eben so wenig läugnete ich die Schönheit des Pays de Vaud, indem ich den Weg von Lausanne nach Genf weit unter meiner Erwartung fand. Herr Küttner kennt die Sprache, den Ton der Gesellschaften, und die Sitten in Lausanne, wo er sich lange aufhielt, gewiß viel besser, als ich diese Dinge in einigen Tagen durch eigene Beobachtung kennen zu lernen im Stande war. Nichts desto weniger kann ich die Zeugnisse meiner Freunde und Bekannten, die ich in und außer Lausanne über diese Stadt gefragt habe, nicht so unbedingt gegen die Bemerkungen des Herrn Küttner verwerfen. So hatte ich und habe auch nachher in Bern manche Familien kennen gelernt, die entweder ihre Söhne, oder Töchter nach Lausanne geschickt hatten, oder noch schi-

cken wollten: welches Herr Küttner für äusserst selten ausgeben will.

Mein Urtheil über das Recht, oder Unrecht der streitenden Parteyen in Genf brauche ich nach dem, was nachher geschehen ist, und nach dem, was meine Leser in den gegenwärtigen Briefen finden werden, nicht weiter zu rechtfertigen. Wenn ich eitel wäre, so würde ich Herrn Küttner einen großen Schweizerischen Staatsmann nennen, von welchem er ohne Bedenken gestehen würde, daß er Genf besser kenne, als wir beide, und der meinem Artikel über Genf die Ehre erwies, ihn für das beste zu erklären, was bis dahin über die Streitigkeiten in Genf geschrieben worden. Hätte Herr Küttner Genf, und die Wirkungen, welche ein beständiges Schauspiel in einer solchen Stadt haben muß, und nachher auch wirklich hervorgebracht hat, genauer untersucht; so würde er das Theater nicht für einen so unschuldigen Zeitvertreib gehalten haben, als es ihm in dem Urtheil über meine Briefe schien.

Zu den neuesten Reisebeschreibungen von Helvetien gehört die Voyage dans les XIII.

Cantons par M. Robert, Geographe ordinaire du Roi, die 1789. in zwey Bänden in Paris erschienen ist. Ich habe nach der Lectür dieses Werks auch nicht ein einziges Wort in meinen Briefen, die schon abgeschrieben, und durchgesehen waren, geändert. Wem daran gelegen ist, mein Urtheil über die Arbeit des Französischen Geographen zu lesen, kann sie in dem 49. Stück der Gött. Anzeigen von diesem Jahre finden. Ich weiß nicht, ob die neue Ausgabe von Coxens Reisen schon erschienen ist. Mir ist sie wenigstens nicht zu Gesichte gekommen. Göttingen im April 1790.

Druckfehler im dritten Theile.

S. 7 Z. 15 statt Ueberschauung lies: Ueberspannung
24 = 6 st. hier abgestiegen l. hinabgestiegen
28 = 25 die Einrichtung des Waisenhauses setze hinzu: zu Schaffhausen
42 = 20 st. Handel den höchsten Grad l. Handel fast den höchsten Grad
155 = 4 st. Caland-Berges l. Calanda-Berges
202 = 7 st. nicht mehr l. nicht weit mehr.

Im vierten Theile.

S. 22 Z. 25 statt nur ein lies: nur noch ein
25 = 20 st. Lehrern der setze hinzu: Historie
66 = 6 st. wenige l. ewige
101 = 6 st. bisherigen Sitten l. bisherige Sitte

Erster Brief.

Mörspurg, am 13. Jun. 1788.

Werthester Freund,

Hier sitze ich zwar in dem besten Gasthofe der bischöflichen Residenz, allein in ein so kleines Zimmer eingeschlossen, daß kaum drey Personen sich neben einander bewegen können: umrauscht von einem heulenden Sturme, und von den Schlägen von Regengüssen, die an unsere Fenster getrieben werden; und voll von ängstlichen Befürchtungen, daß nach der anhaltenden Dürre, die wir bisher gehabt, das schlechte Wetter fortdauern, und uns vielleicht mehrere Tage an der Ueberfahrt über den See hindern könne. Es geschehe aber, was da wolle; so werden wir uns immer in der Gesellschaft unserer theuren Reisegefährten zu trösten wissen *). Wenn man das seltene Glück hatte, auf einer Reise von mehr, als zweyhundert Meilen, gar keinen Unfall zu erfahren; so verliert man fast das Recht, sich über die Zögerung von einem, oder einigen Tagen zu beklagen.

Es kann seyn, daß eine gewisse Sättigung, die aus dem frischen, und vielleicht zu schnellen Genusse

*) Herr und Frau Hofräthin Spittler, die mit uns die Reise nach Wien, Salzburg und München gemacht hatten, begleiteten uns auch in die Schweiz.

der herrlichsten Gegenden, und Aussichten in Franken, Oesterreich, und Salzburg entstanden seyn mag, mich gestern, und heute schwieriger, und unempfänglicher gemacht hat, als ich vormals war. Sonst ist meinem Gefühle nach die ganze Strecke zwischen Augsburg, und Mörspurg viel weniger interessant, als der Theil von Ober-Schwaben, durch den ich mich im Jahre 1782 dem Boden-See näherte. Freylich sind die Straßen zwischen den zuerst genannten Städten fast durchgehends gemacht; allein diese gemachten Straßen sind meistens so rauh, und mit so vielen und großen Steinen überstreut, daß man unaufhörlich zerstoßen, und hin und her geworfen wird. Uebrigens sind die Dörfer und Flecken lange nicht so schön, und neu gebaut, die Felder nicht so fruchtbar, und gut bearbeitet, die Wiesen nicht so üppig, und beblümt, die Berge nicht so hoch, und romantisch, und die Gegenden, und Aussichten nicht so mannigfaltig, und ausgedehnt, als zwischen Tübingen und Stein am Rhein. Eine von den wenigen herrlichen Landschaften, die man auf dem Wege von Augsburg nach Mörspurg antrifft, ist diejenige, die den reizenden Grund einschließt, in welchen man nicht weit hinter Memmingen hinabfährt. Dieser Grund wird von der mäandrischen Iller durchströmt, von mahlerischen Hügeln, und waldigen Bergen umgeben, und von dem Truchsessischen Schlosse Zeyl beherrscht, das auf einer steilen, und gegen das Thal abgeschnittenen Anhöhe erbaut ist. Die Weinhügel bey Ravensburg waren die ersten, die wir seit unse-

rer Abreise von Wien wiedersahen. Von dieser Stadt an wird die Natur sichtbar milder; und je näher man gegen den Boden-See kommt, desto ähnlicher wird das Schwäbische Ufer dem Thurgäuischen, und desto mehr verändert sich das Land in einen unermeßlichen Garten. Auf einem der letzten Hügel, die sich nach dem Boden-See hinabsenken, wurden wir von einem heftigen Ungewitter überfallen, das sich schon einige Stunden drohend zusammengezogen hatte. Der Sturm, auf dessen Fittigen es daherfuhr, schien unsern Wagen umwerfen, und die Wälder von beladenen Fruchtbäumen, die ihn aufhielten, aus der Erde reißen zu wollen. Der Boden-See bot uns nicht, wie das erstemal, da wir ihn von dem Hohen-Twieler Felsen erblickten, sein ruhiges, und von dem Schimmer des Sonnenlichts erheitertes Antlitz dar; sondern er zeigte uns einen wilden, vom Orkan zerrissenen, und mit einem schrecklichen Dunkel überschatteten Abgrund, in welchen man kaum hineinzuschauen wagte, aus Furcht, irgend einen hülflosen Kahn, oder gar unglückliche Schiffbrüchige wahrzunehmen. Undurchdringliches Gewölk bedeckte die fernen Alpen, so wie das nähere Thurgäuische Ufer; und zog auch vor dem größten Abschnitt des Sees einen Vorhang her, den weder die Gewalt des Sturmwindes durchbrechen, noch der Glanz des Blitzes erhellen konnte. Jetzo erkannten wir es recht, wie viel darauf ankomme, in welchem Lichte, und unter welchen Umständen man merkwürdige Gegenden, und Natur-Scenen betrachte. Ein vorüberfliegendes Ungewit-

ter, oder Regen-Gewölke zerstört auf eine Zeitlang das größte Meisterstück der Schöpfung, und flößt dem Beobachter Grauen, und Entsetzen ein, wo er vorher das höchste Entzücken empfunden hatte.

Constanz, am 14. Jun. 1788.

Unser Reise-Glück ist noch immer nicht ermüdet, sondern kehrt mit beispielloser Treue, und Standhaftigkeit in eben den Augenblicken zurück, in welchen wir gewiß fürchteten, daß es uns verlassen würde. Gestern Abend sahen unsere Schiffer noch allerley Zeichen am Himmel, die ihrer Auslegung nach nicht viel Gutes für den kommenden Tag verkündigten. Heute früh hingegen weckten sie uns mit frohem Ungestüm aus dem nicht halb vollendeten Schlaf; und nun sahen wir zu unserm größten Erstaunen, daß der junge Morgen uns so freundlich, als jemals, entgegen lachte. Der Sturm hatte schon einige Stunden geschwiegen: Nebel, und Regen-Gewölke waren entflohen, und der bläuliche Himmel ließ eine glückliche Schiffahrt hoffen. Die Besorgniß, daß wir uns durch Zögern dem Brande der Sonne um desto länger aussetzen würden, und vielleicht auch eine geheime Furcht, daß unser gestriger Feind sich plötzlich aus einem verborgenen Schlupfwinkel wieder aufmachen möchte, beschleunigte unsere Abreise, und raubte uns das Vergnügen, das von Kennern so sehr gerühmte Conchylien-Cabinet des Fürst-Bischofs zu sehen, das ein Herr vom Hofe uns zu zeigen sich gütigst erboten hatte. Wir zahlten für ein Schiff, das

uns, und unsern Wagen zuerst an die Insel Meinau, und von da nach Constanz brachte, außer dem Trinkgelde einen Kaiser-Ducaten.

Nachdem wir im Schiffe unsere Plätze eingenommen, und die Ruderer ihre einförmige, und eben deßwegen besänftigende Arbeit angefangen hatten; feierten wir in stiller Andacht und Bewunderung das frühe Dankopfer mit, welches die durch den gestrigen Regen erfrischte Natur dem Geber alles Guten darzubringen schien. Die ganze Fläche des Boden-Sees, so weit das Auge reichen konnte, sammt allen seinen Busen, und segenreichen Gestaden, lag im Glanze der Morgensonne vor uns ausgebreitet; nur blieben die hohen Appenzeller-Gebirge beständig in einen dünnen Wolkenschleier gehüllt, wodurch sie zwar dem Auge nicht ganz entzogen, aber doch verkleinert, und verdunkelt wurden. Noch mehr aber verloren wir dadurch, daß die Sonne sich nach unserer Landung an der Insel Meinau unter Wolken verbarg. Durch diese Verfinsterung wurde nicht nur der Gesichtskreis, den man sonst von dem Balcon des Schlosses beherrscht, sehr zusammengezogen; sondern die Insel selbst, und die nahen und fernen Ufer verloren durch das einförmige Dunkel, was sie bedeckte, einen ihrer größten Reize: den Zauber des Spiels von Schatten und Licht, und der abwechselnden Erleuchtungen von Weinbergen und Saaten, von Wiesen und Wäldern, von Hügeln und Thälern. Wenn aber gleich die zweyte Ansicht der Insel weniger Vergnügen gewährte; so wurde doch dieser Verlust durch süße Er-

innerungen reichlich ersetzt. Mit unruhiger Begierde suchte ich eine jede Stelle wieder auf, an welcher meine Frau, und ich, vor sechs Jahren so unvergeßliche Freuden genossen hatten; und da ich diese alle wiederfand, so schien ich mir nun gewiß in dem Vorhofe des gelobten Landes zu seyn, in welchem ich zum erstenmale in die großen Geheimnisse der Natur war eingeweiht worden, das ich so oft wiederzusehen gewünscht, und fast eben so oft wiederzusehen verzweifelt hatte. Nicht lange nach unserer Abfahrt von Meinau entwölkte sich die Sonne wieder; und es schien fast, als wenn sie uns das Glück, dieß Eyland nochmals in seiner ganzen Schönheit zu erblicken, beneidet hätte.

Wenn die Stadt Constanz sich in eben dem Verhältnisse, wie der große Gasthof in dieser Stadt verschönert hat; so muß man sie kaum wieder erkennen können. Noch im Jahre 1782 hatten die Zimmer und Möbeln im Adler das Ansehen, als wenn sie seit der Kirchenversammlung nicht wären erneuert worden; allein jetzo ist alles so reinlich und neu, wie in den besten Gasthöfen Teutschlands. Auch sagt man uns, daß seit mehrern Jahren viel mehr Reisende nach Constanz kommen, als vormals. Diese Reisende sind nicht immer Ausländer aus fernen Gegenden, sondern großentheils Schweizer aus den benachbarten Städten, die entweder, wie jetzo gewöhnlich geschieht, gleich nach der Hochzeit mit ihren jungen Frauen eine kleine Lustreise machen, oder die sich auch in größere Gesellschaften vereinigen, um gemeinschaft-

lich mit ihren Freunden, und Freundinnen an den herrlichen Ufern des Boden-Sees die schöne Jahrszeit, und die schöne Natur zu genießen.

Uns allen ist in dem ruhigen Constanz, und in unsern heitern, und saubern Zimmern unbeschreiblich wohl. Wir haben uns vorgenommen, heute keinen Menschen zu besuchen, und keine Merkwürdigkeiten zu sehen. Der Wirbel von Zerstreuungen, Gesellschaften, und interessanten Schauspielen der Kunst, und der Natur, in welchem wir seit dem Anfange Mays in Wien, Salzburg, und München herumgetrieben worden sind, macht uns nach gerade solche Ergötzungen, Gesellschaften, und Merkwürdigkeiten mehr fürchten, als wünschen; und die daher entstehende Ueberschauung und Unruhe erweckt in uns das heißeste Verlangen nach einigen ruhigen Tagen, oder Stunden, in welchen wir unbekannt und unbeobachtet uns selbst leben können.

Am 15. Jun. Abends.

Wir kommen so eben von der Insel Reichenau zurück, und werden morgen nach Schaffhausen abreisen. Ich nütze daher noch einige freye Augenblicke, um Ihnen die angenehmen Eindrücke mitzutheilen, welche Constanz diesmahl in mir hervorgebracht hat. Nachdem wir uns gestern von den Beschwerden der letzten Tagereisen vollkommen erholt hatten; so machten mein Freund Spittler und ich einen Spatziergang außer der Stadt nach dem sogenannten Paradiese zu. Alle Straßen schienen mir auffallend lebhaf-

ter, als vormals. Viele Häuser waren, oder wurden neu gebaut; und die meisten übrigen schienen vor kurzem ausgebessert zu seyn. Unter den Personen, denen wir begegneten, redeten eben so viele Französisch, als Teutsch. Wenn aber auch die Sprache die Fremdlinge nicht verrathen hätte; so würde man sie doch an Kleidung und Gang haben erkennen können. Seit der Niederlassung der Genfer hat man den Spaziergang vor der Stadt mit vielen neuen Bäumen bepflanzt, die aber an manchen Stellen in zu dichten Haufen, und fast noch näher, als an dem Wege zwischen Schwezingen, und Mannheim gesetzt zu seyn scheinen. Wir fanden auf dieser Promenade nur wenige Personen, und zwar lauter Genfer und Genferinnen; und außer diesen einen kleinen muntern Teutschen Knaben, der es schon wußte, daß man ehemals in dieser Gegend den Johann Huß verbrannt habe, und dabey unmaaßgeblich äußerte, daß man ihn jetzo nicht mehr verbrennen würde, wenn er auch die Mönche, und den Pabst zu demüthigen suchte. Das Ende der Promenade ist zugleich die Gränze von Teutschland: und wenn man also auf dem Rande der letzten Brücke steht; so kann man mit einem Schritt über Germaniens Gränzen wegschreiten, und sich der Gewalt ihres weit gebietenden Beherrschers entziehen, der von seiner Kaiser-Stadt aus seinen mächtigen Arm über so viele Reiche und Länder hinstreckt.

Außerhalb der Brücke gehört noch ein schmaler an dem Ufer des Rheins fortlaufender Streifen, auf welchem sich die Einwohner des sogenannten Paradie-

ses angebauet haben, der Stadt zu; allein der große Weg, auf welchen die Brücke hinführt, ist schon der äußerste Saum des Thurgäus. Es erregt in der That, wie mein Freund Spittler bemerkte, ganz eigene Gefühle, wenn man auf der Gränze zweener so mächtigen und berühmten Staaten steht, als Teutschland, und die Schweiz sind; und kaum wird irgend ein Teutscher Patriot, so sehr er auch Schweizer-Freund seyn mag, auf dieser Gränze den herrlichen Garten des Thurgäus mit Aufmerksamkeit, und Bewunderung betrachtet haben, ohne es zu bedauern, daß diese schöne Provinz von dem mütterlichen Teutschland abgerissen worden. Es gibt in unserm Vaterlande gewiß mehrere Gegenden, die noch fruchtbarer, und besser angebaut sind, als das Thurgäu; allein keine Gegend in Teutschland hat so sehr das Ansehen eines Edens, als das Thurgäu, weil keine einzige so stark mit Obstbäumen bepflanzt ist, und sich so terrassenmäßig von flachen Ufern zu sanft ansteigenden Hügeln uud Bergen erhebt, deren Scheitel meistens mit einem Kranze von Wäldern umwunden ist. Wegen der amphitheatralischen Erhebung des Thurgäus deckt kein Gegenstand den andern, und alle Reichthümer der Natur werden dem lüsternen Auge wie zur Schau vorgelegt. Vielleich stellt man sich das Thurgäu auch deßwegen so leicht unter dem Bilde eines Gartens vor, weil die lieblichen, und fruchtbaren Vorgründe, und Hügel mit einer Kette von nicht fernen Bergen, wie mit einer natürlichen Mauer eingefaßt, und dadurch die Gränzen der ganzen Landschaft, wie eines großen

Parcs, gleichsam abgezeichnet sind. Hinter den Thurgäuer Bergen streckte der Alpstein, einer der erhabensten Spitzen der Appenzeller Gebirge, seine von der Abendsonne geröthete Felsenstirn empor.

Auf dem Rückwege nach der Stadt folgten wir einem starken Zuge von Menschen, die einem nahen Getümmel und einer lauten Kriegs-Musik zueilten. Unsere Vorgänger brachten uns zu der frohen Scene eines Bürgerfestes, das auf einem freyen Platze innerhalb des Walls gegeben wurde. Wir fanden mehrere Zelte aufgeschlagen, und neben diesen lange Tische errichtet, die mit großen Weinflaschen, und mit kalten Speisen besetzt waren. Um diese saß, und bewegte sich ein Theil der jungen Bürgerschaft von Constanz, die der Bischoff mit fürstlicher Gastfreyheit bewirthen ließ, um ihr seine Zufriedenheit mit der Ordnung, und dem Geschmack zu bezeugen, womit sie die Wahl seines würdigen Coadjutors gefeiert hatte. Teutsche und Genfer saßen brüderlich unter einander gemischt. Die Genfer sangen eben so herzlich, als die eingebornen Constanzer, teutsche Lieder, und hatten auch wenigstens eben so herzlich getrunken, als diese. Ungeachtet viele mit bloßen Säbeln umherliefen; so entstand doch nicht die geringste Streitigkeit, oder Gewaltthätigkeit. Ueber einen der Genfer aber, die man an ihrer neuen für die Feier der Coadjutor-Wahl verfertigten Uniform leicht erkennen konnte, wurde förmliches Kriegsrecht gehalten. Der Schuldige, der seinem Vorgesetzten nicht die gehörige Ehrerbietung bewiesen hatte, wurde als ein Gefangener

von einer Wache von vier Mann mit gezogenen Säbeln herbeygeführt. Man hielt dem Delinquenten sein Verbrechen mit richterlichem Ernste vor, sprach alsdann nach Krieger-Art das Urtheil über ihn aus, während welcher Handlung der Delinquent von Zeit zu Zeit kühne Entrechats machte, und sperrte ihn darauf eine kurze Zeit in einen Thurm ein. Man mußte aber die Zeit der Gefangenschaft abkürzen, weil der Schuldige von dem zunehmenden Rausche überwältiget wurde. Die Genferinnen näherten und mischten sich mehr, als die Teutschen Frauen unter die trinkenden Sänger, weil sie mehr, als diese, zu fürchten schienen, daß ihre Ehehälften sich in dem Taumel ihrer Freude vergessen möchten.

Indem wir vom Wall nach unserm Gasthofe gingen, sahen wir das ausgehauene Bildniß von Johann Huß mit der Jahrszahl seines Todes über der Thür eines kleinen Hauses, in welchem dieser unglückliche Mann gewohnt haben soll. Man kann kaum begreifen, wie dieses Bildniß dem Hause als ein Ehrendenkmahl einverleibt, oder wie es unversehrt erhalten werden konnte, da der blinde Eifer der Rechtgläubigen sich an Hussens Statüe mit so thätlicher Rache bewiesen hat. Der heitere und kühle Abend reizte mich zuletzt zu einem Spatziergange an den Hafen, von welchem ich durch die Leitung eines glücklichen Ohngefährs an den neuen Damm kam, den man über einen Arm des ausfließenden Sees, oder Rheins geführt und nach der Wasserseite hin mit einer Mauer versehen hat. Auch dieser Damm wird

als Spatziergang gebraucht, und man hat von demselben an hellen Abenden, wie der gestrige war, eine freye Aussicht über den ganzen See bis nach Lindau hin.

Heute Morgen war Herr Professor Hauser, den ich gestern auf meinem letzten Spatziergange angetroffen hatte, so gütig, uns schon um 7 Uhr abzuholen, um den Thurm an der Domkirche zu besteigen. Wenn Jemand bey neblichtem, oder regnichtem Wetter nach Constanz käme, und dann an einem schönen Morgen oder Abend von der Gallerie des Thurms auf einmahl die Stadt, den See, den Rhein, die Inseln Meinau und Reichenau, die Thurgäuischen und Schwäbischen Ufer an beiden Seiten des Sees hinauf, und am Rhein hinunter, und endlich die zahllose Menge von Städtchen und Flecken, von Clöstern und Schlössern, die an diesen Ufern oder auf den benachbarten Hügeln und Bergen erbaut sind, auf einmahl überschaute; so müßte ein solcher sich in eine andere Erde versetzt glauben. Wir fanden nicht viele Gegenstände, die wir nicht schon auf unserer gestrigen Fahrt, oder auf den gestrigen Spatziergängen mehr in der Nähe gesehen hätten; allein ich rathe es doch einem jeden, wenn er auch mit uns in gleichem Falle ist, den Thurm des Doms in Constanz zu besteigen, weil man von der Höhe desselben die ganze Gegend gleichsam in eine Charte bringen, und ihre verschiedenen Theile in ein harmonisches Landschafts-Stück zusammenordnen kann.

Den übrigen Morgen brachten wir mit Besuchen in den Werkstätten und Niederlagen von Genferischen Künstlern und Kaufleuten zu, und bey diesen Besuchen habe ich folgende Nachrichten erfahren, die Sie, wie ich hoffe, mit dem gegenwärtigen Zustande der neuen Colonie hinlänglich bekannt machen werden.

Die Genferische Colonie war bey der letzten Zählung 513 Personen stark, welche Zahl, wie man mir versicherte, sich seit dieser Zeit eher vermehrt, als vermindert hat. Der größte Theil dieser Colonisten besteht aus Fabricanten von Uhren, und Brelocken, und deren Gehülfen und Arbeitern. Alle diejenigen, mit welchen ich gesprochen habe, schienen mit ihrer Lage sehr zufrieden zu seyn, wiewohl mehrere wünschten, daß man ihnen noch größere Freyheiten möchte zugestanden haben, und daß sich noch mehrere reiche Landsleute, besonders Banquiers, zur Erweiterung des Handels in Constanz angesetzt haben möchten. Die Colonie unterhält eine beständige Verbindung mit der Mutterstadt, indem wöchentlich ein fahrender Bote nach Genf abgeht, und von da zurückkommt. Nichtsdestoweniger versicherten mir alle, die ich auf diesen Punct brachte, daß sie noch nie mit Sehnsucht, oder mit dem Wunsche der Rückkehr an ihre Vaterstadt zurückgedacht hätten, indem es ihnen unerträglich seyn würde, verhöhnt, oder doch unbemerkt unter den Augen ihrer triumphirenden, und stolzen Feinde umherzugehen. Meiner Meynung nach hat der Kaiserliche Hof alles gethan, was in seiner Macht war, um den neuen Ankömmlingen ihren Aufenthalt in Constanz

angenehm zu machen. Man ertheilte den Uhren-Fabricanten die Erlaubniß, gegen 10 vom Hundert in einem Zeitraume von zwanzig Jahren jährlich zweytausend selbstverfertigte Uhren in die Inner-Oesterreichischen Länder einzuführen: welche Zahl man aber seit dem Anfange des Türken-Krieges lange nicht abgesetzt hat. Die Regierung räumte ferner der Uhren-Fabrik das Closter der aufgehobenen Franciscaner gegen eine jährliche geringe Miethe von 50 Fl., und dem Unternehmer einer Cattundruckerey das Closter der ehemaligen Dominicaner gegen die jährliche Erlegung von 25 Fl. ein. Sie empfahl endlich dem Commendanten der Stadt die neue Colonie auf das kräftigste, und dieser nahm sich der Fremdlinge mit einem Eifer an, der den Teutschen Einwohnern bisweilen parteyisch schien, und eine Zeitlang nicht wenig zur Erbitterung der Gemüther gegen die zu sehr begünstigten Colonisten beytrug.

Nicht lange nach der Ankunft der Genfer verdoppelten sich fast die Preise, und Miethen der Häuser, die noch jetzo wenigstens um die Hälfte höher sind, als vormals, ungeachtet man viele neue Häuser gebaut, und noch mehrere ausgebessert hat. Diese steigenden Preise, und Miethen der Häuser mußten, scheint es, die Genfer den wohlhabenden Häuser-Besitzern, so wie der vermehrte Absatz von Arbeiten und Lebensmitteln den ärmern Einwohnern empfehlen; allein es geschah gerade das Gegentheil. Diese feindseligen Gesinnungen der Constanzer gegen die Genfer machen es begreiflich, warum nach der Aufhebung des

Edicts von Nantes die umherirrenden Franzosen von so vielen Fürsten, und Städten abgewiesen wurden. Die reichen Einwohner von Constanz konnten es den Fremdlingen nicht verzeihen, daß manche derselben noch reicher, als sie selbst, und eben deßwegen im Stande waren, einen größern Aufwand zu bestreiten, und mehrere Menschen sich verbindlich zu machen. Noch mehr aber schmerzte es sie, daß die neuen Ankömmlinge ihnen die Herrschaft aus den Händen rissen, die sie seit undenklichen Zeiten über ihre ärmern Mitbürger, und verschuldeten Clienten ausgeübt hatten. Wenn ein Reicher in Constanz einem geringen Handwerksmanne Geld vorgestreckt hatte; so hielt er sich mehr für den Herrn, als für den Gläubiger seines Schuldners, und verlangte von diesem knechtische Ergebenheit, oder Unterwürfigkeit. Fügte sich der Schuldner nicht in alle Launen, und Zumuthungen seines Patrons; so setzte ihn dieser durch die unzeitige Aufkündigung, oder Beytreibung der vorgestreckten Gelder in die größte Verlegenheit, und drängte ihm oft entweder sein Häuschen, oder sein Rebland ab. Diese Herrische Gewalt hörte bald nach der Ankunft der Genfer auf, weil der fleißige Handwerksmann, oder Gärtner Gelegenheit erhielt, mehr Arbeiten und Waaren, als bisher, und auch theurer abzusetzen, oder auch Geld von andern, als von reichen Constanzern zu entlehnen. Die letztern setzten Himmel und Erde in Bewegung, um die Genfer zu verdrängen, oder ihnen wenigstens ihren neuen Aufenthalt zu verbittern. Sie begegneten den Fremdlingen nicht nur grob, und

verkauften ihnen alles, was sie brauchten, um unmäßige Preise; sondern sie wandten sich auch zu gleicher Zeit an den Hof, und suchten den Pöbel wider sie aufzuwiegeln. Dem Hofe schilderten sie die Genfer als ein armseliges und unruhiges Gesindel, das sich wahrscheinlich eben so bald wieder verlaufen werde, als es sich gesammelt habe; und dieser Schilderung glaubten sie dadurch einen Nachdruck zu geben, daß sie sich statt der Genfer eine Besatzung ausbaten, wodurch sie voraussahen, daß die Miethe der Häuser sehr vertheuert werden würde. Allein der Hof durchschaute die Absichten der Constanzer, und wies den gethanen Vorschlag mit der verdienten Verachtung ab. Die wohlhabenderen Familien flößten ihren Söhnen und Anverwandten, mit welchen die Clöster, und beide Collegiatstifter angefüllt, oder besetzt waren, ihre feindseligen Gesinnungen ein; und diese trugen das Gift der Zwietracht unter der Maske des Religions-Eifers in den Familien der übrigen Bürger umher. Man erdichtete nahe und große Gefahren, welche die alleinseligmachende Religion von der Gegenwart unteutscher Ketzer zu befürchten habe; und machte es den Eltern zum Verbrechen, daß sie ihre Kinder in die Werkstätten der Genfer schickten, um mit leichten Arbeiten ein geringes Tagelohn zu verdienen. Die Einblasungen der geschäfftigen Geistlichkeit brachten anfangs desto größere Wirkungen hervor, da die Verschiedenheit der Sprachen, die daher nothwendig entstehenden Mißverständnisse, die erklärte Gunst der Regierung gegen die Fremdlinge, und die wirkliche oder scheinbare Ver-

achtung der Genfer gegen die weniger thätigen und kunstreichen Teutschen auch ohne alle Aufhetzung eine gewisse Entfernung der Gemüther veranlassen mußten, bis man sich gegenseitig genauer kennen, und seine eigenen Vortheile besser verstehen lernte. Es entspannen sich in den ersten Jahren mehrere blutige Streitigkeiten, unter welchen eine beynahe in einen allgemeinen Aufstand der Bewohner des Paradieses, oder der Gärtner von Constanz gegen die Genfer ausgeartet wäre, wenn nicht die Obrigkeit, und andere vernünftige, und unparteyische Männer sich mit gleicher Entschlossenheit, und Klugheit ins Mittel geschlagen hätten. Von dieser Zeit an näherten sich die Genfer den Constanzern mehr, als sie bisher gethan hatten, und suchten ihnen bey allen Gelegenheiten, besonders bey der Feier der Coadjutors-Wahl, und den darauf folgenden Schmäusen ihre mitbürgerlichen Gesinnungen zu erkennen zu geben; und die gemeinen Bürger in Constanz fingen an, einzusehen, daß sie den Genfern ihren bessern Zustand zu verdanken hätten, und daß sie weder ihre Arbeiten, noch Häuser, weder ihre Gartengewächse, noch Fische, so theuer, als in den letzten Jahren würden verkaufen, und vermiethen können, wenn die Genfer durch Mißhandlungen gezwungen werden sollten, wieder abzuziehen. Weil die vornehmeren Familien in Constanz sich noch immer von den Genfern entfernt halten; so haben diese ein geräumiges Gartenhaus außer der Stadt gekauft, wo sie täglich zusammenkommen, um sich mit einander zu unter-

halten, oder durch unschuldige Spiele die Zeit zu verkürzen.

Gleich nachdem wir heute zu Mittage gegessen hatten, setzten wir uns in ein kleines Schiff, um nach Reichenau zu fahren. Wir stießen diesmal aus dem Hafen von Constanz ab, und ruderten unter der Rheinbrücke durch, ohne bey dem Ausflusse des Rheins aus dem See, oder unter der Brücke auch nur einen Schein von Gefahr zu finden. Das Wetter hätte nicht günstiger seyn können, wenn es weniger heiß gewesen wäre; allein auf der Insel trafen wir keine der Personen an, an die wir uns wenden wollten. Selbst der Aufseher der Closter-Bibliothek war verreist, und sein Stellvertreter wußte nicht einmal, oder wollte es nicht wissen, wo das Verzeichniß der Handschriften liege. Auch gab man vor, die Schlüssel zum Gewölbe nicht zu haben, in welchem die Heiligthümer, und Schätze der Kirche aufbewahrt werden. Die Rückfahrt in der kühlen, aber sanften Abendluft belohnte uns für die Hitze, die wir den Nachmittag ausgestanden hatten. Anfangs blendete die sinkende Sonne, wie das Antlitz einer Gottheit, indem sie feurige Ströme von Licht über den glatten Spiegel des Flusses ausgoß. Als sie aber in den Schooß des Rheins hinabzusteigen, und ihre Scheibe auf dem Wasser zu liegen, oder aus demselben hervorzuragen schien; da milderte sich der verwundende Glanz ihrer Strahlen in einen himmlischen Schimmer, der in unabsehlicher Ferne über die leichtbewegte Fläche des Flusses hinzitterte. Nicht weniger schön waren nachher die langen Streifen der

Abendröthe, die durch alle Schattirungen in ein bläuliches, nur noch kaum gefärbtes Licht wegschmolz, und uns aus dem Rhein wie vom Himmel entgegenglänzte. Der Rhein sieht von seinem Ausflusse aus dem Boden=See an bis über Reichenau hinaus wegen seiner Breite, und seiner sanften kaum bemerkbaren Bewegung eher einem See, als einem Flusse ähnlich; allein es war doch in der That eine sehr uneigentliche Anwendung dieses Worts, wenn man den breiten und langsamen Strom, und besonders die Hälfte, welche Reichenau vom festen Lande trennt, den kleinen Boden=See nannte, indem der Rhein nirgends in seinem Laufe aufgehalten wird, sondern vielmehr die schöne Insel, wie seine erstgeliebte Braut, mit beiden Armen umschließt. Wegen der Seichtigkeit, und Trägheit des Stroms wächst gegen Constanz hin, und besonders dem Paradiese gegenüber häufiges Schilf, von welchem ein morastartiger Geruch aufsteigt, dergleichen man sonst nur an dem Schilf von stehenden Wassern wahrnimmt.

Grüßen Sie alle unsere Freunde. Von Zürch schreibe ich Ihnen wieder, wo ich Briefe zu finden hoffe. Ich bin, u. s. w.

Zweyter Brief.

Schaffhausen, am 16. Jul. 1788.

Theuerster Freund,

Wir sind heute unserm ersten Vorsatze gemäß genau in der Mitte des Julius in der ersten Schweizerischen Stadt angelangt, so wie wir bisher eine jede Stadt pünctlich an eben dem Tage erreichten, an welchem wir sie zu erreichen uns schon in Göttingen vorgenommen hatten. Höchst reizend ist die Fahrt auf der ersten Station von Constanz aus an den Ufern des Rheins, und durch die fruchtbarsten mit Obstbäumen besetzten Gefilde; desto langweiliger aber sind die beiden übrigen Stationen, und besonders die letzte Station zwischen Singen und Constanz wegen der fast ununterbrochenen, und doch nicht schützenden Wälder, von welchen man eingeschlossen ist, und wegen des ewigen Hinab- und Hinauffahrens von Hügeln, die fast alle Aussicht hindern. Unglücklicherweise erhielten wir heute in Singen beynahe eben so schlechte Pferde, als das erstemal, und wir fingen mehrmahl an zu zweifeln, ob sie uns nach Schaffhausen bringen würden. Auf einem kleinen Spatziergange, den wir gegen den Hohen-Twieler Felsen hin machten, hörten wir, daß der bedaurenswürdige junge Mann, der schon im Jahre 1782 eine Zeitlang in einem finstern unterirdischen Kerker, auf der Festung saß, noch immer lebe, und eben so oft, und furchtbar tobe, wie

vormals. Wenn nicht die Hoffnung, die letzte, und oft einzige Freundin von Hülflosen, auch diesen Unglücklichen bisweilen in seiner schrecklichen Behausung besuchte, und ihn durch ihre stärkenden Verheißungen gegen Verzweiflung schützte; so müßte der von der übrigen Welt verlassene Gefangene längst aufgerieben worden seyn.

Wir waren heute noch nicht fünf Minuten aus dem Wagen gestiegen, als wir bey dem ersten Blick auf die Straße unsern Freund Lavater nebst seinem Sohn, und einigen Herren aus Schaffhausen vorübergehen sahen. Wir konnten uns nicht enthalten, unsern Zürcherischen Freund herauf zu rufen, von welchem wir zur Vermehrung unserer Freude hörten, daß seine verehrungswürdige Gattinn sich besser, als seit langer Zeit befinde, und gleichfalls hier sey. Wenn dies unerwartete Wiedersehn vorbedeutend wäre; so würden wir hoffen dürfen, daß unser Aufenthalt in der Schweiz sehr glücklich seyn werde.

Unsere späte Ankunft in Schaffhausen, und die große Hitze des Tages hinderten uns, vor fünf Uhr nach Laufen, dem Schlosse über dem Rheinfall zu fahren. Auf diesem Wege sahen wir Proben von Fruchtbarkeit des gegenwärtigen Jahrs, dergleichen uns auf unserer ganzen bisherigen Reise noch nicht vorgekommen waren. Alle Obstbäume in den Gärten und Wiesen, waren nicht bloß gestützt, und mit einigen Stäben gestützt; sondern hatten meistens sechs, acht, zwölf, ja einige sogar achtzehn bis vier und zwanzig Stützen unter sich, und doch waren mehrere durch die

Last ihrer Früchte niedergedrückt worden. — An einer der engsten Stelle des Weges trafen wir eine alte Frau an, die eine nicht sehr zahlreiche Heerde von Gänsen vor sich hertrieb. Weil diese Frau das Ansehen einer Reisenden hatte; so fragten wir sie, woher sie komme, und wohin sie wolle? Sie komme, antwortete sie, aus Schwaben, wo sie die Gänse aufgekauft habe, die sie weiter ins Zürcher Gebiet treiben wolle, wie sie alle Jahre zu thun pflege, weil die Gänse in der Schweiz viel seltener, und auch kleiner, als in Schwaben seyen. Ich weiß nicht, ob die Zürcherischen Oekonomen von diesem Gänsehandel schon etwas erfahren haben. — Die Gegend um das Schloß Laufen, und alles, was ich von dem Rande des hohen, und steilen Rhein-Ufers entdecken konnte, war mir so bekannt, als wenn ich es erst vor einigen Wochen gesehen hätte. Allein als ich auf die Gallerie kam, die an den Rheinfall und zum Theil in denselben hineingebaut ist, da war mir das, was ich hörte und sah, fast eben so neu, als wenn ich es noch nie gehört, und gesehen hätte. Der Fall des Rheins schien mir höher, und breiter, die Kraft und Geschwindigkeit der herabstürzenden Wellen viel grösser, und die ganze Wassermasse ungleich reicher, als im Jahre 1782, ungeachtet der Rhein jetzo im Jul. beträchtlich niedriger, als vor sechs Jahren im Junius war. Die Neuheit dieses Schauspiels, das ich vormals mit so großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, würde mich befremdet haben, wenn ich sie nicht gewissermaßen erwartet hätte, indem ich bald nach

der ersten Betrachtung des Rheinfalls fand, daß man die Eindrücke, die diese hinreißende Natur-Erscheinung hervorbringt, fast gar nicht mit der Einbildungskraft festhalten, und eben deßwegen auch nicht eine Zeitlang nachher auf eine der Empfindung sich nähernde Art erneuern kann. Der Anblick des Rheinfalls fesselte auch dießmal meine Sinne und Seele, und verschlang meine ganze Aufmerksamkeit so sehr, daß ich unter den Mit-Bewunderern nicht einmal einen meiner edlen Bernischen Freunde, den Herrn Baron von Kirchberger wieder erkannte, ungeachtet er mir, und ich ihm einigemal auf der engen Gallerie auswich. So mächtig aber auch der Rheinfall mich gestern erschütterte; so konnte ich mich doch von dieser erhabenen Scene nicht genug durchdringen lassen, weil der Zuschauer zu viele, die Zeit der Beobachtung zu kurz, und die Beobachtung selbst nicht ungestört genug war. Einer der Bedienten, die unsere Gesellschaft begleiteten, fragte: ob dann der entsetzliche Sturz von Wasser immer fortdaure? eine Frage, die mir in dem Munde des Fragenden sehr treffend schien, da es wider alle gemeine Erfahrung ist, daß eine solche Gewalt, dergleichen der fallende Rhein bey Laufen äußert, lange anhalte, und weil ein jeder, der nicht daran denkt, daß er den Fall eines großen Flusses vor sich hat, bey dem Anblick der herabschießenden Gewässer glauben muß, daß der Vorrath sich bald erschöpfen werde. Unser Führer, ein Bedienter aus dem Schlosse, machte uns auf eine Stelle an der rechten Seite der Galle-

rie aufmerksam, wo er vor nicht gar langer Zeit einer Frauensperson das Leben gerettet hatte. Diese Frauensperson war, ich weiß nicht, in welcher Absicht, auf die Bohlen gegangen, womit das Pfahlwerk in dem vorbeystürzenden Rhein belegt ist. Indem sie hier die Arbeit, weßwegen sie hier abgestiegen war, verrichten wollte, glitschte sie auf dem schlüpfrigen Holze aus, und fiel in den scheuslichen Abgrund hinab, der sich unter der Gallerie öffnet. Unser Begleiter war so glücklich, die Fallende bey dem Fuße zu erhaschen; allein er hatte nicht Kraft genug, sie aus den wilden Fluthen, die sie mit heftigen, und in jedem Augenblicke wiederholten Stößen an sich zogen, herauszureißen. Hier schwebte also die Unglückliche fast eine Viertelstunde in dem ungeheuren Rachen des Verderbens, von den brausenden Wellen, wie von Henkern gepeitscht, und in jedem Augenblick in Gefahr, in die gräßliche Tiefe hinabgeschleudert zu werden. Die Kräfte ihres Erretters waren beynahe erschöpft, als sein beständiges, und immer lauteres Schreyen endlich mehrere Helfer herbey brachte, die das fast entseelte Mädchen aus der augenscheinlichsten Todesgefahr befreyten.

Wir hatten kaum die letzte der Stuffen, die man an dem steilen Abhange ausgegraben, und mit kleinen Querhölzern befestigt hat, wieder erstiegen, als wir einen Kahn mit zween Ruderern herüber kommen sahen, deren Absicht es war, uns an das entgegengesetzte Gestade überzusetzen. Mein Freund Spittler und ich entschlossen uns gleich mit unserm

Bedienten die Fahrt zu wagen, und die Herren von Stockar und Müller waren so gütig, uns zu begleiten. Unsere Sitze waren bald fertig, und wir stießen frohen Muths vom Lande ab. Das kleine Schiff schwankte gleich in den ersten Augenblicken, da wir das Ufer verlassen hatten, sehr heftig; allein das Schwanken beunruhigte uns noch nicht, da wir glaubten, daß es von dem letzten Stoß herrühre, den der Kahn durch das gegen das Ufer gestemmte Ruder erhalten hätte. Je weiter wir aber fuhren; desto mehr nahm das Schwanken zu, und wurde zuletzt so stark, daß alle, die im Schiffe waren, erblaßten, und selbst einer der Schiffer das Gleichgewicht zu verlieren in Gefahr war. Da wir nun bald mit dem linken, bald mit dem rechten Rande des Kahns beynahe die unruhigen Wellen des tiefen und reißenden Flusses berührten; so riefen wir unsern erschrockenen Führern zu, daß sie uns so bald, als möglich, ans Land setzen möchten. Diese suchten uns durch die Vorstellung zu trösten, daß nichts zu fürchten sey, wenn wir uns nur ruhig verhielten, welches aber fast unmöglich war, indem wir uns unwillkührlich, je nachdem das Schiff sich rechts, oder links überneigte, auf die entgegengesetzte Seite legten, und dadurch allerdings die Bewegung des Kahns vermehrten. Unser Rufen, und das Gegenschreyen der Schiffer dauerte mehrere Minuten fort, bis diese endlich, wiewol ungerne nachgaben, weil sie fürchteten, daß sie durch das Umkehren ihre Schiffer-Ehre einbüßen möchten. Wir erreichten zwar glücklich das Ufer wieder,

allein weit unterhalb des Platzes, wo wir eingestiegen waren. Unsere Begleiter aus Schaffhausen versicherten, daß sie schon mehrere hundertmal über den Rhein gefahren wären; aber noch nie ein so gefahrvolles Schwanken, als diesmal empfunden hätten. Dies Schwanken entstand meiner Meynung nach hauptsächlich daher, daß wir nicht gleichförmig in die beiden Hälften des Kahns vertheilt waren. Die größte Gefahr, in der wir gewesen waren, hatten wir Fremdlinge gar nicht geahndet, indem es häufig geschieht, daß ein Kahn umschlägt, wenn man an einer Stelle zu landen sucht, wo das Ufer steil, und der Rhein tief, und reißend ist. Wenn Sie also jemals in die Schweiz kommen; so nehmen Sie sich ja in Acht, daß Sie sich nicht in zu großer Gesellschaft den leichten und schmalen Kähnen anvertrauen, womit man den Rhein gleich unter seinem Fall zu befahren pflegt. Wir hatten uns durch unsere Rheinfahrt so sehr verspätet, daß wir nur noch mit genauer Noth in die Stadt kamen, die von der Seite der Rheinbrücke gegen die Nacht geschlossen wird.

Zürch, am 18. Jul.

Hier sitze ich wieder in eben dem Zimmer, in welchem ich vor sechs Jahren wohnte, und aus welchem mich die Aussicht so oft entzückt hat. Das Gewimmel der Menschen vor dem Schwerdt, und auf den beyden Brücken, die schöne Limmat, der noch schönere See mit seinen mahlerischen Ufern, der Wasserthurm, das Rathhaus, und alle übrige Gebäude

in der Nachbarschaft finde ich eben so wieder, wie ich sie vormahls gesehen habe; allein die größte Zierde dieser Aussicht ist schon dahin. Die Schweizerhacken, auf welchen das Auge zuletzt ruht, sind ihrer Schneedecken durch die Hitze des Sommers beraubt, und stehen öde und leer da, umgeben mit schwarzen Wolken, wodurch die Glarner und Appenzeller Gebirge ganz unsichtbar werden.

Um das Vergnügen zu haben, mit unserm Freunde Lavater nach Zürch zu reisen, blieben wir gestern bis nach Mittage in Schaffhausen. Schon am frühen Morgen machten wir einige Besuche bey dem Herrn von Imthurm, Lavater's Gastfreunde, dem Herrn von Stockar, der die gestrigen Gefahren mit uns theilte, und zuletzt bey dem Herrn Professor Jetzler, dessen große Verdienste Sie aus einem Aufsatze in dem ersten Bande unsers historischen Magazins kennen. Wir fanden diesen verehrungswürdigen Patrioten in dem beynahe vollendeten Waisenhause, das ein dauerndes Denkmahl seiner erhabenen, und uneigennützigen Vaterlandsliebe bleiben wird. Es war diesem edeln Bürger nicht genug, sein ganzes Vermögen zur Errichtung des neuen Waisenhauses herzugeben. Er widmete zu eben dieser Absicht den größten Theil seiner Zeit, alle seine Kräfte, und seine vorzüglichen Kenntnisse in der Baukunst. Herr Jetzler beschäfftigte sich, da wir in das Waisenhaus eintraten, unter den übrigen Arbeitern, von welchen wir ihn an seiner einfachen Kleidung kaum hätten unterscheiden können. Das Gebäude ist dau-

erhaft und edel, und wird wahrscheinlich, wenn es ganz fertig ist, mit unsern meisten Teutschen Waisenhäusern verglichen, prächtig genannt werden können. Jeder Theil desselben ist nach einem so reifen, und so oft wiederholten Nachdenken entworfen, und ausgeführt worden, daß es flüchtigen Beobachtern nicht einmal einfallen kann, das Werk eines Meisters nach einem schnellen Blick richten zu wollen. Die Zimmer an der Erde sind an der einen Seite für die Knaben, und an der andern Seite für die Mädchen bestimmt; und diese Zimmer schienen uns anfangs wegen ihrer Unaufgeräumtheit, und wegen der Werkzeuge, womit sie angefüllt waren, nicht groß genug. Im ersten Stock werden die Aufseher und Lehrer wohnen: auch wird darin ein Saal zur Versammlung der Waisenherren eingerichtet werden. Die Bestimmung der Zimmer des zweyten Stocks war noch nicht gewiß entschieden. Der freye Platz hinter dem Waisenhause hat zwar keinen großen Umfang; allein er ist doch groß genug, um den Kindern zu den nöthigen Bewegungen, und Leibesübungen dienen zu können. Ein Theil dieses Platzes ist dem Rhein durch Eindämmen abgewonnen, und eben deßwegen ist der ganze Platz mit einer dicken und sichern Mauer umzogen worden. Die Einrichtung des Waisenhauses wird sich von den Teutschen auf eben die Art, wie die meisten übrigen Schweizerischen Waisenhäuser unterscheiden. In unsern Teutschen Waisenhäusern erzieht man verlassene Kinder aus den niedrigsten Volksclassen, die nach vollendeter Erziehung entweder den

Kriegsstand, oder irgend ein Handwerk ergreifen, oder auch Bediente werden. In der Schweiz hingegen nimmt man in die öffentlichen Waisenhäuser nur Kinder aus bürgerlichen, oft angesehenen Familien auf, unter welche sich manche viel zu gut dünken, als daß sie gemeine Soldaten, oder Handwerker werden sollten. Die Schweizerischen Waisenhäuser sind daher im Ganzen viel prächtiger gebaut, als die Teutschen. Die Kleidung, Wohnung, und Nahrung der Kinder ist in den erstern viel besser, als in den letztern; und besonders ist der Unterricht sorgfältiger und mannigfaltiger, als er zu seyn brauchte, wenn man bloß künftige Soldaten, oder Handwerker bilden wollte. Wenn unsere Teutschen Waisenhäuser manchmal darin fehlen, daß sie den Kindern nicht die nöthige Pflege, und den nöthigen Unterricht geben; so fehlen die Schweizerischen eben so oft darin, daß sie die Kinder zu gut halten, als daß sie nachher mit der Nahrung, und den Arbeiten gemeiner Handwerker zufrieden seyn könnten. Man darf es Herrn Jetzler zutrauen, daß er dies Gebrechen der Schweizerischen Waisenhäuser vermeiden werde.

So bald wir unsere Besuche geendigt hatten, setzten wir uns in einen offenen Wagen, um den Rheinfall noch einmahl ungestört, und mit Muße zu sehen. Schon von dem Gartenhause, das am Ende des Schloßgartens über den Wasserfall erbaut ist, bemerkte ich, daß er sich uns diesmahl ganz anders, als an dem letzten Ab.nd zeigen werde. Wir eilten daher voll ungeduldiger Erwartung auf die Gallerie, wo

der einzige rechte Standpunct für die Beobachtung des Rheinfalls ist, da man aus dem Gartenhause die umliegende Gegend, und, wenn ich so reden darf, die Decorationen des Rheinfalls am besten überschauen kann. Schon vor der Oeffnung der Thür, wodurch der Eingang auf die Gallerie verschlossen wird, fühlte ich beym ersten Blick, daß ich, der ich den Rheinfall jetzo zum drittenmahl sah, ihn dennoch zum erstenmahl in seiner wahren Gestalt, und in seiner ganzen Herrlichkeit sehen würde. Der Rheinfall ist ein so außerordentliches Schauspiel, daß, wenn man ihn bey der bloßen Erleuchtung des Tageslicht sieht, man sich unmöglich vorstellen kann, daß er durch den Glanz der Sonne noch um so vieles verherrlicht werden könne. Auch ich glaubte daher, daß ich mit den Strahlen der Sonne weiter nichts, als etwa den Anblick eines Regenbogens verloren hätte. Allein durch den vollen Glanz der Morgensonne wurde nicht nur die ganze Scene gehoben, und den Augen genähert, sondern es offenbarten sich nun auch viele erstaunenswürdige Erscheinungen, die ich vorher gar nicht geahndet hatte. Nun erst konnte ich recht bemerken, mit welcher unaussprechlichen Kraft die schäumenden Fluthen von dem Rande des Felsen-Betts, vorzüglich aber zunächst am Ufer herabgeschleudert wurden: wie sie mit schmetterndem Donner gleich auf den ersten Absätzen in emporsteigende, und gegen einander kämpfende Strudel und Wirbel zusammenstürzten: wie sie sich mit gereizter Wuth aus diesen Strudeln losrissen, und oft mit einem ungeheuern Sprunge in die gräß-

liche Tiefe hingbwarfen, um nicht von ihren Gegnern ereilt zu werden: wie sie aber dennoch bisweilen von den nachjagenden Wogen erreicht, und in den Abgrund hineingedrückt wurden. Als wir das erstemahl auf die Gallerie traten, kehrten wir vermöge einer unwillkührlichen Bewegung gleich wieder um, weil der Rhein in jedem Augenblicke zu wachsen, und mit einem solchen unaufhaltsamen Ungestüm auf uns einzudringen schien, daß wir fürchteten: er möchte alle Hindernisse und Schranken, welche Natur und Kunst ihm entgegengesetzt haben, niederreißen, und uns samt den Trümmern der zitternden Gallerie in seinen unergründlichen Schlund hinunterwälzen. Schon beym ersten Falle der Gewässer auf den schiefliegenden Abhang stiegen unaufhörlich Staubwolken und Wassersäulen empor, deren Gestalten und Bewegungen eben so unendlich, als die der Wellen waren, von welchen sie ausgeworfen wurden. Diese Nebelwolken hoben sich dem Scheine nach wenigstens eben so hoch über den Rand des Wasserfalls empor, als das obere Bett des Rheins über die untere Wasserfläche erhaben ist. Eben diese Wolken bildeten eine magische Wand zwischen dem Auge des Zuschauers, und zwischen dem gegenüber liegenden Ufer. Wenn ein Windstoß die Wolken theilte; so zeigten sich plötzlich die Gebüsche und Bäume des andern Gestades, die aber gleich wieder wie von Meeresfluthen verschlungen wurden, wenn ein entgegengesetzter Stoß die Nebel wieder zusammendrängte. Jeder Wirbel, jede Wolke wurde gleichsam die Quelle, oder Geburtsstätte von auffliegenden Staub-

wolken, die sich aber am dichtesten und furchtbarsten aus dem kochenden Abgrunde, in welchen alles zusammenstürzt, wie aus der Mündung eines feuerspeienden Berges emporwälzten. Der ganze Luftraum über dem weiten Becken des wiedergesammelten Rheins war mit einem sich immer erneuernden Wolkenmeere angefüllt, dessen Wellen und Ströme bald geschwinder, und bald langsamer gegen dem Busen zuflossen, der von dem Schaffhäuser Ufer gebildet wird. In diesem Wolkenmeere wurde jedes Wasserstäubchen von den Strahlen der Sonne durchdrungen: und ungeachtet man keine ausgemahlte, und scharf abgeschnittene Farben entdeckte; so war doch durch das Ganze ein gewisser rosenfarbner Schimmer verbreitet, der diesem Schauspiele einen überirdischen Reiz verlieh. Vor unsern Füßen tanzten zween schöne Regenbogen ihren entzückenden Zaubertanz, und sehr oft prangten die stäubenden Wassergüsse, und die dünnen Wasserstrahlen, die durch den Druck und Gegendruck der Fluthen herausgepreßt, und über die untere Wassermasse hingesprützt wurden, mit den herrlichsten Farben der Morgenröthe: eine Erscheinung, die ich sonst niemahls bey Wasserfällen wahrgenommen habe. Eine der schönsten Verzierungen des Wasserfalls war der Schatten, den das überhängende Gesträuch des hohen Felsenufers in den nahen Wasserfall warf. Dieser Schatten blieb gleichsam beständig in der Luft hängen, indem er auf den Spitzen der Schaumbüschel schwebte, womit die stets verschwindenden und wieder emporwallenden Strudel und Wellen gekränzt sind. — Wenn man an dem

von der Morgensonne erleuchteten Wasserfall auch so lange verweilt, bis der erste erschütternde, und fast betäubende Eindruck nachläßt, und bis man jeden einzelnen Theil, jede große, oder reizende Erscheinung abgesondert betrachtet hat; so wird man doch immer wieder von neuem an dies außerordentliche Schauspiel hinangezogen. Dann aber ist es nicht der bloße Anblick mehr, der einen fesselt; sondern man wird vielmehr durch die Betrachtungen festgehalten, die durch das, was man gesehen hat, und noch sieht, veranlaßt werden. Wer sollte auch nicht bey dem unausgesetzten Sturze des Rheins, wo eine Welle stets die andere vor sich herpeitscht, an die Unerschöpflichkeit der Natur denken, die nicht bloß die Urne des Rheins, nicht bloß die Urnen aller übrigen Flüsse füllte, sondern die auch in jeden Tropfen, so wie in jedes Staubtheilchen unversiegliche Quellen des Segens, und des Genusses ausgoß? — Jede vorüberschießende Welle, die sich in dem untern Becken des Rheins mit ihren Vorgängerinnen vereinigt, reißt dem Zuschauer einen Theil von seinem Leben ab, und wird ein warnender, oder schreckender Zeitmesser, der ihn erinnert, wie schnell die gegenwärtigen Augenblicke dahin fliegen, und sich unwiederbringlich in den Abgrund der Zeiten verlieren, der so viele Jahrtausende verschlungen hat. — Welche Menschengeschlechter erlebten den Fall der Felsmassen, die fast gewiß auf den beiden hervortretenden Ecken der obern Felsbank, und auf der hohen Wölbung in der Mitte des Abhanges standen? Wie viele Zeugungen werden verschwinden, bevor der angefressene

Fels an dem untern Rande des Abhanges, oder bevor das steile Felsenufer niedergeworfen wird, das sich dem Rhein, da, wo er am gewaltigsten tobt, mit unerschütterlicher Festigkeit entgegenstemmt? Diese oder ähnliche Betrachtungen müssen nothwendig in einem jeden gefühlvollen, und nachdenkenden Beobachter aufsteigen; und solche Betrachtungen dauern, und arbeiten noch lange in der Seele fort, nachdem man den Wasserfall verlassen hat. Voll von dem, was wir gesehen hatten, setzten wir uns gleich nach unserer Rückkunft zu Tische, und Sie können also leicht denken, wie groß unser Erstaunen, und Unwille war, als wir von dem Cronen. Wirth hörten, daß schon manche Reisende sich darüber gewundert hätten, wie man so viel Aufhebens vom Rheinfall machen könne. Einige, die sich recht weise dünkten, hatten am Rheinfall weiter nichts bemerkt, als daß das Wasser schwer sey. Die Namen solcher Spötter, oder Entweiher der Majestät der Natur sollten mit großen Buchstaben auf eine schwarze Tafel geschrieben, und zur verdienten Verachtung aller Reisenden in dem Speisesaale der Crone aufgehängt werden.

Der Weg von Schaffhausen nach Zürch über Winterthur hatte für uns in Rücksicht der Landschaften nicht viel Merkwürdiges, so wie die zuletzt genannte Stadt, ihre Spatziergänge, und umliegenden Gegenden uns nicht vorzüglich schön schienen. Der vortheilhafteste Standpunct auf der erstern Hälfte des Weges ist auf dem Schlosse Andelfingen, wo jetzo der Herr Landvogt Meiß wohnt, den ich schon bey mei-

ner ersten Reise kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Aus den Fenstern dieses Schlosses beherrscht man ein weit ausgebreitetes Thal, das von einem kleinen Flusse belebt wird, das aber nicht sehr bevölkert, und angebaut ist, wenn anders nicht die häufigen Hügel und Wälder die Wohnungen der Menschen und ihre Arbeiten verstecken. Einer der merkwürdigsten Männer in Winterthur ist ist der große Kenner und Mahler von Insecten, Herr Schellenburg, der so gütig war, uns viele von seinen meisterhaften Arbeiten zu zeigen. Die Straßen zwischen Schafhausen, und Zürch waren äußerst schlecht; doch läßt der Canton einen neuen und schönern Weg bauen, der bald fertig seyn wird. Wenn man die Schweiz überhaupt, oder den Canton Zürch nach den Dörfern beurtheilen wollte, die man zwischen Schaffhausen und Winterthur, und zwischen dieser Stadt und Zurch sieht; so würde man, wie ich auch schon von mehrern Reisenden gehört habe, keine sehr günstige Meynung von dem Zustande des Landmanns, und von der Fruchtbarkeit, und dem Anbau des Landes fassen können. Die Häuser in den Dörfern, und Flecken sind fast alle von Holz gebaut, und entweder mit Schindeln, oder mit Stroh gedeckt. Sie haben nicht bloß ein schmutziges, sondern sehr oft ein verfallenes Ansehen, welches uns um desto mehr auffiel, da wir aus den Gegenden von Teutschland kamen, in welchen unstreitig die schönsten Dörfer sind. Das Geschirr und Ackergeräth schien meistens eben so sehr, als die Ausbesserung der Häuser vernachlässiget zu werden; und die Kinder, die uns

anbettelten, hatten eine ungesunde Farbe, und waren mit zerrissenen, und unreinlichen Lumpen behangen. Man gestand in Zürch selbst ein, daß die Gegend, durch welche wir gekommen wären, eine der unfruchtbarsten, und am wenigsten glücklichen sey; allein man überzeugte uns bald, daß man von diesem Theile nicht auf das Ganze schließen könne.

Am 25. Jul.

Hier, mein Werthester, habe ich im Schooße der Freundschaft die lange verlorne Ruhe gefunden, nach welcher ich mich so lebhaft sehnte, und deren ich so sehr bedurfte. Zürch ist die erste unter den Städten, wo wir uns einige Zeit aufgehalten haben, in welcher nicht gleich jeder Tag ausgetheilt, und jede Stunde besetzt war. Hier genoß ich seit langer Zeit zum erstenmal das Vergnügen wieder, mich an jedem Morgen Meister von dem bevorstehenden Tage zu fühlen, und an jedem Abend mich ohne den beunruhigenden Gedanken zu Bette zu legen, daß ich vielleicht zu spät für eine abgeredete Partie erwachen werde. Hier konnte ich ganz nach meinem Wohlgefallen lesen, spatzieren gehen, Freunde und lehrreiche Sammlnngen, oder nützliche Anstalten besuchen. Wenn ich auch nicht schon das meiste, was man Fremden zu zeigen pflegt, gesehen hätte; so würde ich dennoch manches Merkwürdige mit Vorsatz übergangen haben, um nur einmal ausruhen zu können. Das regnichte Wetter, das wir einige Tage her hatten, vereitelte uns zwar eine, und die andere Landpartie; allein zugleich be-

günstigte es meine Absicht, entweder in ungestörter Einsamkeit, oder in der Gesellschaft von Freunden, in welcher ich keine Art von Zwang empfand, mich von der bisher geführten unsteten Lebensart zu erholen.

Wir waren so glücklich, alle unsere übrigen vertrauten Freunde, und Freundinnen in erwünschtem Wohlseyn anzutreffen; nur vermißten wir mit inniger Wehmuth in diesem Kreise theurer Personen den unsterblichen Geßner, und den unvergeßlichen Chorherrn Schinz, einen der redlichsten Männer, und der gelehrtesten Aerzte, die Zürch seit langer Zeit besessen hat. Dem Dichter und Mahler Geßner werden seine Freunde ein Ehren-Denkmahl auf dem Schützen-Platze nicht weit von dem neuen Pavillon errichten, den man erst seit einigen Jahren erbaut hat. Die Landschaftsstücke dieses großen Idyllen-Dichters, und Idyllen-Mahlers werden so sehr geschätzt, daß man sie mit zwanzig und mehrern Louisd'or bezahlt. Er hat nur fünf, oder sechs Gemählde, und unter diesen ein unvollendetes nachgelassen, die aber, wie billig, die Familie als ein unveräußerliches Heiligthum aufbewahren wird.

Den größten Theil unserer Zeit brachten wir in dem Schinzischen, und Lavaterischen Hause zu. Neue Verbindungen suchten wir nicht; doch freuten wir uns sehr über die günstigen Gelegenheiten, die uns mit den beiden Herren Zunftmeistern Irminger und Heidegger bekannt machten. Dieser, ein würdiger Sohn des großen Bürgermeisters Heidег-

ger, besitzt ausser einer Sammlung von Gemählden und Kupferstichen einen großen Schatz von trefflichen, besonders von seltenen Büchern, und unter diesen mehrere, von welchen die größten Bücherkenner nicht einmal wußten, oder zweyfelten, ob sie vorhanden seyen. Herr Irminger wird als ein rechtschaffener, einsichtsvoller, und thätiger Mann allgemein verehrt, und diese Verehrung verdient er um desto mehr, da er sich selbst gebildet hat. Nach diesem Urtheil werden Sie sich gewiß wundern, wenn ich Ihnen sage, daß Herr Irminger ein Becker sey. Allein er läßt, wie mehrere andere Männer von ähnlichen Verdiensten, die angeerbte Beschäfftigung von seinen Leuten treiben, wie unsere Teutschen Edelleute ihre Güter von ihren Leibeigenen, oder Knechten bauen lassen.

So heiter auch bey unserm jetzigen Aufenthalte in Zürch das Wetter meistens war; so hatten wir doch auch nicht ein einzigesmal aus den Fenstern unsers Gasthofes eine solche Aussicht auf die von der Abend- oder Morgensonne erleuchteten Berge, dergleichen uns im Jahre 1782 gleich am ersten Abend, und Morgen unserer Ankunft gewährt wurde. Wenn die Sonne in diesen Tagen auch noch so lange, und lebhaft schien; so blieben die Berge am Ende des Horizonts doch immer mit Nebel bedeckt. Dieser fast unbewegliche Wolkenschleier wurde selbst an dem schönen Nachmittage, an welchem wir mit Lavater auf dem See nach Küßnacht fuhren, nur auf einige Augenblicke von den Spitzen oder Seiten der beschneyten

Glarner und Appenzeller Gebirge weggezogen, die aber in kleinen und abgerissenen Bruchstücken betrachtet, keinen mächtigen Eindruck machten. Die Schweizer-Hacken, und auch der entferntere, zwischen dem Hacken und dem Albis herüberblickende Rigiberg waren mit schwarzem Gewölk, wie mit einem Trauermantel umhangen, und man konnte an den erstern weder Alpen, noch Sennhütten, weder Wälder noch Felswände unterscheiden.

Zu den angenehmsten, und lehrreichsten Stunden, die ich diesmal in Zürch zugebracht habe, rechne ich diejenigen, die mir beym Lesen, und Wiederlesen der Abhandlung des Herrn Rathsherrn Hirzel über den Einfluß der Fabriken auf Feldbau, und Sitten, im dritten Bande des Höpfnerischen Magazins verflossen sind. Dieser treffliche Aufsatz enthält viel mehr wichtige Nachrichten über den gegenwärtigen und vormaligen Zustand des Cantons Zürch, als man bey einem langen Aufenthalt durch eigene auch noch so sorgfältige Erkundigungen und Beobachtungen erfahren kann. Wenn man ihn liest, so ist man nicht bloß in der Gesellschaft seines verehrungswürdigen Verfassers, sondern man hört auch zugleich die Resultate der genausten Untersuchungen von manchen andern aufgeklärten Patrioten, deren Einsichten und Arbeiten Herr Hirzel benutzt hat. Man lernt die Stadt, und vorzüglich die Landschaft von Zürch nicht bloß kennen, wie sie jetzo sind, sondern auch wie sie vormals waren, und wie sie das, was sie jetzo sind, allmählig wurden: und man sieht gleichsam den Feld-

bau, und Handel, die Viehzucht, Gewerbe, und Bevölkernng von einem Menschenalter zum andern wachsen. Wenn in diesem Aufsatze die wichtige Frage von dem Einflusse der Fabriken auf den Feldbau und die Sitten, die jetzo alle Gelehrte und Staatsmänner in der Schweiz theilt, oder wenigstens beschäfftigt, nicht ganz befriedigend beantwortet seyn sollte; so enthält er wenigstens alle Data, die zur Auflösung dieser Frage erfordert werden, insoferne sie auflöslich ist. Da ich voraussetzen darf, daß Ihnen der dritte Theil des schätzbaren Höpfnerischen Magazins noch vors erste nicht zu Gesicht kommen werde; so will ich, wenn mir anders so viel Zeit übrig bleibt, zu Ihrer, und meiner eigenen Unterhaltung die wichtigsten Nachrichten aus der Hirzelschen Schrift kurz ausziehen, und diese mit den Angaben und Anmerkungen begleiten, die ich von andern wackern Männern erhalten habe, oder die dadurch in mir veranlaßt worden sind.

Die segensvollen Wirkungen der Reformation zeigten sich sehr bald noch in eben dem Jahrhunderte, in welchem man das Joch der Priesterherrschaft, und des Aberglaubens abgeworfen, in welchem man eine Menge von Feiertagen, und die damit verbundenen Ausschweifungen und Müßiggang abgeschafft, den Unterricht der Jugend und des Volks vermehrt, und verbessert, und eben dadurch die Sitten gereinigt, vorzüglich aber Nüchternheit, Mäßigkeit, und Fleiß empfohlen, und verbreitet hatte. Der erwachende Geist der Industrie wandte sich zuerst auf die Ver-

vollkommnung der Viehzucht, und des Ackerbaus hin, die beide von der Bürgerschaft mit großem Eifer getrieben wurden. Fast alle Haushaltungen hielten eine, oder mehrere Kühe, und es wurden im sechszehnten Jahrhundert verschiedene Gesetze gegeben, in welchen man die Zahl von Kühen bestimmte, die eine jede, oder mehrere in einem Hause beysammenwohnende Familien auf die Gemeinweiden treiben durften. Alle reiche, und wohlhabende Hausväter legten einen großen Theil ihres Vermögens an gutgelegene Grundstücke und Landgüter, die bey der geringen Bevölkerung, dem nicht beträchtlichen Vorrath an baarem Gelde, und dem niedrigen Tagelohn eben so vortheilhaft erstanden, als benutzt werden konnten. Fabriken und Handel waren so unbedeutend, daß der Kaufzoll im Jahre 1531 nur 237 Pfund, und der Fabrikzoll gar nur 35 Pfund einbrachte. Zwar stieg der letztere bis 1611 auf 763 Pfund, und der erstere auf 815 Pfund. Allein wenn man diese kleinen Summen mit denen vergleicht, welche diese Zölle jetzo eintragen; so ergiebt sich bald, daß die wachsenden Fabriken, und Handel nur einen geringen Antheil an der außerordentlichen Vermehrung der Volksmenge hatten, die im Jahre 1610 fast noch einmal so groß, als im Jahre 1529 war. Im letztern Jahre nährte der Canton Zürch nur 76229, und im erstern hingegen 143990 Menschen. Wenn Waser, aus dessen Tabellen diese Zahlen genommen worden sind, richtig gerechnet hat; so muß man nothwendig über die heil-

samen Einflüsse erstaunen, welche die Einfalt und Unschuld der Sitten im ersten Jahrhundert nach der Reformation auf die Bevölkerung im Zürcherischen Gebiet gehabt haben. Im ganzen sechszehnten Jahrhundert waren Handel und Manufacturen im Steigen, aber doch von keiner großen Erheblichkeit. Landbau und Viehzucht wurden zwar verbessert, allein nirgends waren die weitläuftigen, und wenig benutzten Allmenten getheilt: Brach- und Stoppelweiden waren noch durchgehends üblich, und eben so allgemein galt das sogenannte Zelgen-Recht, oder die schädliche Verbindlichkeit, jeden Acker das dritte Jahr brach liegen zu lassen. Die Kunst zu düngen und zu wässern, und besonders die Kunst, Fluren, Wiesen und Weiden mit ganzen Reihen von Obstbäumen zu besetzen, waren wenig, oder gar nicht bekannt; und dennoch war die Volksmenge im Jahre 1610 nicht nicht einmal um 40000 Köpfe geringer, als sie jetzo ist, da Ackerbau, Viehzucht, Manufacturen und Handel den höchsten Grad erreicht haben, den sie nur erreichen können. Im Jahre 1785 lebten im Canton Zürch 167564 Seelen. In dem gegenwärtigen Jahre schätzt man sie auf 180000, von welchen 12000 auf die Stadt gerechnet werden. Wenn die jetzigen Einwohner der Stadt und Landschaft Zürch sich mit so wenigem begnügten, als die Vorfahren vor einigen Jahrhunderten; so müßte, scheint es, die Bevölkerung wenigstens noch um die Hälfte stärker seyn, als sie wirklich ist.

In dem vergangenen Jahrhundert herrschte die

Pest zwischen 1610 und 1634 zweymal, und verminderte die Bevölkerung fast um ein Drittel. Diese stieg zwar wieder von 1634 bis 1678 von 87621 auf 139146; allein die große Theurung in dem Anfange des letzten Decenniums des siebenzehnten Jahrhunderts nahm ein Siebentel der ganzen Volksmenge weg, und machte sie bis auf 119442 herabfallen; so daß der Canton Zürch in einem ganzen Jahrhundert nicht allein gar nichts gewann, sondern durch unvermeidliche Landplagen über 20000 Menschen verlor. Dieser großen Unglücksfälle ungeachtet blühte der Handel, noch mehr aber die Fabriken mit jedem Jahrzehend immer mehr und mehr auf; und der Fabrikzoll brachte im Jahre 1691 eine Summe von 34498, und der Kaufhauszoll 5313 Pfunde ein. Der Feldbau vervollkommnete sich in diesem Zeitraume allerdings auch; aber, wie es scheint, nicht in dem Verhältnisse, in welchem Handel und Gewerbe zunahmen. Im Anfange des letzten Jahrhunderts fingen schon mehrere Besitzer an, ihre Güter in den fruchtbaren Feldern, die nahe an der Stadt liegen, einzuzäunen; allein diese Einzäunungen, oder Einschläge wurden auf die Klagen der Mezgerzunft, oder auch solcher Gemeinden, die das Recht der Brach- und Stoppelweide hatten, zu wiederholten malen verboten, oder eingeschränkt; und nur in theuern Jahren erlaubte man es den Gütern-Besitzern, im Sihlfelde ihre Fluren und Wiesen ganz nach ihrem Belieben zu nutzen. Im Jahre 1692 bewog endlich die große Theurung die Regierung, das Recht der Brach-

und Stoppelweide im Sihlfelde ganz aufzuheben, und den Güter-Besitzern zu erlauben, daß sie sich von diesem beschwerlichen Rechte durch die Erlegung eines mäßigen Zinses, oder eines geringen Capitals loskaufen könnten. Herr Hirzel bemerkt sehr richtig, daß die große Theurung am Ende des letzten Jahrhunderts seinem Vaterlande einen ähnlichen dauernden Nutzen, wie die Theurung in den Jahren 1771 und 1772 verschafft habe. Diese letzte Theurung kostete dem Canton Zürch zwanzigtausend Menschen; allein sie veranlaßte, oder vermehrte den Cartoffelbau, und vorzüglich die Vertheilung der Allmenten; wodurch die Bevölkerung und der Wohlstand vieler Gemeinden auf eine auffallende Art gewonnen hat.

So sehr sich aber Handel und Gewerbe während des letzten Jahrhunderts in Vergleichung mit den ältern Zeiten vermehrten; so gering waren sie, wenn man sie mit den Fabriken und dem Handel des gegenwärtigen Jahrzehends zusammenhält. Den eigentlichen Flor der Industrie, und des Handels, kann man erst von dem Ende des letzten, und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts anrechnen, um welche Zeit Flüchtlinge aus Frankreich, und aus den Italiänischen Vogteyen, die ihr Vaterland um der Religion willen hatten verlassen müssen, den Zürchern nicht bloß ihre Reichthümer, sondern auch ihre Betriebsamkeit und Künste zubrachten, und sie besonders in der Kunst, Seide und Baumwolle zu spinnen, und zu weben, unterrichteten. Die Bevölkerung wuchs zwischen 1700 und 1762 von 119442 auf 172220 an;

der Fabrikzoll verdreyfachte, und der Kaufhaus-Zoll verdoppelte sich, indem jener schon im Jahre 1751. 82773, und dieser 6213 Pfunde einbrachte. In der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aber hob keine andere Arbeit den Wohlstand und die Bevölkerung der Landschaft von Zürch so mächtig, als die Einführung der Musselin-Fabriken, die in den ersten Jahren des sechsten Decenniums geschah. Den Gewinn an Menschen, den diese Fabriken hervorbrachten, kann man im Allgemeinen nicht genau bestimmen, da die Hungersnoth in den siebenziger Jahren im Zürcher-Gebiet, wie anderswo, eine große Sterblichkeit verursachte; allein die Wichtigkeit dieser neuen Fabriken kann man aus dem plötzlichen Steigen der Zölle schließen, das auf die Verbreitung derselben folgte. Der Fabrikzoll brachte im Jahre 1771, wo die Bevölkerung sich schon um 14000 Köpfe vermindert hatte, 114455, und der Kaufhaus-Zoll 7599 Pfund ein. Der erstere betrug ferner im Jahre 1775. 127822, im Jahre 1785. 156983, und 1786. 159117; und der andere in eben diesen Jahren 10248, 14221, und 14185 Pfund. Mit Recht also begünstigte die Obrigkeit von jeher den Handel in der Stadt, und die Fabrikarbeiten auf dem Lande, da der eine, und die andern die öffentlichen Einkünfte so außerordentlich vermehrt haben.

Die Wichtigkeit der Fabriken überhaupt im Canton Zürch läßt sich aus folgenden Datis abnehmen. Diejenigen, welche die Zahl der Fabrikarbeiter am mäßigsten schätzen, geben sie mit Herrn Hirzel we-

nigstens auf 50000 an, und ein sachkundiger Staatsmann versicherte mir, daß man ihrer wenigstens 60000 annehmen könne. In manchen Gemeinden und Aemtern macht die Zahl von Familien, die gar keine Güter haben, kleine Gärten ausgenommen, ein Drittel, oder gar die Hälfte aller Haushaltungen aus. Wenn man auch nur rechnet, daß ein jeder Fabrikarbeiter wöchentlich einen Gulden verdient; so fließen doch wöchentlich 50 bis 60000 Gulden baares Geld aus der Stadt auf das Land, und welch eine ungeheure Summe also wird jährlich durch alle, auch die kleinsten, und entferntesten Gliedern des Staatscörpers vertheilt! Bey dem sichern Erwerb und den mäßigen Abgaben, die er entrichtet, hat der Landmann nicht nöthig, das ihm versagte Recht zu bedauern, für eigene Rechnung zu handeln, und fabriciren zu lassen. Nach strengem Rechte ist ihm nicht einmal erlaubt, für andere, als Zürcher Fabricanten zu arbeiten. Die Kaufleute in der Stadt sollen auch schon mehrmal darauf gedrungen haben, daß man selbst die an den äußersten Gränzen des Cantons wohnenden Bauern hindern möchte, für auswärtige Unternehmer zu arbeiten; allein die Obrigkeit hat, wie es heißt, auf dieses Ansuchen geantwortet: daß sie, so viel in ihrer Macht sey, das Arbeiten für Fremde, oder Nachbaren hindern wolle, wenn die Kaufmannschaft sich anheischig mache, den an der Gränze wohnenden Fabrikarbeitern zu allen Zeiten genugsame Arbeit zu verschaffen. — Die Einwohner der Stadt- und Landschaft Zürch brauchen nach den geringsten Angaben

jährlich für anderthalb, wie andere sagen, für zwo Millionen ausländischer Waaren, unter welchen manche ganz unentbehrliche Bedürfnisse sind; und zur Aufbringung dieser Summe tragen alle einheimische Naturproducte, die man auswärts absetzt, nicht viel mehr, als den zehnten Theil bey. Der wichtigste Artikel der Ausfuhr ist der Wein, von welchem man jährlich für 120 bis 200000 Fl. verkauft: welche Ausfuhr einem jeden wenig beträchtlich scheinen muß, wenn er hört, daß im Zürcher Gebiet funfzehn tausend Morgen, oder Jucharte, jede zu 30000 Quadratschuhen gerechnet, mit Reben bepflanzt sind. Außer dem Wein überläßt man den Nachbaren noch etwas getrocknetes Obst, und Kirschwasser; allein das Geld, was dafür gelös't wird, kommt eben so wenig in Betrachtung, als die Interessen von Capitalien, die man auswärts belegt hat. Bey weitem also der größte Theil der Summen, womit man die Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens aus nahen und fernen Landen herbeyzieht, wird durch den Fleiß von Kaufleuten, Fabricanten, und Fabrikarbeitern gewonnen.

Die vermehrte Industrie von Fabricanten, und Fabrikarbeitern hat unläugbar für den größten Theil des Landes, und besonders für die Oerter an beiden Ufern des Zürcher-Sees die gesegnetsten Folgen gehabt. Der erhöhte und sichere Erwerb, den die Verbindung der Fabrikarbeiten mit den Arbeiten des Feldbaus darbot, beschleunigte und vervielfältigte die Ehen, und vermehrte dadurch die Theilung und den Werth

der Güter, so wie die Erweiterung, und Verschönerung von Häusern und Dörfern. Wegen der Aussichten, welche dem Landmanne seine und seiner Kinder Arbeitsamkeit eröffnete, setzte er der Fruchtbarkeit seiner Ehe keine frühe oder ängstliche Gränzen mehr. Vormals scheuten sich Väter und Söhne, größere, und noch mehr, mäßige Güter zu theilen, weil man besorgte, daß jedes einzelne Stück seinen Mann nicht ernähren möchte. Diese Furcht verschwand gänzlich nach der Verbreitung der Fabriken und Fabrikarbeitern; und nun theilen die Söhne immer von neuem die vielleicht schon mehrmal zerstückelten Erbtheile ihrer Väter, weil man überzeugt ist, daß auch ein kleiner Acker hinreiche, seinen fleißigen Besitzer mit Weib und Kind zu ernähren. Wegen diesen stets fortschreitenden Theilungen werden die großen Güter, und ganze Ochsenzüge, oder Ochsengänge mit jedem Jahre seltener, und das Land wird immer mehr und mehr gartenmäßig und mit der Hacke gebaut. Man rechnet, daß im ganzen Canton Zürch 4000 Pferde, und 10000 Zugochsen vorhanden seyen, welche Zahlen Sie sehr klein finden werden, wenn Sie bedenken, daß der Flächeninhalt des in hohem Grade angebauten Cantons 42½ geographische Meilen beträgt.

Mit der Zahl der Ehen und Menschen stieg ganz natürlich in gleichem Verhältnisse die Zahl der Häuser, und der Umfang von Dörfern und Flecken. Wo noch vor einem Menschenalter eine, oder einzelne abgelegene, und zerstreute Wohnungen standen, da erblickt man jetzo ansehnliche Dörfer, und kleine

armselige Dörfer sind zu weitläuftigen, und städtischen Flecken angewachsen. Selbst die kahlen und kalten Rücken von Bergen, die sonst nur von Heerden besucht wurden, und die verödeten Plätze an dem Rande ausgehauener Wälder sind und werden je länger je mehr mit neuen Wohnungen glücklicher Menschen bedeckt. In solchen Oertern aber, wo vermöge eines alten Gewohnheits-Rechts die Zahl von Häusern, oder Feuerstellen unwiederruflich bestimmt ist, in solchen Oertern wurde man entweder gezwungen, die Obrigkeit anzuflehen, daß sie die Erbauung neuer Häuser erlauben möchte, oder man erhöhte und erweiterte die bisherigen Wohnungen, so viel man konnte, um desto mehr Familien aufnehmen zu können. In solchen Dörfern und Häusern wohnt nicht etwa in jeder Stube eine, sondern drey und mehrere Haushaltungen beysammen, welches Zusammenwohnen freylich den Sitten nicht günstig ist. Alle Dörfer und Flecken, in welchen sich viele Fabrikarbeiter aufhalten, unterscheiden sich von den übrigen durch die Neuheit, Schönheit und Dauerhaftigkeit der Häuser. An statt daß die Väter oder Großväter in hölzernen, und schmutzigen Strohhütten lebten, wohnen die fabricirenden Bauern in steinernen Häusern, die mit Ziegeln gedeckt sind. Fleißige und sparsame Arbeiter suchen eine Ehre in der Schönheit, Reinlichkeit und Heiterkeit ihrer Wohnungen, so wie in der Erweiterung und dem vollkommenen Anbau ihrer Grundstücke. Die Menge der Concurrenten und die verbesserte Cultur hat den Werth von Aeckern und Wiesen an

einigen Orten um das doppelte, und an andern um das dreyfache erhöht. Diejenigen, die keine Lust, oder Gelegenheit haben, ihre liegenden Gründe zu erweitern, wenden das von Fabrikarbeiten ersparte Geld auf die Verbesserung ihres Viehstandes, und der kleinen Güter, die sie einmal besitzen. Man kauft die schönsten und milchreichsten Kühe, die man nur haben kann, und sucht sie durch das ausgesuchteste Futter, und die beste Pflege in reinlichen Ställen zu veredeln, oder wenigstens in ihrer ursprünglichen Güte zu erhalten. Man begnügt sich nicht mit der Vermehrung des Düngers, der aus der Stallfütterung entsteht, nicht mit der genauen Sparung des flüssigen Düngers zur Begiessung der Wiesen; sondern man kauft Mist und Stroh aus der Stadt, oder aus ferneren Gegenden, wo man dergleichen zu verkaufen hat, sammelt oder sucht Asche und befruchtende Erdarten, legt in sumpfigen Gründen Strohwiesen an, und verwendet alle diese Arten des Düngers auf Aecker, Gärten und Wiesen, welche letztere man mit dem besten Kleesaamen besät, mit den trefflichsten Obstbäumen bepflanzt, und hin und wieder eben so kunstreich, als im Bernischen bewässert. Nicht weniger allgemein, als die Stallfütterung, ist das Säen des Klees in Roggen- und Gerstenfelder, und die Benutzung desselben auf Brachfeldern. Durch diesen vermehrten Kleebau hat sich der Viehstand in den meisten Gegenden des Cantons außerordentlich verbessert; vorzüglich aber hat sich die Gegend jenseits des Albis-Gebirges seit sechzig Jahren durch den Viehhan-

del nach Italien empor gehoben. Dieser Viehhandel nach Italien, gegen welchen die Schweizerischen Patrioten mit mancherley Gründen eifern, nimmt mit jedem Jahre zu. Im Jahre 1786 wurden in Bellenz an großem und kleinem Hornvieh, das aus Zürch, Bündten, Uri, Schweiz, und Unterwalden auf den großen Markt nach Lauis getrieben wurde, 11829 Stück verzollt, da nur noch wenige Jahre vorher nicht viel über 3000 Stück über den Gotthart gebracht worden waren.

Ohne Widerrede also haben die Fabrikarbeiten in den meisten Gegenden des Zürcher-Gebiets neben der Bevölkerung die Verschönerung und Erweiterung der Dörfer, die Verbesserung des Viehstandes, und den Anbau des Landes befördert, und an vielen Stellen den dürren steinigen Boden in das fruchtbarste und lockerste Erdreich verwandelt. Die schnellsteigenden Fabriken, und die in gleichem Verhältniß wachsende Volksmenge, verursachten einen unmäßigen Verbrauch des Holzes, und eine daher entstehende Theurung, die dadurch noch vermehrt wurde, daß man aus Mangel von Aufsicht und Kenntniß die Wälder nicht forstmäßig behandelte. Gerade diese Theurung des Holzes aber wurde die Ursache einer bessern Forstordnung, und trieb auch die Einwohner an, nach andern brennbaren Materialien, nach Torf und Steinkohlen zu suchen. Die ersten, die im Anfange dieses Jahrhunderts Torf und Steinkohlen gruben und brauchten, wurden Gegenstände eines allgemeinen Spotts und Eckels. Man wies mit Fingern auf diese Wohlthä-

ter ihres Vaterlandes, und verstopfte die Nase, wenn man vor ihren Häusern vorüberging. Jetzo hingegen ist man allgemein überzeugt, daß das Graben des Torfs ein großer Segen für Stadt und Land sey.

Nur bey einem so hohen Wohlstande, als die Industrie in den fabricirenden Gemeinden erzeugt, ist es dem Landmann möglich, sich bald von solchen Unglücksfällen zu erholen, dergleichen im Jahre 1778 das Dorf Küßnacht traf. In dem angezeigten Jahre schwellte ein Wolkenbruch das Waldwasser, das durch Küßnacht fließt, auf einmal so ungeheuer an, daß viele Häuser niedergerissen, vier und sechzig Menschen von den Fluthen weggeschwemmt, und die herrlichen Fluren und Wiesen mit hohem Schutt und Graus überdeckt wurden. Dieser Unfall schlug die fleißigen Einwohner von Küßnacht so wenig nieder, daß man vielmehr nach vier Jahren nicht eine Spur von dem angerichteten Schaden wahrnehmen konnte, da anderswo selbst in Städten mäßige Brandstellen oft manche Jahre lang unaufgeräumt, und unbebaut bleiben. In eben diesem Dorfe sammelte man in einer halben Stunde dreyßigtausend Gulden zu einer Kirchensteuer: eine Summe, die man in großen Städten als ein Beweis von einem außerordentlichen frommen Eifer preisen würde.

Eins der erfreulichsten, und lehrreichsten Beyspiele von den wohlthätigsten Einflüssen der Fabrikarbeiten gieb / die Herrschaft Wädenschweil am Zürcher-See, und die Vergleichung dieses Hauptsitzes der Fabrikarbeiten mit der Herrschaft Regensperg her. Die

erste dieser beiden Herrschaften besitzt an Gütern nicht mehr, als 9156$\frac{1}{4}$ Jucharte, und nährt 7227 Menschen, unter welchen 1965 Fabrikarbeiter sind. Die Herrschaft Regensperg hingegen enthält 18414 Jucharte, und zählt nicht mehr, als 3980 Seelen, unter welchen sich nur 176 Fabrikarbeiter finden. Die Herrschaft Wädenschweil hat aber nicht bloß auf der Hälfte des Raums fast zweymal so viel Einwohner, als Regensperg; sondern sie zeichnet sich auch vor allen, oder den meisten übrigen Gemeinden des Cantons Zürch durch die Schönheit und Größe ihrer Einwohner, durch die Größe und Ergiebigkeit ihrer Kühe, und durch die Trefflichkeit ihres Obstwachses aus, der im ganzen Zürcher-Gebiete nicht besser ist. Höchst interessant ist das Fortschreiten der Bevölkerung in den beiden genannten Herrschaften, das Ihnen folgende Tabelle zeigen wird.

Im Jahre							
1467	hatte Wädenschweil		431	und Regensperg		599	Seelen.
1529	—	—	1526	—	—	2890	—
1588	—	—	3060	—	—	3360	—
1610	—	—	4039	—	—	4290	—
1634	—	—	2829	—	—	2840	—
1671	—	—	4421	—	—	4064	—
1678	—	—	4730	—	—	4090	—
1700	—	—	3997	—	—	4280	—
1748	—	—	5931	—	—	3909	—
1762	—	—	6474	—	—	5031	—
1771	—	—	7675	—	—	4057	—
1773	—	—	7415	—	—	3949	—

Die Widersacher der Fabriken führen gewöhnlich die Abnahme des Zehnten als einen Beweis von den nachtheiligen Wirkungen der Fabrikarbeiten auf den Feldbau an; allein dieser Umstand ist lange nicht so entscheidend, als wofür ich ihn selbst ehemahls gehalten habe. Im Ganzen genommen ist es freylich wahr, daß in den fabricirenden Dörfern der Frucht=Zehent abgenommen hat, und noch immer abnimmt; und hieraus konnte man mit Recht schließen, daß der Fruchtbau gesunken sey: im geringsten aber nicht, daß der Anbau des Landes überhaupt sich verschlimmert habe. In den fabricirenden Gemeinden verwandelt man manche Fruchtfelder in Wiesen, oder wechselt die Getraide=Erndten mit Klee=Erndten ab, weil die Wartung von Wiesen weniger Kosten, Mühe, und Zeitverlust verursacht, als die Bearbeitung von Getraidefeldern. Diese Verwandlung von Aeckern in Wiesen und Kleefelder zieht nicht allein keine Verschlimmerung der Cultur nach sich, sondern ist vielmehr eine außerordentliche Verbesserung derselben, indem Wiesen, die sorgfältig gedüngt, mit guten Futterkräutern besä't, und mit feinen Obstbäumen bepflanzt sind, viel mehr eintragen, als die ergiebigsten Kronfelder, weßwegen die erstern auch meistens einen doppelt oder dreyfach höhern Preis haben, als die letztern. Der Fruchtzehent kann also immer mehr und mehr fallen, und dennoch die Cultur des Landes immerfort verbessert werden. Die Obrigkeit fordert zwar von den in Wiesen verwandelten Ackerfeldern, oder von solchen Feldern, auf welchen man mehrere Jah=

re hinter einander Klee zieht, einen bestimmten Zehnten ein; allein dieser Zehent ist so mäßig angesetzt, daß die Regierung allerdings verliert, oder weniger an Früchten, oder baarem Gelde erhält, als sie erhalten würde, wenn die Aecker, wie vormahls, mit Frucht besä't würden. Die Obrigkeit sieht diesen Schaden, und erträgt ihn, wie billig, gerne, weil das Ganze dabey gewinnt, und weil sie aus den Fabrik- und Kaufhaus-Zöllen viel mehr zieht, als sie an dem verminderten Zehnten einbüßt. Die Zürchische Verordnung wegen des Zehnten von neuen Wiesen, und von Kleefeldern können Sie im dritten Bande des Höpfnerischen Magazins nachlesen.

Es gibt in Zürch, wie in der ganzen übrigen Schweiz, ängstliche Patrioten, welche fürchten, daß die sich noch immer erweiternden Fabriken über kurz oder lang dem Staate einen unersetzlichen Schaden bringen werden. Das Leben eines Drittheils unserer Unterthanen, sagen sie, ist immerhin ungewiß, und von mancherley gar nicht zu lenkenden, oder zu vermeidenden Zufällen abhängig, indem es gleichsam in den Händen einer launigen Mode, oder neidischer und glücklicher Nebenbuhler, oder eigenmächtiger Monarchen ist. Wenn die Regenten fortfahren, die Einfuhr unserer Fabrikarbeiten zu verbieten, oder zu erschweren: wenn die Mode unsere Musseline, die dem Klima der meisten Europäischen Länder widersprechen, wegwerfen sollte, oder wenn nahe und ferne Nebenbuhler, durch unser Glück gereizt, es uns allmählich gleich thun, oder gar den Preis abgewinnen; wie will

man den vielen Tausenden, die dadurch auf einmal ihre Arbeit verlieren, Beschäfftigung und Brod verschaffen? — Starke Auswanderungen würden das geringste Uebel seyn, wenn unsere Fabriken dereinst von irgend einer Seite her einen starken Stoß bekommen sollten. Diese Befürchtungen sind nicht so ungegründet, als wofür sie von der Partey der Sichern gehalten werden, aber auch nicht so schreckend und groß, als sie der Gegen-Partey der Aengstlichen scheinen. Es ist wahr, daß der größte, oder doch ein großer Theil der Fabrikarbeiter in jeder Woche alles verzehrt, was sie erworben haben; und wenn also der bisherige Erwerb nur einige Wochen stockt, so muß nothwendig ein drückender Mangel unter einer beträchtlichen Menge arbeitsloser Menschen entstehen. Als daher vor einigen Jahren im Baselischen wegen der Verunglückung und Theurung der Seide die Bandfabriken zum Theil still standen, kamen täglich Hunderte von dürftigen Arbeitern nach der Stadt, die in Gefahr waren, Hungers zu sterben. — Das Verbot der Einfuhr von Musselinen, und andern baumwollenen Waaren in Frankreich hat wenigstens auf eine Zeitlang manche Fabrik, und Fabrikarbeiter in Unthätigkeit gesetzt. — Noch mehr aber, als solche Verbote, fürchtet man den Wetteifer der Engländer, die es in kurzer Zeit in der Verfertigung von Musselinen außerordentlich weit gebracht, und dem Absatze der Schweizerischen Waaren einen großen Abbruch gethan haben. Alle diese Eräugnisse aber hindern mich nicht, mit Herrn Hirzel kühn zu behaupten, daß die Vorsehung

gewiß künftighin, wie bisher, den Fleiß und die Erfindsamkeit redlicher Arbeiter segnen werde, und daß man sich weder vor dem Eigensinne der Mode, noch vor den Edicten von Königen, noch vor dem Wetteifer von Fremden, sondern vor Trägheit, Weichlichkeit, Aberglauben, Schwelgerey und Prachtliebe, als den einzigen gefährlichen Feinden der Unternehmer und Arbeiter von Fabriken zu fürchten habe. Die mächtigsten Selbstherrscher können es nie dahin bringen, daß gute und wohlfeile Arbeit keine Käufer finde. Die Fabricanten sind zwar nicht im Stande, der Mode Gesetze vorzuschreiben, oder sich ihren Geboten zu widersetzen; allein die Mode kann doch auch nicht hindern, daß aufmerksame Fabricanten den Geschmack der Zeit studieren, und mit diesem ihre Artikel abändern, welches erfahrne Unternehmer schon oft gethan haben, und auch künftig zu thun bereit sind. Gesetzt also, daß die Mode sich wieder von den Musselinen auf seidene, oder halbseidene Zeuge würfe; so würden die Fabricanten, und deren Arbeiter nicht aufhören zu arbeiten, sondern sie würden bloß den Stoff ihrer Waaren verändern. Die Concurrenz endlich von auswärtigen Nebenbuhlern kann zwar die Vortheile der bisherigen Arbeiten vermindern, aber nie aufheben, wenn man anders gute, wohlfeile, und nicht unmodische Waaren zu liefern fortfährt. Fremder Wetteifer erweckt, und befeuert den Fleiß, und die Erfindsamkeit fähiger, und arbeitsamer Menschen viel mehr, als daß er dieselben ersticken sollte. Mit Recht hält man es in der Schweiz für ein großes Glück, daß die meisten

Fabrikarbeiten nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande verfertigt werden, wo nicht nur Wohnungen, und Lebensmittel wohlfeiler, und die Gefahren der Verführung geringer sind, als in volkreichen Städten, sondern wo auch der Anbau kleiner Güter und Gärten die fleißigen Arbeiter in den Zwischenräumen des stockenden städtischen Erwerbs gegen den äußersten Mangel schützt.

Im Canton Zürch sind nur einige Gegenden, wo die Fabrikarbeiten dem Feldbaue offenbar geschadet haben. Dies ist der Fall in Altstätten, und in einigen Theilen des Grüninger-Amts, wo der Ertrag der Ländereyen, und die Zehenten sich schon lange vermindert haben, und noch vermindern. Hievon liegt der Grund, wie Herr Hirzel vortrefflich bemerkt, in der Größe der Dörfer, in dem beträchtlichen Umfange, und der weiten Entfernung der dazu gehörigen Ländereyen, und dann auch in der Größe der Güter, die meistens mit dem Pfluge bearbeitet werden. Weil die Fabrikarbeiten leichter sind, und sich, wenn auch nicht immer reichlicher, wenigstens schneller belohnen, als die Feldarbeiten; so vernachlässigt der Landmann sehr leicht die letztern gegen die erstern, oder läßt seine Felder von andern bestellen. Eine Folge davon ist, daß selbst die nahen Aecker nur mittelmäßig, und die fernen schlecht, oder wohl gar nicht bestellt werden. Die Regierung in Zürch ist schon lange überzeugt, daß große Dörfer dem Fortgange der Fabriken, oder wenn diese sich doch eindringen, dem Feldbaue schaden. Sie sucht daher die großen Dörfer, wie die großen

Güter aus einander zu reißen, und hat schon einigemal, wenn Feuersbrünste weitläuftige Flecken in die Asche gelegt hatten, die Einwohner genöthigt, daß sie sich, ein jeder in der Mitte seiner Güter anbauen mußten, wodurch die Cultur der Ländereyen nicht anders, als verbessert werden konnte.

Wenn man die Vortheile und Nachtheile der Fabrikarbeiten bloß nach den angeführten Datis beurtheilen wollte; so würde man nicht lange anstehen können, zu entscheiden, daß die erstern die letztern weit überwiegen. Allein um die Frage von allen Seiten zu betrachten, ist es durchaus nöthig, auch auf den Einfluß Rücksicht zu nehmen, den die Fabrikarbeiten auf die Gesundheit und Sitten der Arbeiter haben. Da die Fabrikarbeiter leichtere Arbeiten verrichten, und eine sitzende Lebensart führen; so ist es natürlich, daß sie nicht die grobe, und zum Theil unverdauliche Kost genießen können, womit der schwerer, und in freyer Luft arbeitende Landmann sich nährt. Die meisten Fabrikarbeiter aber begnügen sich nicht mit nahrhaften und verdaulichen, aber wohlfeilen und einfachen Speisen; sondern es gelüstet sie nach den Leckereyen der Städter, mit welchen sie bekannt zu werden Gelegenheit haben. Caffee mit dem fettesten Rahm ist das tägliche Getränk aller Fabrikarbeiter, so wie Fleisch die tägliche Nahrung, und zwar sehr oft das zarteste, und theuerste, was man nur haben kann. Es geschieht nicht selten, daß Fabrikarbeiter stundenweit in die Stadt schicken, um Kalbfleich in solchen Zeiten holen zu lassen, wo es am seltensten

und theuersten ist. Dies Caffeetrinken, und Kalbfleisch-essen hat sich aus den Wohnungen und Werkstätten der Fabrikarbeiter in die Sennhütten auf den höchsten Alpen verbreitet, wo sich die Sennen und Hirten statt des Ziegers und der Käsemilch, die vormals fast ihre einzige Nahrung war, mit dem köstlichsten Caffee, und dem ausgesuchtesten Kalbfleisch, und selbst mit Backwerk laben. Alle Forscher, die der immer zunehmenden Theurung und Seltenheit der Butter in den verschiedenen Cantonen nachgespürt haben, geben die starke Consumtion von Kalbfleisch und fettem Rahm auf dem flachen Lande, wie auf den Alpen, als eine Hauptursache derselben an. Das Wohlleben der Fabrikarbeiter hat aber nicht bloß die einfachen Aelper, sondern auch die gemeinen Tagelöhner angesteckt, deren Dienste mit ihrer Seltenheit steigen mußten. Ein jeder Tagelöhner fordert täglich zwey Maaß Wein, und diese Forderungen haben es veranlaßt, daß man in den neuern Zeiten viele Weinberge selbst an solchen Plätzen angelegt hat, von welchen man vorher wußte, daß sie einen schlechten Wein hervorbringen würden. Denn wenn man Tagelöhnern auch den wohlfeilsten anderswoher gebrachten und eingekauften Wein geben wollte; so würde man solche Arbeiter fast gar nicht halten können, indem ihr Lohn und Unterhalt den Werth ihrer Arbeit übersteigen würde. — Leider offenbart sich mit der Leckerhaftigkeit der Fabrikarbeiter fast zu gleicher Zeit eine ähnliche Eitelkeit, und Ergötzungssucht. Man wendet auf kostbare Kleider und modischen Putz, was man etweder den Wiesen, Feldern, und Gärten

schenken, oder für die Zeiten der Noth zurücklegen sollte; und wenn Leckerhaftigkeit und Prachtliebe noch etwas von dem Gewinn der Woche übrig lassen, so verschwendet man dieses an Lustpartieen, die nicht selten in Raufereyen, in Völlerey, und andre grobe Sünden der Sinnlichkeit ausarten. Die leichten Fabrikarbeiten erzeugen in vielen eine solche Abneigung gegen alle schwerere Arbeiten, daß sie die Stunden nach dem Feierabend nicht in ihren Feldern, Wiesen und Gärten, sondern im Müßiggange, und Lustbarkeiten zubringen. Uebertriebene Leckerhaftigkeit aber, Prachtliebe, und Ergötzungssucht, sich noch lange nicht die einzigen und größten Uebel, wodurch die Fabriken den Sitten der Arbeiter schaden. Das Zusammenwohnen von mehrern Familien in denselbigen Zimmern, und noch mehr das Zusammenarbeiten in gemeinschaftlichen Spinnstuben, Weber- und Drucker-Stuben erleichtert, und vervielfältigt die Gelegenheiten der Verführung unter beiden Geschlechtern. Bey diesem engen Zusammenwohnen und beständigen Zusammenarbeiten stecken die Laster und bösen Beyspiele einer verdorbenen Person leicht alle übrigen an. Die leichtfertigen Reden, Gesänge, und Erzählungen untergraben allmählich die Unschuld der noch unverdorbenen Hörer, und Hörerinnen, und vergiften sogar das reine und zarte Herz von unreifen Kindern, die zu den leichtern Arbeiten gebraucht werden: nicht einmal gerechnet, daß der frühe Erwerb von Kindern sie dem Unterricht ihrer Lehrer, und der Gewalt und Aufsicht ihrer Eltern zu schnell entzieht, und ihnen einen Geist

von Unabhängigkeit und Zügellosigkeit einflößt. Alle Geistliche klagen daher, daß die Sünden des Fleisches immer mehr und mehr überhand nehmen, und auch in der Stadt hat man es bemerkt, daß die Zahl der unehlichen Geburten mit jedem Jahre größer wird. Wenn üppige oder liederliche Arbeiter ihre mannigfaltigen Bedürfnisse, und bösen Begierden mit dem gewöhnlichen Gewinn ihrer Arbeit nicht befriedigen können; so nehmen sie ihre Zuflucht zu allerley kleinen Betrügereyen, die, wie die Kniffe ungewissenhafter Handwerker, oder die geheimen Vortheile von unredlichen Dienstboten von denen, welche sie ausüben, nicht für unerlaubt gehalten werden. Man behauptet daher in Zürch, wie in andern fabricirenden Cantonen, daß die Schweizerische Redlichkeit zugleich mit der Einfalt und Genügsamkeit der guten alten Zeit vom Lande, und von den Alpen, wie aus den Städten entflohn sey. Die angeführten Laster, verbunden mit der sitzenden Lebensart, und dem beständigen Aufenthalt der Arbeiter in eingeschlossenen und mit schädlichen Dünsten angefüllten Stuben, müssen nothwendig den bisher gesunden und kernhaften Stamm des Landvolks allmählich entkräften, und in den nächsten Zeugungen schwache, krüppelhafte, und zu allerley Krankheiten geneigte Menschen hervorbringen, die eben so unfähig seyn werden, den Degen, als den Pflug zu führen.

So wie der leichte Verdienst der Fabrikarbeiten, und das Beyspiel des Städters in den fabricirenden Landleuten Schwelgerey, und Ueppigkeit erzeugt hat, eben so haben die großen und schnellen Vortheile des

Handels, und die glänzenden Laster großer Völker und Städte angefangen, die Sitten und Lebensart der Fabricanten, und Kaufleute, und ihrer Weiber und Töchter zu verkehren. Man wetteifert mit einander in der Schönheit von Häusern und Gärten, von Kleidern und Hausrath. Man hält und besucht große Gesellschaften, Gastmähler, Concerte, und Bälle; und überläßt die Geschäffte theuer bezahlten Bedienten, die nicht immer treu und fleißig, und wenn sie auch beides sind, wenigstens nicht mit einem solchen Eifer für das Beste ihrer Herren sorgen, als womit abeitsame und geschickte Fabricanten und Kaufleute ihr eigenes Interesse in Acht nehmen. Die nächste Folge eines solchen zerstreuten, und von den Berufsarbeiten abgewandten Lebens ist Verminderung des bisherigen Gewinns, worauf gemeiniglich über kurz oder lang Unordnung der Geschäffte zu folgen pflegt. Wenn man diese Zerrüttung seiner Sachen wahrzunehmen anfängt; so sucht man sich durch Glücksspiele, oder gewagte Unternehmungen zu retten, und eilt um desto schneller dem Verderben entgegen, welches man sich durch unüberlegten Aufwand, und unglückliche Nachäffung der Lebensart großer Städte und Höfe von weitem her bereitet hatte. In der That ist der Luxus unter den angesehenen Einwohnern von Zürch in den letzten sechs Jahren um viele Grade gestiegen. Die Fortschritte desselben waren so schnell, und merklich, daß mehrere Personen, die Zürch niemals verließen, aber eine Zeitlang das Bett hüten mußten, einen auffallenden Unterschied unter der Kleidung und

dem Putz fanden, die sie vor ihrer Krankheit gesehen hatten, und nach ihrer Genesung zuerst wieder sa en.

Der große Schade, den die durch die Fabriken erweckte Prachtliebe, Schwelgerey und Ueppigkeit in der Stadt und auf dem Lande angerichtet haben, läßt sich aus mehrern Ursachen mit den großen Vortheilen der Fabriken nicht genau vergleichen, weil man die negativen Größen, aus denen der erstere erwächst, nicht so, wie das durch die Fabriken hervorgebrachte Steigen der Bevölkerung, und des Wohlstandes der Einwohner zusammenrechnen kann. Eine solche Vergleichung ist um desto schwerer, da der Schade gleichsam noch im Werden ist, und sich erst in mehrern Menschenaltern in seiner ganzen Größe offenbaren wird. Sollten die sittenverderbenden Wirkungen der Fabriken eher zunehmen, als abnehmen; so werden es wahrscheinlich die Kinder, und Kindeskinder der jetzt lebenden Geschlechter bedauern, daß ihre Vorfahren den Anbau des Feldes, und die Verfertigung von Leinwand, und andern einfacheren Zeugen gegen die Verarbeitung kostbarer, und künstlicher Waaren verlassen haben. Ich hoffe aber gewiß, daß die sich immer mehr verbreitende Aufklärung, und die daher entstehende Verbesserung der Erziehung, und des Unterrichts der Jugend, und des Volks den drohenden Uebeln steuern werde; und jeder Menschenfreund wird daher die Regierung, und alle Patrioten in Zürch aufmuntern, das glücklich angefangene Werk der höhern Bildung der Jugend, und des Volks aus allen Kräften fortzusetzen. Wenigstens halte ich die verbesserte Erzie-

hung und Unterricht für viel kräftigere Mittel gegen das einreißende Verderben, als alle Aufwands- und Strafgesetze, die so leicht übertreten werden, und deren Uebertretungen so schwer zu entdecken und zu strafen sind. Ich würde mir deßwegen auch nicht viel von den Strafgeldern versprechen, mit welchen Herr Hirzel glaubt, daß man alle leichtfertige Reden und Scherze der Fabrikarbeiter belegen müsse; und noch weniger von dem Singen geistlicher Lieder, oder dem Lesen erbaulicher, oder anderer nützlichen Bücher, ohne die Gegenwart einer Person, die Ehrfurcht, Ernst, und Aufmerksamkeit gebieten, und einflößen könnte.

Nachdem Sie nun die von mir mitgetheilten Nachrichten über die Bevölkerung, die Betriebsamkeit, und den Wohlstand der Einwohner des Cantons Zürch gelesen haben; so werden Sie gewiß mit mir das Loos mäßiger Staaten segnen, die gerade so groß sind, daß die Väter und Freunde des Volks den Zustand ihrer Kinder und Mitbürger vollkommen übersehen, und sich mit dem kleinsten Detail der Haushaltung, und mit den Bedürfnissen und Wünschen fast aller einzelnen Glieder ihrer zahlreichen Familie bekannt machen können. In solchen Staaten, dergleichen der Canton Zürch ist, wird es nicht bloß leicht, sondern es ist auch der Mühe werth, die Gebrechen einzelner Gemeinden, und Dörfer, so wie jedes aufkeimende Gute zu entdecken, dieses mit väterlicher Sorgfalt zu pflegen, und zu befördern, und jenem hingegen sich zu widersetzen. In großen Mo-

narchieen nehmen die Cabalen und Zerstreuungen des Hofes, die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs-Etats einen großen Theil der Zeit und Aufmerksamkeit weg, von welchem es zu wünschen wäre, daß er auf die Kenntniß der innern Angelegenheiten des Landes verwandt würde. Wichtige und unwichtige Geschäffte häufen sich in den Händen von Ministern, und in den Büreaux der hohen Collegien so sehr, daß es fast nicht möglich ist, den Zustand der kleinern oder entferntern Theile des Staatskörpers gehörig kennen zu lernen, und die Klagen und Wünsche der Unterthanen mit einer Hülfeerweckenden Theilnehmuug anzuhören. Auch aus diesem Grunde können Bevölkerung, Industrie und Wohlstand fast niemals in weitläuftigen Staaten so groß, als in den glücklichsten Gegenden der Schweiz seyn, wenn auch nicht die Unterthanen der erstern zur Unterhaltung des Hofes, des Heers, und der Diener des Landes große Summen hergeben müßten, welche die Bewohner der letztern auf die Verbesserung ihrer Güter, und auf die Erziehung ihrer Kinder wenden können. Freylich erkaufen die Schweizerischen Freystaaten den höhern Wohlstand ihrer Unterthanen mit der Aufopferung eines andern großen Guts: des Gewichts und Ansehens bey auswärtigen Mächten, und der Sicherheit ihres gegenwärtigen Glücks, dessen sich unbewaffnete Staaten nie erfreuen können.

Die Verfassung von Zürch ist den Buchstaben der Grundgesetze zufolge mehr demokratisch als aristokratisch; allein, der Geist des wirklichen Regiments

scheint sich mehr dem Geiste gemäßigter Aristokratieen zu nähern, wiewohl unter den Häuptern der Regierung kein einziges so überwiegend mächtig ist, daß es sich das Geringste, was einer willkührlichen Gewalt ähnlich sähe, erlauben dürfte, ohne von freymüthigen Mitbürgern zur strengsten Verantwortung gezogen zu werden. So sehr durch diese Verfassung die Abschaffung von Misbräuchen auf dem Lande, und die Einführung nützlicher Anstalten unter den Unterthanen erleichtert wird; so sehr werden beide durch eben diese Verfassung in der Stadt selbst, und unter den Theilnehmern der höchsten Gewalt erschwert. Die Abschaffung innerer Misbräuche empört alle diejenigen, die bey den bisherigen Mängeln gewannen, oder zu gewinnen glaubten; und neue gemeinnützige Einrichtungen bringen alle diejenigen auf, die es bedauern, nicht die Urheber derselben geworden zu seyn, oder die glauben, daß das Alte stets das Beste sey. Eben das Gute aber, was solche Verfassungen, wie die Zürchische ist, auf der einen Seite hindern, befördern sie auf der andern wieder, durch die Erweckung von aufgeklärten, und thätigen Freunden des Vaterlandes, die mit Hülfe ähnlich gesinnter Männer viele große und wohlthätige Unternehmungen ausführen, zu denen man, wenn sie einmal glücklich angefangen sind, leicht die Einwilligung der Regierung erhält, die aber doch, wie die Erfahrung lehrt, auf ihren Befehl niemals, oder viel später und langsamer würden vollendet worden seyn. Zürch zeichnet sich zu seinem unsterblichen Ruhm vor allen, oder den mei-

sten übrigen Städten der Schweiz durch viele eigenthümliche, und treffliche Anstalten aus, die lauter einzelne Bürger zu Stiftern und zu Beförderern hatten. Hieher gehört die nie genug zu lobende Töchterschule, die ich diesmal mit eben dem Vergnügen, und eben der Rührung, wie das erstemal gesehen habe: eine Schule für Landärzte, und eine Cadetten-Schule, in welcher man Knaben von 12 bis 15 Jahren den Geist der Ordnung und Unterordnung einflößen, und zur Entwickelung des Cörpers anhalten will: eine ascetische, und militärische Gesellschaft, wovon die erste die Bildung von jungen Geistlichen, und die andere die Bildung von tüchtigen Officieren zur Absicht hat: ferner eine Gesellschaft, deren Zweck dahin geht, fähige Kinder von armen Eltern mit Rath, Unterricht, und Geld zu unterstützen, und endlich die ökonomische Gesellschaft, die zwar auswärts bekannt, aber lange nicht so berühmt ist, als sie es zu seyn verdient. Diese ökonomische Gesellschaft hat sich bisher nicht blos mit gelehrten Untersuchungen über die Mängel, und Verbesserungen der Landwirthschaft im Allgemeinen beschäfftigt, und hat nicht bloß Preise auf die beste Erzielung gewisser Producte, oder auf die beste Beantwortung ökonomischer Fragen gesetzt; sondern sie hat sich vielmehr bemüht, durch ihre Mitglieder genaue und vollständige Nachrichten von der Bevölkerung, Industrie, und den Vorzügen oder Gebrechen aller einzelnen Gemeinden einzuziehen, um desto kräftigere Maaßregeln zur Beförderung jedes Guten, und zur Abschaffung, oder Ver-

minderung bisheriger Misbräuche nehmen zu können. Wenn sie vermuthete, daß irgendwo ungenutzte Schätze der Natur, z. B. Torf, oder Steinkohlen verborgen lägen; so sandte sie eins, oder einige von ihren Mitgliedern aus, um den Grund solcher Hoffnungen zu untersuchen; und wenn man fand, was man gehofft hatte; so machte sie die Einwohner auf die nicht erkannten Reichthümer ihres Bezirks aufmerksam. Entdeckte sie hingegen, daß irgend eine Gemeinde durch eigene Schuld noch nicht des Glücks theilhaftig geworden sey, dessen sich die von der Natur nicht besser beschiedenen Nachbaren rühmen konnten; so entbot sie mit obrigkeitlicher Erlaubniß einige der verständigsten Glieder solcher Gemeinden zu sich nach Zürch, besprach sich mit diesen über die Mängel, die man in der Lebensart und dem Feldbau der Gemeinde-Genossen wahrgenommen habe, und theilte ihnen mündlich, und zur Belehrung ihrer Mitbrüder schriftlich, oder auch gedruckt die angemessensten Rathschläge zur Verbesserung ihres Zustandes mit. Ein solches Muster von väterlicher Warnung, und Belehrung ist die Zuschrift der Gesellschaft an die Gemeinde Altstätten bey Zürch, welche sie, wie in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, durch einen Vorgesetzten, und zwar diesmal durch den Landschreiber dieser Obervogtey in der Versammlung der Gemeinde vorlesen, und dann auf ihre Kosten drucken ließ, damit sie einem jeden von der Gemeinde, zur reifern Beherzigung ins Haus gegeben werden möchte. Die Gesell-

schaft stellt in dieser Zuschrift der Gemeinde zuerst vor, daß sie bey der Vergleichung ihrer Güter mit denen der Nachbaren selbst einsehen müsse, daß ihre Landwirthschaft hinter der von andern Gemeinden weit zurück bleibe. Davon, fährt sie fort, liege der Grund einzig und allein in dem übertriebenen Laufen derer von Altstätten in die Stadt, wo der Erwerb in den Fabriken die Stadtgänger freylich in den Stand setze, bey leichterer Arbeit leckerhafter zu essen und zu trinken, und sich prächtiger zu kleiden, als den fleissigen Feldarbeitern vergönnt sey; wo aber zugleich Aecker, Wiesen, und Gärten vernachlässigt, oder von gedungenen Arbeitern spät und unsorgfältig bestellt würden. Wenn daher die Einwohner von Altstätten ihre eigene Wohlfahrt lieb hätten; so sollten sie das bisherige Stadtlaufen einschränken, oder sollten wenigstens einen Theil ihres Verdienstes auf den Ankauf und die Vervielfältigung von gutem Dünger verwenden. Man wundere sich mit Recht, daß die Gemeinde noch nicht nach dem Beyspiele anderer Landleute des Cantons die Ausfuhr von Heu und Stroh ernstlich gehindert, noch keine Kuhgräben eingeführt, die Wiesen noch nicht mit Obstbäumen bepflanzt und gehörig zu wässern angefangen, und besonders, daß sie den Cartoffel- und Kleebau nicht mehr befördert habe. Bey dieser Gelegenheit erklärt sich die Gesellschaft über die verschiedenen Arten, den Klee zu säen, und ermuntert zugleich zu einer vortheilhafteren Anpflanzung und sparsamern Benutzung von Bäumen und Waldungen. — Die Vorsehung erwecke der öko-

nomischen Gesellschaft in Zürch bald viele Nachfolgerinnen in und außer der Schweiz, und erhalte ihr noch lange alle die patriotischen und einsichtsvollen Mitglieder, auf welche sie stolz zu seyn Ursache hat.

N. S. Am 26. Jul.

Kaum hatte ich gestern, und heute Zeit bis hieher zu schreiben. Jetzo ist es entschieden, daß mein Freund Spittler und ich in Gesellschaft des Herrn Doct. Huhn aus Curland, und des Herrn Doct. Suter aus Zofingen morgen unsere Abreise nach St. Gallen, und von da durch die Schweiz antreten. Der letztere unter diesen beiden edelmüthigen jungen Männern hatte es mir schon in Göttingen versprochen, wenn ich wieder in sein Vaterland käme, mein Begleiter auf einer zweyten Bergreise zu seyn. Wir alle sind innig darüber erfreut, daß Herr Doct. Huhn, den Sie, wenn auch nicht persönlich, wenigstens aus seinen trefflichen Preis- und Probeschriften kennen, früh genug von Wien aus in Zürch angekommen ist, um die Alpen mit uns besteigen können. Die Abschieds-Gedanken und Abschieds-Besuche zerstreuen mich so sehr, daß ich mich nur mit genauer Noth sammeln kann, um noch zwo Anmerkungen herzusetzen, womit ich gerne diesen Brief über Zürch beschließen möchte.

Es ist in der That merkwürdig, daß die Schweiz, die an Meisterstücken der Kunst eher arm, als reich ist, in den letzten Menschenaltern verhältnißmäßig

viel mehr berühmte Künstler, besonders Mahler und Bildhauer hervorgebracht hat, als die meisten großen Reiche, in welchen sich die prächtigsten Sammlungen von alten und neuen Kunstwerken finden. Nicht weniger auffallend ist es, daß sich in Zürch, wo man dergleichen am wenigsten erwarten sollte, mehrere große Mahler durch sich selbst, und fast ohne alle Anweisung gebildet haben. Noch jetzo leben in dieser Stadt mehrere Mahler, deren Arbeiten von Kennern sehr geschätzt werden, und die, wenn ich nicht irre, alle, ausübende Mitglieder von verschiedenen Handwerks-Zünften sind. Der geschickteste unter diesen Künstlern ist ein reicher Metzger, Ludewig Heß, von welchem ich Landschaftsstücke gesehen habe, die in Ansehung der glücklichen Wahl der Gegenstände, der Zeichnung, und Farbengebung mit den Werken der gepriesensten Meister wetteifern können, und von Engländern begierig gesucht werden. Man sollte denken, daß Männer von Genie, denen ihre glückliche Muße gestattet, irgend einer Lieblings-Beschäfftigung, oder Ergötzung nachzuhängen, eher auf ein jedes anderes Fach, als auf die Mahlerey fallen würden. Wenn aber ihre Neigung sie einmal zur Mahlerey hinführt; so ist es natürlich, daß sie in dem Lande, in welchem sie leben, die Landschaftsmahlerey einer jeden andern Art vorziehen.

Aus einer Mortalitäts-Tabelle, die Herr Höpfner im zweyten Bande seines Magazins hat abdrucken lassen, und worin die Anzahl der Gebohrnen und Gestorbenen in den vornehmsten Städten der Teut-

schen Schweiz (Bern ausgenommen) von den Jahren 1784 und 1785 enthalten sind, erhellt zwar, daß mehrere andere Städte gleichfalls mehr verlohren, als gewonnen haben, allein keine so sehr, als Zürch. Im Jahre 1784 wurden in Zürch 399 Kinder, also ungefähr so viel, als gewöhnlich bey uns getauft; hingegen starben 596 Personen, da in Göttingen die Zahl der Gestorbenen nicht leicht über 300 steigt. Im folgenden Jahre starben in Zürch gerade so viel, als 1784; der Gebohrnen waren 418, so daß auch in diesem Jahre 176 mehr starben, als gebohren wurden. Eine schreckliche Sterblichkeit, die man gewiß nicht aus der ungesunden Lage der Stadt ableiten kann!

Beten Sie mit mir, daß uns bey dem Erklimmen der Appenzeller, Bündtner, Urner und Bernischen Hochgebirge kein Unfall begegne! Ich zeichne, wie bisher, das Merkwürdigste auf, was ich erfahre, und beobachte. Abschnitte meines Reise-Journals werden Sie durch den Einschluß meiner Frau erhalten, die für's erste in dem freundschaftlichen Schinzischen Hause bleibt, und gegen die Zeit, wann ich mich Bern zu nähern gedenke, in dieser Stadt eintreffen wird. Zeigen Sie diesen Brief allen unsern Vertrauten, und entschuldigen Sie mich, daß ich nicht einem jeden besonders habe antworten können. Ich bin, u. s. w.

Dritter Brief.

St. Gallen, am 28. Jul. 1788.

Gestern Morgen traten Spittler, und ich in Gesellschaft unserer jungen Freunde unsere Reise nach St. Gallen an. Ungeachtet wir Zürch erst nach acht Uhr verließen; so kamen wir doch noch vor einbrechender Nacht in Büren an der neuen Brücke an, wo das einzige gute Nachtlager zwischen Zürch und St. Gallen ist. Der neuerbaute Gasthof ist sehr geräumig, hat große und luftige Zimmer, und was noch wichtiger ist, reinliche Betten, wiewohl die Sauberkeit von Treppen, und Böden nicht so auffallend, und das Ameublement nicht so schön und reinlich, als in den größern Gasthöfen der Schweiz ist. Wir erhielten sehr gutes Essen, noch bessern Caffee, und eine so billige Rechnung, daß wir fürchteten, der Wirth möchte sich verrechnet haben. Ich zweifle, daß wir diesen Fall noch einmal in der Schweiz erleben werden.

Die Dörfer im innern Thurgäu sind nicht so schön, als ich erwartet hatte; allein die Landschaften sind ihrer Schwestern am Boden-See vollkommen würdig. So mahlerisch das Thurgäu sich vom Boden-See emporhebt, eben so mahlerisch senkt es sich zwischen Winterthur und Büren wenigstens an vielen Stellen gegen den See hinab. Man wird nirgends

durch einförmige Flächen ermüdet, und hat denoch gewöhnlich sehr weite, und hin und wieder unermeßliche Aussichten. Das sanft abfallende Gelände (ein treffliches Schweizerisches Wort, das ich mir ohne Bedenken zueigne,) ist durchgehends in kleine Thäler, und Hügel zerschnitten, und in diesen Thälern, und auf diesen Hügeln, sind Wiesen und Aecker allenthalben mit regelmäßig gepflanzten Reihen von Obstbäumen besetzt, die in einiger Entfernung das Ansehen von Lustwäldern haben. Die reizenden Hügel, und Gründe neigen sich in großer Entfernung an den Fuß einer Kette von Bergen, die an ihren untern Theilen bebaut, an den höhern mit Laubholz bewachsen, und auf ihren Gipfeln meistens mit Ruinen alter Schlösser bedeckt sind. Eben diese Berge öffnen sich manchmal so tief, daß man glaubt, den Boden-See entdecken zu müssen, der sich hinter ihnen herzieht. Schwerlich gibt es weder in Teutschland, noch in der übrigen Schweiz einen District von gleicher Größe, der so viele und schöne Fernen (Lointains) enthielte, und dem Mahler der schönen Natur so vielen und mannigfaltigen Stoff darböte, als das Thurgäu.

Die Thur, so wie man sie bey Büren sieht, ist den kleinern Flüssen im südlichen Teutschlande jenseits der Donau ganz ähnlich. Gewöhnlich ist sie so seicht, daß sie weder Schiffe, noch Flöße tragen kann, und dennoch füllt sie nur einen kleinen Theil des weiten Stein-Betts aus, das sie seit Jahrhunderten aus

allerley Geschiebe gepflastert hat. Wenn der Schnee plötzlich auf den Toggenburger Gebirgen schmilzt, oder heftige Regen, und Wolkenbrüche fallen; so tritt sie mit unwiderstehlicher Gewalt aus ihren niedrigen Ufern, überschüttet das Land weit und breit mit unfruchtbarem Kies, und verwüstet selbst solche Fluren, Wiesen, und Gebäude, die man außer den Gränzen ihrer zerstörenden Fluthen glaubte. An den niedrigen und flachen Ufern sieht man nichts, als Binsen, oder binsenartige Gräser, und niedriges Gesträuch, das allein zwischen dem fast nackten Gestein kümmerliche Nahrung findet. Die Geschiebe der Thur bestehen ganz, oder doch größtentheils aus abgerundeten Kalksteinen; wenigstens sind mir gar keine Bruchstücke von Granit, oder Gneis, oder andern Kieselartigen Felsen in die Augen gefallen.

In der sogenannten alten Landschaft, oder dem Fürstlich-St. Gallischen Gebiete ist, nach dem bloßen Anblick zu urtheilen, der Boden weder so fruchtbar, noch so gut angebaut, als in Thurgäu; wiewohl auch im letztern der Obstbau dem eigentlichen Ackerbaue hin und wieder zu schaden scheint. Die Häuser der St. Gallischen Unterthanen sind im Durchschnitt ganz aus Holz gebaut, und auch um vieles kleiner, als die Wohnungen der Thurgäuischen Landleute. In der alten Landschaft sind beide Geschlechter weder groß, noch schlank, oder schön, und ihre Trachten, besonders die der Weiber, sind noch häßlicher, als ihre Bildungen. In beiden Rücksichten stimmen die Unterthanen des Abbts von St. Gallen

mit den Einwohnern mancher Provinzen des südlichen Teutschlandes, am meisten aber mit den Landleuten im Canton Zürch, und in einem Theile des an das Zürchische gränzenden Berner Gebiets überein.

Ohngefähr eine Stunde vor St. Gallen hatten wir eine Erscheinung, die wir durch die Vereinigung aller unsrer Kräfte und Kenntnisse nicht erklären konnten. Wir sahen auf einmal an dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges einen breiten blendend weißen Streifen, wie eine Binde, oder ein Diadem hergezogen. Nach dem ersten Anblick hätte man das, was uns so täuschend entgegen schimmerte, für eine Schichte von frisch gefallenem Schnee halten müssen, wenn nicht der durch den Anblick selbst gleich erregte Gedanke an die Jahrszeit, worin wir gegenwärtig sind, und an die mäßige Höhe des Berges diese Vermuthung unterdrückt hätte. Da wir es unmöglich fanden, daß noch gegen das Ende des Julius auf einem solchen Berge Schnee liegen könne; so hielten wir den weißen Streifen für eine Wand, oder einen Steinbruch in einem weißen Kalkfelsen, wiewohl uns das, was wir nicht erklären konnten, auch für diese Voraussetzung zu weiß schien. Wir wandten uns daher an unsern Kutscher, der eine Zeitlang hinter uns zurückgeblieben war. Dieser löste uns das verwirrende Räthsel bald auf, indem er uns sagte, daß der weiße Streifen eine Bleiche sey: woran niemand gedacht hatte, weil keinem unter uns jemals eine Bleiche in einer solchen Höhe vorgekommen war. — Wenn

man sich der Stadt St. Gallen nähert, so merkt man es an der reichern Bekleidung der Berge, und an dem stärkern Graswuchse in den Wiesen, daß man in eine Gegend komme, wo der Boden besser gepflegt wird, und also auch mehr einbringt, als in dem Theile der Landschaft, den man so eben zurückgelegt hat.

Am 30. Jul. Morgens um 6 Uhr.

Wir haben den gestrigen, und die Hälfte des vorgestrigen Tages mit Spatziergängen auf die nahgelegenen Berge, mit Besuchen, und mit dem Besehen der vornehmsten Merkwürdigkeiten der Stadt zugebracht. Unser ehemalige Mitbürger, Herr Doctor Zollikofer, und Herr Banquier Girtanner, der jüngere, nahmen uns mit zuvorkommender Gastfreundlichkeit auf, und machten uns mit den meisten Gelehrten ihrer Vaterstadt bekannt. Wir wollten heute früh zu Fuß nach Herisau aufbrechen; allein Herr Doctor Zollikofer erbot sich, uns nebst seinem Schwager, Herrn Schlatter, einem der angesehensten Kaufleute, im Wagen zu begleiten; und wir nahmen dies gütige Anerbieten um desto eher an, da wir an diesen Herren nicht bloß angenehme Gesellschafter, sondern auch kundige Begleiter finden. In einer guten Stunde werden wir abreisen, und bis dahin schreibe ich einen Theil meiner Bemerkungen über St. Gallen nieder.

Die Stadt St. Gallen ist mehr dauerhaft, als schön gebaut. Die Straßen sind nicht so enge, und uneben, als in der Altstadt Zürch; das Pflaster ist

aber in beiden Städten höchstens mittelmäßig. Man schätzt die Bevölkerung von St. Gallen gewöhnlich auf 8000, so wie die Unterthanen in Bürglen, und andern der Stadt zugehörigen Herrschaften auf 4000 Seelen; allein ich glaube, daß die erste dieser Zahlen, die von manchen noch um einige Hunderte vermehrt wird, zu groß angegeben sey, wenn anders das Verzeichniß der Gebohrnen und Verstorbenen richtig ist, das im Höpfnerischen Magazin steht. Im Jahre 1784 wurden in St. Gallen 149, und im folgenden 156 Kinder getauft, und in dem ersten von diesen beiden Jahren starben 203. und in dem andern 189 Personen. Wenn man annimmt, daß in St. Gallen verhältnißmäßig so viel Kinder gebohren werden, als in Zürch; so kann die erstere Stadt nicht zwey Drittheile der Volksmenge der letztern enthalten. Man gibt in St. Gallen zu, was auch aus den mitgetheilten Datis erhellt, daß jährlich mehr Menschen sterben, als gebohren werden: eine merkwürdige Erscheinung in einer so mäßigen Stadt, die einen so großen Handel, und wie man denken sollte, eine diesem Handel entsprechende Betriebsamkeit besitzt!

In Ansehung des Handels kann St. Gallen nicht bloß mit Zürch wetteifern, sondern hat vielleicht der ungünstigeren Lage ungeachtet, vor dieser Neben-Buhlerinn einige Vorzüge. Wenigstens finden sich unter den funfzig bis sechzig St. Gallischen Handlungshäusern, die Geschäffte im Großen treiben, viel reichere, als in Zürch, und man nennt unter den St. Gallischen Kaufleuten einige, die eine Million, und

darüber besitzen sollen. Von allen übrigen Seiten aber, besonders in Ansehung der Verfassung, der Lehr- und Erziehungs-Anstalten, der Gelehrsamkeit, und ihrer Ermunterungen und Hülfsmittel bleibt St. Gallen sehr weit hinter Zürch zurück.

So wenig eine jede Stadt einen solchen Handel führen kann, als St. Gallen; eben so wenig können alle Staaten eine gleich gute Verfassung haben. Wenn ich also an der Verfassung von St. Gallen, oder andern Schweizerischen Freystaaten gewisse Mängel tadle; so thue ich dieses nicht deßwegen, weil ich glaube, daß man eine jede mangelhafte Regierungsform plötzlich umändern müsse, sondern um aus der Verfassung gewisse Phänomene zu erklären, die sich sonst gar nicht erklären lassen. Jedes Regiment hat seine eigenthümliche Vorzüge und Gebrechen, und nicht selten sind gewisse charakteristische Vorzüge die Ursache, daß manche von ihnen unzertrennliche Nachtheile sich entweder gar nicht, oder sehr schwer heben lassen. Man darf sich also auch nicht wundern, daß eben die Verfassung, unter welcher die Handlung in St. Gallen so sehr aufblühte, andern gemeinnützigen Einrichtungen weniger günstig war.

Die Verfassung in St. Gallen ist nicht nur dem Buchstaben der Grundgesetze zufolge, sondern auch in der That überwiegend demokratisch, und im eigentlichsten Verstande ein Zunft-Regiment. Die Bürgerschaft ist in sechs Zünfte abgetheilt, unter welchen eine jede mehrere Handwerke, oder Handtierungen unter sich begreift. Außer den sechs Handwerkszünften

gibt es noch eine Gesellschaft, zum Roten- oder Roten-Fest-Stein genannt, zu welcher die seit langer Zeit in der Stadt ansässigen adelichen Geschlechter, und die Kaufleute von guten Häusern gehören. Aus dieser Gesellschaft, welche die vornehmsten und reichsten Bürger enthält, können zwar einige Mitglieder des kleinen Raths durch eine freye Wahl genommen werden; allein sie hat keinen bestimmten gesetzmäßigen Antheil an der Regierung, das heißt, an der Besetzung des kleinen und großen Raths, wie eine jede der sechs Handwerks-Zünfte. Der kleine Rath, der die täglich vorkommenden Regierungs-Geschäffte besorgt, besteht aus vier und zwanzig Mitgliedern: aus drey Bürgermeistern, die von der gesammten Bürgerschaft erwählt werden; aus zwölf Zunftmeistern, von denen eine jede Zunft zween hergibt; und dann aus neun Rathsherren, die der kleine Rath ohne Rücksicht auf Zünfte aus der ganzen Bürgerschaft erkiest. Reiche und arbeitsame Kaufleute, welche diese Wahl trifft, lehnen sie gewöhnlich ab, und bezahlen wegen dieser Weigerung beträchtliche Bußen; wie es heißt, aus dem Grunde, weil sie durch die Arbeiten, welche eine solche Würde mit sich bringt, und durch den Verlust der Zeit, den die Rathsversammlungen verursachen, in ihren Handlungsgeschäfften zu sehr gestört werden. Ungeachtet ich durchgehends denselbigen Grund von der Abgeneigtheit der Kaufleute gegen die öffentlichen Aemter habe anführen hören; so sollte man doch fast vermuthen, daß er mehr Vorwand, als wahre Ursache sey. Denn in allen Freystaaten hin-

dern öffentliche Würden und Geschäffte mehr oder weniger die Berufsarbeiten, und dennoch drängt man sich allenthalben außer St. Gallen zu öffentlichen Ehrenstellen zu. Freylich aber hat St. Gallen keine reiche Vogteyen zu vergeben, die zur Theilnehmung an der Regierung reizen könnten, und überdem macht die Kaufmannschaft einen besondern Cörper aus, der seine eigenen Angelegenheiten nach Gutdünken besorgt, und selbst das ganze Postwesen übernommen hat. Viel unbegreiflicher, als die Enthaltung der reichen Kaufleute von der Rathsherren-Würde, ist mir dieses, daß in einer Stadt, die ein solches Regiment, als St. Gallen hat, adeliche Geschlechter geblieben sind *).

Der große Rath enthält neunzig Mitglieder. Er erwächst daher, daß der kleine Rath noch eilf Genossen aus jeder Zunft an sich zieht. Die großen Räthe werden die Elfer genannt, und werden vom kleinen Rath aus sechs Personen gewählt, welche die Vorgesetzten einer jeden Zunft vorschlagen. Die Zunftmei-

*) Wenn ein Adelicher gleiche Rechte mit seinen nicht edeln Mitbürgern erhalten, und gleich diesen die untern Stuffen der Regierung betreten, das heißt, wenn er Elfuer, Zunftmeister und Stadtrichter werden will; so muß er sich auf eine gewisse Art seines Adels begeben, und außer seiner Zunft noch eine andere Handwerks-Zunft annehmen. Ohne diesen Uebergang in den Orden der Plebejer können Adeliche nicht anders Antheil an der Regierung erhalten, als wenn sie sogleich zu Rathsherren, oder Stadthaltern, (wozu man gemeiniglich Adeliche zu nehmen pflegt), erwählt werden.

ster selbst werden von den Zunftgenossen aus den Eilfen durch heimliches Stimmen, oder durch die sogenannte Raune erkohren. Wenn man auch annähme, was man niemals annehmen kann, daß die neun Rathsherren von freyer Wahl, und die drey Bürgermeister nicht aus den Zünften ausgehoben wären; so hätten doch auch in diesem Fall die Abgeordneten der Zünfte im großen Rath ein so entschiedenes Uebergewicht über die Nicht-Zunftgenössischen Mitglieder, daß diese niemals etwas gegen die erstern ausrichten, oder wider ihren Willen durchsetzen könnten. Dieser große Rath nun, der fast ganz aus Handwerkern besteht, übt den größten Theil der obersten Gewalt aus. Er vergibt, oder bestätigt Aemter, entscheidet bürgerliche und peinliche Sachen in der letzten Instanz, und ordnet die Bürgersteuer, die nebst den Zöllen den Hauptzweig der öffentlichen Einkünfte ausmacht. Man kann gar nicht zweyfeln, daß unter den Bürgermeistern, Rathsherren, Zunftmeistern, und grossen Räthen in St. Gallen viele rechtschaffene, verständige, und der vaterländischen Gesetze kundige Männer seyen, allein gemeiner Menschenverstand, und gemeine Kenntnisse reichen in unsern Zeiten nicht mehr hin, einen Staat gut zu regieren. Es werden, wenn auch nicht mehr, als gemeine Fähigkeiten, wenigstens mehr als gemeine Einsichten, und mehr als gewöhnliche Ausbildung von Kräften erfordert, um alte Mißbräuchen zu erkennen, und mit Muth zu bestreiten, und besonders um neue nützliche Anstalten zu entwer-

fen, oder kräftig zu unterstützen, und mit Nachdruck auszuführen.

Wenn die Bildung der Jugend, und die Aufklärung des Volks allein von der Zahl der Lehrer von beiden abhinge; so würde es in Europa vielleicht keine Stadt von ähnlicher Größe geben, die St. Gallen von dieser Seite gleichkäme. Mir ist wenigstens im Protestantischen Europa keine Stadt bekannt, die verhältnißmäßig so viele in Aemtern stehende geistliche Personen enthielte, als St. Gallen. Nach einem gedruckten Verzeichnisse, das ich vor mir habe, besoldet St. Gallen 27 Prediger, unter welchen nur drey aus der Zahl der Professoren und Schullehrer genommen sind. Die Schule ist mit einem Rector, und acht Unter-Lehrern besetzt, und außer diesen sind seit 1712 zwölf Professoren angestellt, unter welchen junge Geistliche ihre Studien vollenden können.

Die Stiftungen der Vorfahren für Kirchen und Schulen mögen so reichlich gewesen seyn, als sie immer wollen; so ist es doch unmöglich, daß daraus eine so große Anzahl von Jugend- und Volkslehrern hinlänglich belohnt werden könnte. Unter den Predigern hat vielleicht einer oder der andere, der so glücklich ist, sich durch seine Predigten einen vorzüglichen Beyfall zu verschaffen, ein reichliches Auskommen; allein die übrigen, und so auch die Lehrer der Jugend erhalten für alle ihre Arbeiten kaum oder nicht einmal so viel, als sie nöthig haben, um mit ihren Familien nothdürftig bestehen zu können. Natürliche Folgen der kärglichen Belohnungen gelehrter Verdienste und Arbei-

ten sind diese: daß dadurch der Geist der Gelehrten niedergeschlagen, und die Kinder wohlhabender Familien von dem gelehrten Stande um destomehr abgeschreckt werden, da in einer gewerbvollen und handelnden Stadt Gelehrsamkeit eben so wenig Ansehen, als Reichthum, oder Wohlstand bringt. Eine andere schädliche Wirkung der drückenden Lage von Gelehrten ist die Unfähigkeit der letztern, die Hülfsmittel anzuschaffen, die man braucht, um in seinem Fache, und mit seinen Zeitgenossen vorwärts zu gehen. Kein Wunder also, wenn der Buchhandel, und die Buchdruckereyen in St. Gallen so unbedeutend, als in kleinen Land- und Municipal-Städten, und viel weniger beträchtlich, als selbst in Winterthur sind. Die Stadt- und Closter-Bibliothek enthalten viele seltene Handschriften, manche große und seltene Werke, und viele alte Bücher; allein in beiden mangeln die unentbehrlichsten neuern Schriften in den Hauptzweigen der Litteratur. So interessant sie also Bücherkennern, und Alterthums- oder Geschichtforschern in manchen Rücksichten seyn mögen; so unbefriedigend sind sie für den Gelehrten, der sich mit allen wichtigen Schriften seines Fachs bekannt machen will.

Die Klagen der Lehrer der Jugend über die Unzulänglichkeit ihrer Besoldungen wurden vor einigen Jahren so laut und dringend, daß sie auf einmal in der Regierung sowohl, als in der Bürgerschaft einen allgemeinen und lebhaften Eifer hervorbrachten, den Zustand derselben zu verbessern. Der Sammlungen, die man in dieser Absicht bey der Bürgerschaft anstell-

te, brachten 18900 Gulden ein, unter welchen 300 fl. von den Vorstehern der Französischen Gemeinde eingeliefert wurden. Ueberdem versprach das Kaufmännische Directorium auf zehn Jahre jährlich 1000 fl. und die Obrigkeit eben so lange jährlich 1100 fl. zur Vermehrung des Schulfonds herzuschießen. Bey aller dieser bewundernswürdigen Freygebigkeit der Regierung, und der reichen Bürgerschaft in St. Gallen, wodurch die Besoldungen aller Schullehrer jährlich um 100 fl. sind vermehrt worden, wird es doch noch lange dauern, bis die letztern Ursache haben, mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn.

Einsichtsvolle Männer haben schon mehrmal darauf angetragen, die Zahl der Predigten, und der Prediger zu vermindern, um das Schicksal der letztern verbessern zu können. Diese Vorschläge fanden aber bisher kein Gehör. Man läßt noch immer an jedem Tage der Woche, und am Sonntage fast in jeder Stunde des Tages predigen, ohne zu bedenken, daß durch diese häufigen Predigten nicht sowohl Frömmigkeit und Tugend, sondern vielmehr eine der gehofften ganz entgegengesetzte Wirkung, Geringschätzung des geistlichen Standes, und des öffentlichen Unterrichts in der Religion hervorgebracht wird. Ich habe nirgends so viele lustige Erzählungen über lächerliche, oder unbesuchte Predigten, als in St. Gallen gehört.

St. Gallen, am 30. Jul.

An statt in Herisau zu bleiben, kehrten wir gestern mit unsern St. Gallischen Freunden wieder nach

St. Gallen zurück, wo wir nicht nur ein besseres Nachtlager, als in Herisau erwarten konnten, sondern auch noch Gelegenheit hatten, mehrere merkwürdige Dinge zu sehen. Unsere Träger sind gestern von Herisau nach Gaiß gegangen. Wir werden diesen Morgen folgen, so bald sich die mit dicken Dünsten angefüllte Luft aufheitern wird. Bis dahin fahre ich fort, Ihnen meine Bemerkungen über St. Gallen mitzutheilen, von denen Sie den Rest aus Gaiß, oder gar aus dem Pfeffers-Baade erhalten werden.

Bey der großen Menge von reichen, oder wohlhabenden Kaufleuten, die in St. Gallen wohnen, ist es nicht anders möglich, als daß in dieser Stadt ein gewisser Aufwand herrsche. Dieser Aufwand zeigt sich nicht sowohl in modischen und kostbaren Kleidern und Putz, wiewohl wir über die Trachten und den Putz der angesehenen Frauenzimmer aus Mangel hinlänglicher Erfahrung nicht entscheidend urtheilen können; noch weniger in neuen und geschmackvollen Möblen, sondern in Gärten, Gartenhäusern, und Equipagen, die aber, wie ich vermuthe, aus derselbigen Ursache vielmehr kostbar, als schön sind. Fast alle reichere Einwohner haben eine Zeitlang in Frankreich, Italien, und Teutschland gelebt, oder wenigstens Reisen in diese Länder gemacht, und haben eben deßwegen Gelegenheit gehabt, neue und schöne Muster aller Art kennen zu lernen; allein sie finden in ihrer Vaterstadt keine Arbeiter, die ihrem Geschmack genugthun, und ihre Entwürfe ausführen können; und fremde Arbeiten und Arbeiter darf man nicht kommen

lassen, ausgenommen, wenn die letztern sich bequemen wollen, als Gesellen bey einheimischen Meistern zu arbeiten, welches man geschickten Fremdlingen nicht einmal zumuthen kann. Aus Mangel also von geschickten Arbeitern muß man die neuen Häuser, wie die alte bauen, und nach der Weise der Vorfahren auszieren, oder möbliren lassen. Die Zimmer sind groß, aber nach dem Verhältnisse ihrer Größe nicht hoch, und hell genug. Oefen, Canapees, Stühle, Commoden, Schränke und Tische sind noch viel seltener, als in Zürch, nach neuen und gefälligen Zeichnungen, oder aus schönen auswärtigen Hölzern gearbeitet; und ein Teutscher kann daher dem Zunftzwange, und dem Zunftregiment, auch aus dem Grunde nicht gewogen seyn, weil er die reichern Einwohner mancher Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten beraubt, auf welche sie wegen ihres großen durch Fleiß und Kenntnisse erworbenen Vermögens die gerechtesten Ansprüche haben.

Ueber die Sitten in St. Gallen, kann ich nach eigenen Beobachtungen nicht urtheilen. In der übrigen Schweiz behauptet man, daß manche St. Galler, die sich lange in Italien und im südlichen Frankreich aufhielten, ausländische Laster und deren Folgen in ihrer Vaterstadt zurückgebracht haben. Auch soll die eheliche Treue in St. Gallen nicht so allgemein, und der Umgang der Jugend von beiderley Geschlecht viel freyer, als in andern Schweizerischen Handelsstädten seyn. Im Winter werden häufige Bälle, und wenn Wetter und Wege es erlauben, Schlittenfahr-

ten nach Rorschach, oder andern umliegenden Orten angestellt, wo solche Lustpartieen, an welchen bloß junge Leute Theil nehmen, meistens mit späten nächtlichen Tänzen geschlossen werden, ohne daß jemals, wie man in St. Gallen versichert, eine jungfräuliche Unschuld dabey gelitten hätte. Nicht weniger lobenswürdig, als die Züchtigkeit der jungen St. Gallischen Schönen ist die Sparsamkeit, und Genügsamkeit der reichen St. Gallischen Kaufleute, und übrigen Einwohner in der Einrichtung eines Clubbs, der alle Tage gehalten wird, wo man Zeitungen, und politische Journale lesen, oder spielen, oder sich auch unterreden kann, und wovon die gemeinschaftlichen Unkosten halbjährlich nicht höher, als auf einen Louisd'or für jedes Mitglied steigen.

Die Lage von St. Gallen wird auch schwerlich ein warmer Patriot vorzüglich schön finden. St. Gallen ist von zwoen Seiten so nahe von Bergen eingeschlossen, daß die Stadt beynahe den ganzen Raum zwischen denselben ausfüllt. An den Füßen, oder Abhängen, oder auf den Rücken dieser Berge sind die Land- oder Gartenhäuser der St. Galler zerstreut; meistens aber dienen sie zu Weiden, oder Wiesen, die frisch und grünend sind, weil sie gut gewässert und gedüngt werden. Auf beiden Bergen, vorzüglich auf dem an der rechten Hand, der, wenn ich recht gehört habe, der Rudengügi heißt, hat man eine treffliche Aussicht auf die Ufer des Boden-Sees, und in das Appenzeller-Land, dessen Alpen mit Sennhütten, und andern Wohnungen dicht besetzt sind. Aus den

Landhäusern im Thal hat man gewöhnlich einen beschränkten Gesichtskreis, oder wenn dieser auch offener und ausgebreiteter ist, so wird er meistens durch die Bleichen verdorben, die nach beiden Seiten der Stadt weit fortlaufen. Diese Bleichen erwecken zwar beym ersten Anblick angenehme Bilder von Betriebsamkeit, und Wohlstand, allein sie ermüden sehr bald durch ihre Einförmigkeit, und beleidigen sogar das Auge durch ihre blendende Weiße, die im Sonnenschein kaum auszuhalten ist. Auffallend war es uns, daß man das Wasser zum Begießen der Leinwand zum Theil aus kleinen oder engen Gruben schöpft, die kein reines Wasser zu enthalten scheinen.

Leben Sie wohl. Die Barometer steigen. Die Berge entwölken sich, und Wetterkenner versprechen uns, daß der feine Nebel, der noch fällt, bald aufhören werde.

Vierter Brief.

Gaiß, am 30. Jul.

Liebster Freund,

Wie eitel sind die Hoffnungen und Verheißungen der Menschen! Wir verließen St. Gallen heute nach acht Uhr, in der gewissen Erwartung, daß der Nebelregen, der uns einige hundert Schritte von der

Stadt einholte, bald aufhören, und uns den heitern Himmel zeigen werde. Allein leider! wurden die Wolken immer dichter, und niedriger, der Regen immer stärker, und dieser Regen dauerte fort, bis wir nach Gaiß kamen. Ungeachtet Gaiß von St. Gallen nur drey starke Stunden entfernt ist; so hat uns doch dieser erste Gang sehr ermüdet, weil die Fußsteige besonders durch die Wiesen sehr schlüpfrig, und wir gezwungen waren, uns bey dem schwülen Wetter in unsere Mäntel zu hüllen, um nicht ganz durchgenäßt zu werden. Bey unserer Ankunft in Gaiß machten wir einen so seltsamen Aufzug, daß wir die Aufmerksamkeit der an den Anblick von Fremden gewohnten Einwohner vorzüglich rege machten. Unter diesen rief uns ein Landmann, der uns nur von hinten sah, und auch gerne von vorne sehen wollte, mit einer mächtigen Stimme nach, als wenn er uns etwas sehr wichtiges zu sagen hätte. Auf diesen Zuruf wendete wir uns alle um, und da wir durch diese Bewegung die Neugierde des Appenzellers befriedigt hatten, so sagte er uns ganz gelassen, daß wir nur weiter gehen könnten. Wir bleiben heute und morgen hier, sowohl um einige benachbarte Berge zu besteigen, als um die Alpen und niedrigen Gründe etwas abtrocknen zu lassen, die nach einem heftigen Regen den Weg über den hohen Camor nach Sennwald äußerst beschwerlich, und selbst gefährlich machen. Ich habe Ihnen noch so vieles über St. Gallen und Herisau zu sagen, daß ich nothwendig einen gewaltigen Sprung in meiner Erzählung machen müßte, wenn ich

nicht heute und morgen das Versäumte nachholen könnte.

Ungeachtet St. Gallen weder an einem schiffbaren Flusse, noch an einem See liegt, und ungeachtet es bis vor wenigen Jahren nicht einmal durch gemachte Wege zugänglich war; so war doch diese Stadt schon seit vielen Jahrhunderten zuerst wegen des reichen Stifts, und dann nach dem Verfall von Constanz durch die Fabriken und Capitalisten, die aus dieser Stadt nach St. Gallen zogen, der Hauptmarkt, wohin alle umliegende Gegenden ihren Ueberfluß brachten, und wo sie wiederum das ihnen abgehende einkauften. Schwaben sendet noch immer nach St. Gallen den größten Theil des Getraides, und das Thurgäu den größten Theil seines Flachses, Obsts und Mosts, welche das Toggenburger- und Appenzeller-Land, und auch die alte Landschaft brauchen. Diese Zufuhr aus Schwaben, und dem Thurgäu ist so beträchtlich, daß an jedem Donnerstage von Rorschach, oder wie es gewöhnlich ausgesprochen wird, Roschach, hundert vierspännige Wägen, und im Herbste zur Marktzeit täglich wohl viermal so viel nach St. Gallen kommen. Das Rheinthal führt der Stadt St. Gallen Obst, und vorzüglich Wein zu, der von St. Gallen aus in alle umliegende Gegenden versandt wird. Die alte Landschaft liefert Getraide, Obst, und Flachs, und das Toggenburger- und Appenzeller-Land die Producte ihrer Heerden, und ihrer Betriebsamkeit: denn vorzüglich aus St. Gallen holen die Toggenburger und Appenzeller, die

Unterthanen des Abbts, und selbst viele Schwaben die Baumwolle, und den Flachs, den sie spinnen, das Garn, das sie weben, und die Leinwand, die sie bleichen, oder durch ihre Weiber und Töchter sticken lassen. Man schätzt die Zahl der Spinner, und Spinnerinnen, der Weber und Stickerinnen, die aus der Stadt St. Gallen das ganze Jahr durch ihre Arbeit erhalten, auf 80 bis 100000, und die Zahl der Stickerinnen allein, die von St. Gallischen Kaufleuten und Fabrikanten beschäfftigt werden, auf 30 bis 40000. In St. Gallen selbst wird mehr gestickt, als gesponnen, und mehr gesponnen, als gewoben, weil die Keller zum Weben sich nicht so leicht in der Stadt, als auf dem Lande einrichten lassen.

Schon diese Angaben sind hinreichend, Ihnen von der Größe der St. Gallischen Handlung einen Begriff zu geben. Weil man aber die Richtigkeit der angegebenen runden Zahlen bezweifeln könnte; so will ich Ihnen andere Data anführen, für deren Zuverlässigkeit ich mich verbürgen kann.

Im verflossenen Jahre wurden allein auf den acht St. Gallischen Bleichen gebleicht:

	Stück.
Von guter, oder sogenannter Constanzer Leinwand, jedes Stück zu 56 Pariser Stab gerechnet — — —	3814
Von gefärbter Leinwand, oder sogenannter Farbwaare — — — —	3536
Von Musselinen, Basins und Cambrais	21637

	Stücke
Von gröberer, oder sogenannter stäter Leinwand, oder Futtertuch — —	21448
Von andern baumwollenen Tüchern —	18993

Von dem dritten und vierten Artickel hält das Stück nur 40 Pariser Stab.

In diesem Verzeichnisse sind alle die baumwollenen Tücher nicht mitgerechnet, welche die Indienne-Fabriken, deren fünf bis sechs in St. Gallen sind, haben bleichen lassen; noch weniger alle die Stücke, die für St. Gallische Rechnung auf zwölf bis vierzehn Bleichen in der Nachbarschaft gebleicht worden sind.

Um Sie in den Stand zu setzen, nicht bloß über die Größe des Handels der ganzen Stadt, sondern auch über den Vertrieb einzelner Häuser zu urtheilen, will ich noch eine Tabelle von der Leinwand und den baumwollenen Tüchern beyfügen, welche ein einziges Haus, das überdem in Rouen eine große Fabrik angelegt hat, bloß auf den St. Gallischen Bleichen hat bleichen lassen.

	Stücke
An sogenannter Constanzer Leinwand —	543
An gefärbter Waare — — —	21
An Musselinen Cambrai's, und Parchent	3255
An gröbern baumwollenen Tüchern —	592
Noch — — — — —	881

Eben dies Handlungshaus kaufte noch viele hundert Stücke, die schon gebleicht waren, und ließ endlich viele hundert Stücke in Herisau, Roschach, und andern Orten bleichen.

Aus den angeführten Tabellen erhellt, daß die eigentliche Leinwand, die für St. Gallische Kaufleute verarbeitet wird, nicht den zehnten Theil der baumwollenen Zeuge ausmacht, die jetzo für Rechnung eben dieser Kaufleute verfertigt werden. Die ersten Musselin-Fabriken wurden im Jahr 1753 errichtet; und von St. Gallen aus pflanzte sich dieser wichtige Zweig der Industrie allmählich in die übrige Schweiz fort. Man fürchtet auch in St. Gallen viel weniger die Verbote der Einfuhr großer Fürsten, als die Concurrenz der Engländer, von welchen man gesteht, daß sie es in kurzer Zeit in der Fabricirung von Musselinen unglaublich weit gebracht haben.

Um den Musselin-Handel im Großen zu treiben, muß man nothwendig sehr große Fonds in Händen haben, indem es wenigstens zwey, auch drittehalb, oder drey Jahre dauert, bevor der Kaufmann seine Gelder aus der verkauften Waare zurück erhält. Die Baumwolle, oder das baumwollene Garn muß in großen Vorräthen mit baarem Gelde eingekauft, und Spinner, Weber, Stickerinnen, und Vorkäufer, oder Unterhändler müssen wöchentlich, oder bey der Lieferung baar bezahlt werden. Wenn der Weber, oder Vorkäufer seine Arbeit, oder Waare gebracht hat; so muß man sie bleichen, sticken, stampfen, und wenn sie in der Walke gelitten haben, von geschickten Arbeiterinnen mit der Nadel so ausbessern lassen, als wenn die Löcher vom Weber selbst wären ausgebessert worden. Die Stickerinnen allein behalten Stücke oft viele Monate, bisweilen anderthalb

bis zwey Jahre im Hause, wenn sie entweder viele Arbeit haben, oder nicht fleißig sind, oder auch krank werden. Wenn endlich die Musseline ganz fertig sind, so muß der Kaufmann Bestellungen, oder Käufer abwarten, und kann nur alsdann auf einen starken Absatz rechnen, wenn er langen Credit zu geben im Stande ist.

Es ist selbst für einen Nichtkenner äußerst interessant, eine Niederlage von Musselinen und andern baumwollenen Zeugen, besonders aber das Musterbuch eines großen Kaufmanns zu sehen, worin alle die Zeichnungen enthalten sind, nach welchen man Musseline hat wirken, und sticken lassen, oder noch wirken und sticken läßt. Ein solches Buch kann man nicht durchblättern, ohne über die Fruchtbarkeit des Genies der Zeichner, oder Erfinder, und zugleich über die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit des Geschmacks zu erstaunen, die in derselbigen Zeit in verschiedenen Ländern herrscht. In Frankreich und Teutschland verlangt man jetzt keine andere Musseline, als die mit kleinen oder mäßigen Blumen durchwirkt und gestikt sind. In Pohlen und Rußland trägt man am liebsten Musseline mit großen Blumen, die oft mit bunten Farben, oder gar mit Goldfäden gestickt sind. Die Preise von ganzen Musselin-Stücken, die in der Nachbarschaft von St. Gallen gewoben und gestickt sind, steigen von einem bis 12 neuen französischen Louisdor. Viel theurer sind die feinsten Indischen Musseline, die man in der Schweiz sticken läßt. Denn so fein auch die Toggenburger und Ap-

penzeller spinnen; so können sie doch die Indischen Spinner nicht einmal in großen Entfernungen erreichen, wovon man in St. Gallen den Grund darin sucht, daß die feinste Baumwolle nie nach Europa gebracht werde: ein Factum, das mir sehr zweifelhaft scheint. Der feinste Flachs kann von der künstlichsten Hand nie so zart, als die feinste Baumwolle gesponnen werden. Aus einem Pfunde des besten Flachses kann man höchstens 80 bis 90 Schneller spinnen, jeden Schneller zu 1000 Fäden gerechnet, von welchen wiederum jeder 4 Schuh oder 48 Zoll lang ist. Aus einem Pfunde der besten Baumwolle hingegen kann man 140 bis 150 Schneller herausbringen. Man zeigte uns Garn, wovon sechszig Schneller ein Pfund wogen, und schon dies Garn schien uns so fein, daß wir es fast für unmöglich hielten, daß ein Faden noch feiner gesponnen werden könne. Ein guter Weber kann täglich von 30 oder 48 Creuzern bis zu einem Gulden, oder 1 Gulden 12 Creuzern, verdienen; ein Spinner, oder Spinnerin aber erwirbt bey dem größten Fleiße täglich nicht mehr, als 10, 12, höchstens 15 Creuzer.

Ungeachtet die fürstliche Abbrey in dem Umfange der Stadt eingeschlossen, und von der Stadt nur durch eine Mauer abgesondert ist; so ist doch die Verbindung zwischen den Mitgliedern des Stifts, und den Bewohnern der Stadt so geringe, daß man in der Stadt über die Unterthanen des Fürst-Bischofs, über sein Verhältniß gegen die Conventualen, und über seine Einkünfte fast eben so wenig unterrichtet

ist, als wenn die Abbtey mitten in Schwaben läge. Die Zahl der Unterthanen der alten Landschaft schätzen einige auf 40000, und eben so hoch die Einwohner der Grafschaft Toggenburg; andere geben die Summe von beiden um zehntausend höher an, und glauben, daß der Abbt von St. Gallen wenigstens 24000 bewaffnete Männer stellen könne. Selbst die Bevölkerung des Closters wird auf eine verschiedene Art angegeben. Man schätzt sie gewöhnlich auf sechszig Ordens-Geistliche. Einer genauern Nachricht zufolge soll die Abbtey 68 Priester, sieben fratres professos, und zwanzig fratres conversos enthalten. Ueber die Einkünfte des Stifts weiß man in St. Gallen weiter nichts, als daß sie nach der Verschiedenheit der Jahre sehr verschieden seyen, indem sie meistens aus Zehnten und Sterbefällen, und aus dem Ertrage der eigenthümlichen Clostergüter in der alten Landschaft, in Schwaben und Elsaß erwüchsen; zu welchen man aber noch den wichtigen Zoll in Roschach rechnen muß, der seit der Erbauung guter Wege jährlich 8000 Rthlr. eintragen soll. Das Closter hebt den Zehnten nicht bloß in der Landschaft, sondern auch im obern Rheinthal; und bey Sterbefällen der Angehörigen des Closters, oder dem Verkauf von Gütern fordert es 5, 10 bis 15 p. c. je nachdem man reiche oder arme Leute, oder auch solche vor sich hat, die man begünstigen, oder nicht begünstigen will. Dieser großen Einkünfte ungeachtet ist das Stift verschuldet, und die Schulden des Stifts sind die Ursache, oder der Vorwand der Streitigkeiten zwischen

dem Fürsten und Convente, die so weit gehen, daß das letztere auf die Absetzung des regierenden Fürsten, des Sohns eines noch lebenden Landmanns angetragen hat. Der regierende Abbt hat freylich in und außer dem Closter viel gebaut, allein keine Prachtgebäude, oder Lustschlösser, sondern Wege und Magazine, die schon längst hätten erbaut seyn sollen. So kostbar diese Unternehmungen auch gewesen seyn mögen; so hätten sie doch ein Stift, wie das St. Gallische, bey einer guten Verwaltung nicht in beschwerliche Schulden stürzen können. Der Fürst selbst lebt der Sage nach nicht einmal so prächtig, als ein Teutscher Prälat vom zweyten Range. Er hat weder eine zahlreiche Dienerschaft, noch einen glänzenden Hof, noch auch prächtige Equipagen und Möblen. Vielmehr begnügt er sich mit einem einzigen Zug Pferde, speist, selbst wann vornehme Fremde da sind, auf Zinn, und so einfach, daß die zu große Einfalt von Geschirr und Speisen mehrere Teutsche Fürsten äußerst befremdete. Wenn man bedenkt, daß der Abbt von St. Gallen ohngefähr eben so viele Unterthanen, als der Fürst-Bischoff von Fulda hat, und und dann die Hofhaltung dieser beiden Fürsten mit einander vergleicht; so kann man nicht umhin, darüber zu erstaunen, daß Nachlässigkeit, oder Mangel von guten Finanz-Einrichtungen so große Unterschiede hervorbringen kann.

Gaiß, am 18. Jul.

Jetzo habe ich von Appenzell Außer-Rhoden genug in der Nähe oder Ferne gesehen, um Ihnen die

Eindrücke mitzutheilen, die ein Land auf mich gemacht hat, das weder Adel, noch Städte, weder bequeme Wege, noch schiffbare Flüsse und Seen, weder Bergwerke, noch Ackerbau, und Obstwachs besitzt, (eine kleine an das Rheinthal gränzende Strecke ausgenommen,) das nicht alleine Zünfte hat, sondern auch fast alle Handwerke von Fremdlingen ausüben läßt, und das nichts destoweniger zu den betriebsamsten und volkreichsten Ländern in ganz Europa gehört, und alle Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens im größten Ueberfluß von den Nachbaren erhält, oder leicht erhalten kann.

In der flachen Schweiz ist keine Stadt, und in der gebirgigen kein Staat, dem nicht von den übrigen gewisse gehässige Vorwürfe gemacht würden. Allein Appenzell, und zwar besonders Appenzell Außer-Rhoden hat das einzige Glück, daß die übrigen Schweizer es für das gelobte Land in Helvetien halten, auf welches alle, als auf den Wohnsitz der Freyheit, des Friedens, des Ueberflusses, und zugleich der alten Einfalt, und Unschuld mit Wohlgefallen hinblicken, und auf welches sie mit einem frohen Stolze hinweisen, wenn sie besonders Fremden die gesegneten Wirkungen einer unbeschränkten Freyheit darthun wollen. Und eben so sind die Appenzeller die Lieblinge der ganzen übrigen Schweiz, die allenthalben bewundert, aber nicht beneidet, und von den vaterländischen Schriftstellern wetteifernd, als das freyste, glücklichste und geistreichste Hirtenvolk gepriesen werden.

Wenn Ausländer von den Appenzellern nicht so günstig urtheilen, als gewöhnlich geschieht; so nimmt man sich ihrer mit eben so großer, und fast noch grösserer Wärme, als seiner eigenen Mitbürger an.

In der That zweifle ich auch, ob es in ganz Europa ein anderes Land gebe, wo man auf den ersten Blick die süßesten Phantasieen einer schwärmerischen Jugend, und die reizenden Ideale einer glücklichen Unschuldswelt in einem solchen Grade realisirt findet, als in Appenzell Außer-Rhoden. Das ganze Appenzeller-Land, so weit es sich zur reformirten Religion bekennt, ist eine zauberische Verkettung von kleinen Hügeln und Thälern, die nirgends durch stundenlange Waldungen verfinstert, oder durch schroffe, und unersteigliche Felsen verödet, oder durch verpestende Sümpfe verunstaltet werden. Allenthalben ist Leben und Weben, ohne städtisches Gedränge, oder betäubendes Getümmel. Von allen Höhen und aus allen Gründen tönt dem Wanderer das Gemurmel der Bäche, das Geblöck der Heerden, das Rufen der Hirten, und besonders das Geklingel der großen Schellen entgegen, womit Stiere, Kühe, und Kälber behängt sind. Dieser Arkadischen Musik hörte ich gestern Abend gegen Untergang der Sonne in einiger Entfernung von Gaiß eine Stunde zu, und dies Gewühl arkadischer Töne weckte aus der Tiefe meines Herzens, und meiner Einbildungskraft Wünsche und Bilder auf, die schon lange, sehr lange geschlummert hatten, und von welchen ich nie geglaubt hätte, daß sie bis zu einem solchen Grade jugendlicher Begei-

sterung wieder belebt werden könnten. Im Appenzeller-Lande wird das Auge des Reisenden anfangs nicht weniger, als sein Ohr getäuscht. Wohin man blickt, sieht man Haufen von friedlichen und bescheidenen Hütten, so kunstlos und reinlich, wie man sich in frohen Träumen die Wohnungen glücklicher Schäfer denkt, unter welchen man sein Leben zubringen möchte. Wenn man Herisau ausnimmt, so sind die Hütten der Appenzeller nicht nach städtischer Art in dichte Reihen zusammengedrängt, sondern über Thal und Hügel zerstreut; und eben diese Zerstreutheit, verbunden mit ihrer Einfachheit, (denn sie sind ganz aus Holz erbaut,) begünstigt die Täuschung, daß man in dem Arkadien der Dichter wandle. Jede Hütte liegt in der Mitte der Besitzungen ihres Bewohners, der also sein kleines Gebiet beständig übersehen, und in jedem müßigen Augenblick bearbeiten und verbessern kann. Wenn man nahe an den Hütten der Appenzeller vorbeygeht; so hört man das Geräusch des Weberstuhls, der dem Appenzeller Garten, Ackerfeld und Weinberg ist, und ihm alles verschafft, was die fruchtbarsten Länder süßes und schönes hervorbringen. Viele Hütten haben Wäldchen hinter sich, die nicht nur ihre mahlerische Lage verschönern, sondern auch das Holz liefern, was der Besitzer zur Feurung, und zur Ausbesserung seiner Wohnung braucht. In ganz Appenzel ist kein ungetheiltes Gut, keine gemeine Wälder, oder Alpen und Weiden. Wenn auch gewisse Alpen mehrern Eigenthümern gehören, so kann doch jeder Mitbesitzer seinen Antheil verkau-

fen, oder verpachten, wie er will. Männer endlich, Weiber, und Kinder sind, wenn sie sich auch nicht durch vorzügliche Schönheit und hohen Wuchs auszeichnen, reinlich und gut gekleidet, und haben einen Ausdruck von Munterkeit und Zuversicht, wie ihn nur glückliche und freye Menschen haben können, die stets von dem Gefühl durchdrungen sind, daß sie keine andere Gesetze und Obrigkeiten haben, als die sie selbst gegeben, und gewählt haben.

Schade, daß die meisten angenehmen Eindrücke, die man beym Eintritt in das Appenzeller-Land erhält, bey genauerer und fortgesetzter Untersuchung verschwinden, oder wenigstens sehr geschwächt werden! In Appenzell grünen, und blühen alle Hügel und Gründe eben so wenig, als anderswo. Im Thale bey Gaiß zwischen dem Sommers- und Gäbris-Berg ist eine lange sumpfige Wiese, die mit schlechten Gräsern überwachsen ist, und wie es scheint, durch Abzapfen, und Besäen mit guten Futterkräutern leicht verbessert werden könnte. Auch am Gäbris-Berge fanden wir lange Strecken, wo nichts, als Haidekraut, und Haidegesträuch wuchs. So mahlerisch die kleinen Wäldchen nahe an den Wohnungen der Appenzeller anfangs scheinen; so bemerkt man doch bald, daß sie alle aus Tannen und Fichten bestehen. Das Appenzeller-Land liegt schon zu hoch, als daß es mächtiges und schönes Laubholz tragen könnte, und noch weniger würden an den meisten Orten Obstbäume gedeihen: doch zweifle ich nicht, daß die Kirschbäume, die den Bernischen Oberländern so

nützlich sind, auch im Appenzeller-Lande fortkommen würden. Wenn nicht alle Berge, und Gründe mit zahllosen Hütten übersäet wären; so würde das Appenzeller-Land ohne Laubwälder und Obstbäume, ohne Weinberge, Gärten, und Fluren ein äußerst einförmiges, und nacktes Land seyn. Die Wiesen und Weiden der Appenzeller werden allerdings gedüngt, allein der Anbau von Futterkräutern ist dem Anscheine nach nicht so allgemein, als er seyn könnte: und es würde unstreitig vortheilhafter seyn, wenn man, anstatt die Kühe in eingeschlossenen Bezirken nahe an den Häusern weiden zu lassen, diese Weiden mit den besten Kleearten besäete, und das Vieh beständig im Stall futterte.

Auch die netten Hütten der Appenzeller, die mich auf dem Wege nach Herisau so sehr erfreuten, gefielen mir in der Folge viel weniger, nachdem ich in einige hineingegangen, und mit dem Innern ihrer Einrichtung bekannter geworden war. Die meisten Häuser der Appenzeller werden zur Ersparung der Kosten, und des Raums so klein gebaut, daß es auch bey der größten Sorgfalt unmöglich ist, die unangenehmen Folgen des engen Beysammenwohnens zu verhüten. Wenn die Hausthüre nicht offen ist; so ist die Diele so dunkel, daß man die nächsten Gegenstände kaum erkennen, und zugleich so enge, daß man in einiger Gesellschaft sich kaum bewegen kann. Aus einem ähnlichen Grunde, aus welchem man die Häuser so klein, als möglich baut, macht man die Stuben sehr niedrig, damit sie desto wärmer seyn, und

bleiben mögen; und diese Stuben sind daher gewöhnlich mit so widrigen Ausdünstungen von Menschen, von Garn, und andern Dingen angefüllt, daß man nicht frey darin athmen kann. Noch viel trüber und ungesunder sind die Webkeller, deren jedes Haus wenigstens einen, und oft zween hat, und deren Fenster fast den Erdboden außer dem Hause berühren. In diese Keller steigt man gemeiniglich durch kleine Oeffnungen, und auf schmalen Leitern hinab; und wenn man an diese kerkerartigen Höhlen in der Erde nicht gewohnt ist; so würde man es für eine zu harte Strafe halten, wenn man Züchtlinge in solchen kalten und feuchten Löcher das ganze Jahr durch arbeiten ließe. Man behauptet hier allgemein, ich weiß nicht, ob mit Recht, daß baumwollenes Garn sich nicht anders, als an feuchten Oertern gut weben lasse. Nicht selten ist der Abtritt in der Nachbarschaft der Keller-Oeffnung angelegt; denn ich bemerkte beym Hinauf- und Hinabsteigen einen heftigen Uebelgeruch, womit die übrige Hütte mehr, oder weniger durchdrungen war. — Die Kleinheit der Appenzellerhütten mit ihren kleinen, runden, in Bley eingefaßten Fenster-Scheiben fiel mir nirgends mehr, als in Herisau auf, wohin ich mit den größten Erwartungen kam. Nach den Schilderungen aller, und besonders Schweizerischer Schriftsteller glaubte ich an Herisau einen Flecken zu finden, dergleichen man außer Holland und England in keinem andern Europäischen Lande sehen könne; und zu meiner größten Verwunderung fand ich einen Ort, der einige

städtische Häuser ausgenommen von keiner Seite mit den vielen schönen Flecken verglichen werden kann, die Oesterreich, Baiern, die Pfalz, Wirtemberg, die Sächsischen Länder, und vorzüglich Bremen und Hollstein aufzuweisen haben. Das größte Haus in Herisau ist, wie manche alte Gebäude in den großen Teutschen Reichsstädten, und wie die Landhäuser in der Französischen Schweiz nach Art von Ritterschlössern gebaut, und an den Ecken mit Thürmen versehen, durch welche man vermuthlich an Aussicht und Zahl von Fenstern gewinnen will. Diese Bauart gefällt den Appenzellern so sehr, daß sie in den übrigen Gemeinden von den reichern Erbauern neuer Häuser häufig nachgeahmt wird. In den geräumigen hölzernen Häusern wohlhabender Appenzeller sind Diele, Küche, und Gemächer nach einem größern Maaßstabe gebaut, und in diesen Häusern herrscht eine Reinlichkeit, die kaum in England und Holland größer seyn kann. Vorzüglich aber scheint es, als wenn die Kühe, und das Küchengeschirr der Stolz des Hauses, und der Hauptsitz der höchsten Reinlichkeit sey; denn beide fand ich viel sauberer und glänzender, als die Wohnstuben und Schlafzimmer sammt den Möblen, die in diesen enthalten waren. Wenn diese großen hölzernen Häuser nicht vor langer Zeit und mit alter Festigkeit gebaut sind; so haben sie eine solche Beweglichkeit, daß sie von jedem starken Tritt, oder Gange in allen ihren Theilen erschüttert werden, und sind zugleich so wiedertönend, daß man jedes laute Reden und Lachen durch alle Zimmer hö-

ren kann. In dem Gasthofe zum Ochsen, wo außer uns noch viele andere Molkengäste wohnen, würden wir diese Nacht schwerlich lange haben schlafen können, wenn uns nicht die gestrige Ermüdung in eine tiefe Ruhe versenkt hätte.

Die Lobeserhebungen der Schönheit, Stärke, und Größe der Appenzeller sind noch weit mehr übertrieben, als die Lobsprüche, die man dem Lande, oder den Wohnungen zu ertheilen pflegt. Unter vielen hundert Appenzellern, die mir diese Tage her vorgekommen sind, habe ich nur wenige große, und keinen einzigen so schön gebildeten Mann gesehen, dergleichen sich unter unsern Teutschen Regimentern so häufig finden. Man bemerkt es auch hier, daß das frühe und anhaltende Sitzen und Arbeiten in den feuchten Webekellern die Bildung, Stärke und Gesundheit der Arbeiter verdorben hat, und daß der gebrechlichen, und verstümmelten Menschen jetzo viel mehrere sind, und werden, als in vorigen Zeiten. Die Appenzeller suchen aber noch immer eine Ehre darin, für Kraftvolle Männer gehalten zu werden, und manche treiben auch noch die Leibesübungen, die Stärke und Gewandtheit geben können. Man rühmte uns einen Schmid als einen außerordentlich starken Mann, den wir deßwegen mit einem großen Gefolge von neugierigen und müßigen Männern und Buben besuchten. Das Hauptkunststück dieses Mannes bestand darin, daß er eine Centnerschwere eiserne Kugel von der Erde hob, daß er diese durch Handgriffe, deren freylich nur ein starker Mann fähig ist, bis an

die Schulter, dann von einer Schulter auf die andere brachte, und endlich einige Schritte weit von sich wegwarf. Viel schöner, und seltener, als dies Probstück von Stärke, war der Arm dieses Appenzellers, an welchem, wenn er gebogen und die Finger zusammengedrückt waren, der Muskel über dem innern Armgelenke fast so dick hervortrat, als mein Arm unmittelbar über der Hand ist. Die Appenzeller lachten triumphirend bey jeder Anstrengung des starken Schmides, und versicherten, daß der Landweibel noch viel stärker sey. Sie hatten dies kaum gesagt, als der gepriesene Mann durch einen glücklichen Zufall von seinen Amtsverrichtungen zu Hause kam. Der Weibel war groß und breitschulterig, aber in meinen Augen nicht schön gebildet, weil er sich nicht leicht, und gerade trug, und die untere Hälfte des Cörpers im Verhältniß zu der obern zu schwach und zu dünn war. Wir baten diesen Appenzellischen Herkules die Probe seiner Stärke zu wiederholen, von welcher seine Landsleute mit Bewunderung gesprochen hatten, und die der Sage nach darin bestand, daß er einen drey Centner schweren Stein aufgehoben, und von sich geworfen habe. Der Landweibel willfahrte uns, und ging mit uns zu dem kritischen Steine hin, der einige hundert Schritte vor dem Dorfe an einer Wiese lag. Allein aller Versuche ungeachtet wollte es dem Stärksten des Appenzeller-Landes nicht gelingen, den Stein nur um einen Schuh von der Erde zu heben, wovon er die Feuchtigkeit oder Schlüpfrigkeit des Steins als die Ursache angab. Wenn aber

der Weibel den Stein auch in die Höhe gebracht hätte; so würde ich ihn doch nicht für ein solches Wunder von Stärke gehalten haben, als wofür er in seinem Vaterlande gehalten wird. Ich habe selbst in meiner Jugend mehrere Männer gekannt, die 400 bis 500 Pfund ohne Mühe heben konnten, und in Hamburg, Bremen, und andern Teutschen Handelsstädten sind die Karrenschieber und Packknechte gar nicht selten, die Säcke und Ballen von zweyhundert Pfunden, und darüber von der Erde auf die Schulter, oder auf Kärren und Wägen werfen. Wir ließen einigen der Appenzeller, die ihre Kräfte vor uns versucht hatten, in unserm Gasthofe einige Maaß Wein geben, und diese machten sie so bereitwillig, daß sie uns nun auch ihre übrigen Künste zeigten. Unter diesen setzte mich keine andere in ein solches verwunderungsvolles Schrecken, als das Anerbieten des Schmides, sich von jedem mit geballter Faust, so stark man wolle, auf den Kopf schlagen zu lassen. Es blieb auch nicht bloß beym Anerbieten, sondern einer der Appenzeller schlug auf den eisernen Schädel seines Landsmanns so ernstlich los, daß ich davon ging, aus Furcht, den Schmid unter irgend einem unglücklichen Schlage hinsinken zu sehen.

Die Einführung der Musselin-Weberey hat in Appenzell eben die guten und schlimmen Wirkungen, wie im Zürchischen, nur, wie es scheint, beide in einem auffallenderen Grade hervorgebracht. Die große und immer wachsende Bevölkerung wird nicht nur durch die jährlichen Geburts- und Sterbelisten, son-

dern auch durch die vielen neuen Häuser angekündigt, die man allenthalben baut, oder vor kurzem erbaut hat. In Herisau und Trogen sind mehrere Handelshäuser, die in Ansehung des Reichthums, und der Weitläuftigkeit ihrer Geschäffte mit den ersten in St. Gallen wetteifern können. In diesen, wie in den übrigen Gemeinden wohnen viele Vorkäufer, oder Kaufleute vom zweyten Range, die den Spinnern und Webern Baumwolle und Garn verkaufen, und die verfertigten Waaren wieder abnehmen, um sie mit Vortheil an die im Großen handelnden Kaufleute in St. Gallen, oder in Herisau, und Trogen abzusetzen. Auch unter diesen sind manche sehr reich, und man erkennt sie gleich an den neuen, großen, oft von Steinen erbauten Häusern, in denen sie wohnen. Die aus dem Handel und den Fabriken entstehende Wohlhabenheit steigt noch um einen Grad tiefer, nämlich zu den Webern hinab, die zwar selbst arbeiten, aber aber doch zugleich Vermögen genug besitzen, um 12, 20, bis 24 andern Webern und Spinnern Flachs, Baumwolle, oder Garn austheilen zu können, und den Arbeitern den festgesetzten Lohn zu bezahlen. Die meisten Spinner und Weber, die weder weitläuftige Alpen, noch Wiesen besitzen, unterscheiden sich von ihren Vorfahren durch bessere Kleider, und leckerhaftere Speisen; allein diese nehmen auch, wie anderswo, den ganzen Ueberschuß weg, den sie vor ihren Vorfahren erwerben, ohne etwas für Weib und Kinder, oder für Zeiten der Noth zu erübrigen, oder erübrigen zu können.

Es ist in Appenzell noch vielmehr, als im Zürchischen, oder Bernischen zu fürchten, daß die durch die Fabriken hervorgebrachte außerordentliche Bevölkerung, (die sich aber nicht genau schätzen läßt, weil weder die Zählungen des Volks richtig sind, noch das Land gehörig gemessen ist,) die eben so außerordentlichen Reichthümer einzelner handelnden Häuser, die große Wohlhabenheit der Unter-Käufer, und vornehmern Weber, und endlich das allgemeinere Wohlleben durch die nachtheiligen Folgen der Fabriken werden überwogen werden. Und diese nachtheiligen Folgen sind außer der verminderten Stärke und Gesundheit des Volks die steigende Prachtliebe, und Leckerhaftigkeit, die Vernachläßigung der Erziehung der Kinder, die selten über das zehnte Jahr hinaus die Schule besuchen, um desto früher arbeiten zu können, die Zügellosigkeit der Jugend, die sich im 15. und 16. Jahre unabhängig glaubt und macht, weil sie alsdann der Unterstützung der Eltern entbehren kann, die sichtbar sich verbreitende Selbstsucht, Völlerey, und Ueppigkeit, und die unmäßig zunehmenden Preise von Lebensmitteln, von Arbeitslohn, und Dienstlohn.

Die Bewunderer der alten Appenzellischen Unschuld würden erstaunen, wenn sie hörten, daß die Appenzellischen Bauermädchen sich schon schminken, und nicht bloß mit gekauftem, sondern mit gemiethetem Putz prangen, indem es Leute gibt, die me-

disches Flitterwerk aufkaufen, um es an eitle Mädchen und Weiber vermiethen zu können. *)

Wein wird nicht bloß allgemeiner, sondern auch unmäßiger, als sonst getrunken; und Caffee fordern sogar die Bettler, wenn man ihnen Most und Wein anbietet. Da fast niemand mehr, wie in alten Zeiten, von Milch lebt; so braucht man viel mehr Getraide aus Schwaben, und viel mehr Obst und Gemüse, welche beide vorzüglich das Rheinthal liefert. Man gibt sich nicht einmal die Mühe, Cartoffeln zu bauen, weil man sich einbildet, daß mau sie viel wohlfeiler von den Nachbaren kaufen, als selbst ziehen könne. So lange die Weberey mehr einträgt, oder für bequemer gehalten wird, als die übrigen Handwerke, so lange werden diese fast von lauter Fremdlingen ausgeübt werden. Die ausländischen Professionisten lassen sich ihre Arbeit sehr theuer bezahlen, da sie nicht viel schlechter, als alle übrigen leben wollen, und Wohnung, Holz, und Lebensmittel schrecklich theuer sind. Selbst Tagelöhner erhalten täglich 24 bis 30 Creuzer, und Dienstmädchen zahlt man in Trogen, Herisau, und andern Orten 30 bis 40 Gulden, Bediente oder Hausknechte fordern 30 bis 40 fl., und Fabrikknechte sogar 60 bis 80 fl. Des

*) Ich las diese Nachrichten schon in St. Gallen in den Bemerkungen eines sehr unterrichteten Beobachters, die im 1sten Stück des Journals für Teutschland vom Jahr 1788 stehen. Ich habe diese, wie die meisten übrigen Nachrichten des Ungenannten im Lande selbst bestätigen gehört.

hohen Lohns ungeachtet sind die Dienstboten so übermüthig, daß sie bey den sanftesten Vorwürfen sogleich den Dienst aufkündigen, weil sie wissen, daß sie unverzüglich anderswo unterkommen, oder sich mit Spinnen und Weben mehr, als durch den Dienst bey Herrschaften erwerben können.

Zuverlässige Männer, die eine vollkommne Kenntniß des Landes besitzen, versichern allgemein, daß zwar die Sitten beider Geschlechter, nicht mehr so lauter, als vormals, aber doch lange nicht so verdorben, als in Appenzell Inner-Rhoden seyen. Lange vor der Einführung der Baumwollen-Spinnerey und Weberey herrschte in Appenzell, wie in vielen andern Gegenden der Schweiz, und des benachbarten Teutschlandes ein vertraulicher Umgang zwischen jungen Personen von beiderley Geschlecht, der auch hier etwas eigenthümliches hat, und gleich den Probenächten, dem Kilt- und Fenster-Gehen in andern Gegenden der Schweiz, und des benachbarten Teutschlandes für etwas ganz unschuldiges gehalten wird. — In Appenzell feiert man alle drey Monate ein Fest, welches der Reis-Sonntag genannt wird. An diesem Sonntage versammeln sich die jungen Leute vor dem Gottesdienst, um über einander eine gegenseitige Musterung, oder Schau zu halten, und sich vorläufig zusammen zu paaren. Wenn jeder Jüngling eine Geliebte, jedes Mädchen einen Liebhaber gefunden, oder wiedergefunden hat; so gehen die Mädchen in die Kirche, um sich katechisiren zu lassen. Sobald die gottesdienstliche Handlung geendigt ist; so eilen

die Mädchen, denen man in der Kirche keine große Andacht zutrauen kann, in die Wirthshäuser, wohin sie von ihren Liebhabern bestellt worden sind. Hier sitzen die Junggesellen in dichten geschlossenen Gliedern hinter dem Tisch, und bitten ein jeder seine Schöne zu sich, ohne im geringsten Platz für sie zu machen. Durch diese Kriegslist lassen sich die muthigen Mädchen nicht abschrecken, sondern sie ersteigen Bänke und Tische, wie Festungswerke, um in die Schlachtordnung der Jünglinge einzubrechen. Die Amazonen mögen sich aber anstrengen, so viel sie wollen; so gewinnt doch eine jede weiter nichts, als einen kleinen Raum zwischen ihrem Liebhaber und dessen Nachbar, wo sie sich mit genauer Noth auf die Schulter, den Arm, und Schenkel des erstern niederlassen kann. In dieser Lage die für die Träger und Getragenen gleich peinlich wäre, wenn nicht die Liebe die größten Lasten und Beschwerden leicht und angenehm machte, bleiben die Jünglinge und Mädchen bis an den späten Abend sitzen, und vertändeln die flüchtigen Stunden in Gesang, und Scherzen, in Neckereyen, und Liebkosungen, die durch starke Züge aus einem vielfassenden Freudenbecher befeuert werden. Wenn alle diese süßen Vorspiele der Liebe die Herzen der Mädchen und Jünglinge bis zum heissesten Verlangen entflammt haben; so geht die Gesellschaft der Liebenden aus einander, und jeder Jüngling begleitet sein Mädchen bis in ihr Kämmerlein, wo der schmachtende Schäfer den Lohn der Minne empfängt. Nach Verlauf von zween Monaten fra-

gen die glücklich gewordenen Jünglinge ihre Mädchen, ob sie keine ungewöhnlichen Veränderungen an sich wahrnähmen? Wenn diese Frage mit nein beantwortet wird, so hat der Jüngling die Freyheit, seine angefangene Liebe fortzusetzen, oder abzubrechen. Im entgegengesetzten Falle aber bleibt ihm weiter nichts übrig, als die Nothwendigkeit, die Ehre seines schwangern Mädchens durch eine baldige Hochzeit zu retten. Weil es in Appenzell eben so häufig, als in andern Gegenden der Schweiz geschieht, daß Bauermädchen erst nach dem Verluste des jungfräulichen Cranzes Hochzeit machen; so ist deßwegen verordnet, daß die Pfarrer jede Braut bey einem Gelübde fragen müssen, ob sie mit gutem Gewissen ihr Hochzeitfest am Dienstage feiern könne? welcher Tag allen den Bräuten bestimmt ist, die sich bewußt sind, daß ihre Ansprüche auf Jungfrauschaft wenigstens nicht durch eine zu frühe Niederkunft werden widerlegt werden. Hat eine Verlobte die Unverschämtheit, sich gegen ihren Beichtvater für etwas auszugeben, was sie nicht ist, und wird dann in der Folge durch die zu frühe Erscheinung der Erstgeburt beschämt; so wird sie für ihre Lüge sehr hart gestraft. Diejenigen hingegen, die bescheiden oder aufrichtig genug sind, etwas nicht scheinen zu wollen, was sie nicht mehr sind, erfahren keine andere Züchtigung, als daß sie sich an der Mittwoche, dem Tage verunglückter Jungfrauen, trauen lassen müssen.

Der allgemeine Geist der Betriebsamkeit, oder vielmehr der Erwerbsamkeit, scheint auf eine gewisse

Art den erfinderischen Geist der Appenzeller erstickt zu haben, indem dies Volk nicht mehr solche originale Köpfe aufzuweisen hat, dergleichen die Grubemanns und andere waren. Ein jeder trachtet jetzo zu sehr darnach, zu gewinnen, als daß man sich Monate und Jahre lang mit irgend einem Meisterstücke beschäfftigen sollte, das, wenn es auch gelingt, vielleicht mehr Ruhm, als Vortheile verschafft. — Mit Bewunderung haben auch wir das räthselhafte Hemd gesehen, das ein Appenzellischer Landmann ohne Näthe gewebt, oder verfertigt hat. Dies Hemd besitzt jetzo der Herr Landammann Wetter in Herisau, welchem ein reisender Liebhaber von seltenen Kunstsachen schon hundert neue Louisdor dafür geboten hat. — Wenn aber auch die veränderte Lebensart, und die einförmigen mechanischen Arbeiten die Erfindsamkeit der Appenzeller geschwächt haben; so ist wenigstens ihre Munterkeit, und der allgemeine Hang zu neckenden Scherzen, und beissenden Gegenantworten noch nicht merklich vermindert worden. Fröhlichkeit und Witz sind den Appenzellern diesseits der Sitter angebohren, und der letztere wird schon von der frühen Jugend an geübt, und geschärft. Fast nie ist eine Gesellschaft von Appenzellern beysammen, ohne daß nicht die witzigen Köpfe auf einander Jagd machten, und gleichsam einen Wettkampf des Witzes eingingen, in welchem keiner seinem Widersacher irgend etwas übel nehmen darf. Diese beständige Gefechte von witzigen Köpfen bringen einen auffallenden Hang zum Lachen, und eine

Geneigtheit hervor, alles von der lächerlichen Seite anzusehen, und besonders solche, die sich an ihnen reiben wollen, durch unerwartete trockene, aber treffende Repartieen niederzuschlagen. Von dieser Fröhlichkeit und diesem Muthwillen der Appenzeller in den Außer-Rhoden trifft man in denen der Inner-Rhoden keine Spur an. Diese letztern haben vielmehr das Ansehen von düstern, verschlossenen, argwöhnischen, reizbaren, und eben deßwegen gefährlichen Menschen, die einen lustigen Einfall leicht anders, als durch einen andern lustigen Einfall erwiedern könnten.

In keiner andern Gegend von Teutschland und der Schweiz habe ich so häufig, als in Appenzell gewisse Stellungen des Cörpers bemerkt, die Bequemlichkeit oder Gemächlichkeit zu verrathen, und also mit dem Charakter der Appenzeller im Widerspruch zu seyn scheinen. Man wird selten einen Haufen von Appenzellern stehend beysammen finden, ohne daß nicht alle, oder die meisten die Daumen oben an der Brust in die Oeffnungen der Ermellosen Wämser gesteckt hätten, gleich als wenn sie sonst ihre Arme nicht tragen könnten. Eben so allgemein ist es, daß Appenzeller, wenn sie sitzen, beide Ellenbogen auf den Tisch, oder auf die Kniee setzen, um den Kopf darauf zu stützen.

Die Regierungsform der Appenzeller, über die ich in den letzten Tagen viel gesprochen, und gehört habe, ist eine vollkommne Demokratie, oder vielmehr Ochlokratie. Nichts desto weniger wird sie in-

und außer der Schweiz für die vollkommenste unter allen demokratischen Verfassungen Helvetiens gehalten, und zwar vorzüglich deßwegen, weil wegen der zahlreichen Landesgemeine, die gegen 10000 Männer enthält, keine Bestechungen bey Besetzungen von Ehrenämtern Statt finden, und weil selbst die einträglichen Aemter, nämlich die Landvogteyen nicht, wie in andern demokratischen Cantonen an die Meistbietenden verkauft werden. Wenn ein solches Regiment, dergleichen das in Appenzell ist, jemals ersprießlich seyn könnte; so müßte es unter einem Volke, wie das Appenzellische seyn, wo fast alle Landleute eine ähnliche Erziehung genießen, und Bürger also von Bürgern sich freylich durch ungleiche Naturgaben, und Vermögen, aber nicht merklich durch Geistesbildung, und erworbene Kenntnisse unterscheiden. Allein je genauer ich die überwiegend demokratischen Verfassungen in Städten und Ländern kennen lerne, desto mehr komme ich von meiner hohen Schätzung dieser Regierungsform zurück, und desto mehr überzeuge ich mich, daß unumschränkte Demokratie eben so wenig, als unumschränkte Alleinherrschaft nützlich, und daß der große Haufe eben so oft und so sehr, als Fürsten und Minister, unwissend, leidenschaftlich, und selbst gewaltthätig und ungerecht sey. Meinen jetzigen Einsichten nach widerspricht nichts der Erfahrung und Geschichte mehr, als die gewöhnlichen Gemeinplätze der Freunde demokratischer Verfassungen: daß das Volk in seinen eigenen Angelegenheiten sehr richtig urtheile, und sein wahres In-

teresse besser, als Fürsten und Obrigkeiten verstehe: daß es Männer von Verdiensten sehr gut zu unterscheiden wisse, und daß es seine Wohlthäter eben so eifrig bewundere, und belohne, als es sich seinen Feinden und Verführern entgegensetze. — Die neuste Geschichte der demokratischen Cantonen beweist von allem diesem das Gegentheil.

Sie, mein Werthester, werden eben so wenig, als ich, eine Verfassung bewundern können, in welcher nicht nur sechszehnjährige Knaben, und unwissende güterlose Menschen Gesetze geben und abschaffen, und alle Magistratspersonen wählen und entsetzen, sondern in welcher auch unwissende oder wenig begüterte Männer zu solchen Aemtern erhoben werden können, die einen gebildeten Geist, mannigfaltige Kenntnisse, und besonders Unbestechlichkeit und Uneigennützigkeit erfordern. Ich kann ferner unmöglich eine Verfassung lieben, in welcher der Arme über den Reichen, der Unwissende über den Einsichtsvollen, der Untergeordnete über seine Obrigkeit herrscht, oder wenigstens von dieser viel mehr Achtung und Aufmerksamkeit verlangt, als er ihr zu erweisen geneigt ist: in welcher die Obrigkeit nicht Macht genug hat, die verderblichsten Mißbräuche abzuschaffen, und die nützlichsten Anordnungen zur Erfüllung zu bringen, in welcher endlich keine hinlängliche Fonds zur Belohnung von Verdiensten, und zur Errichtung der unentbehrlichsten gemeinnützigen Anstalten vorhanden sind.

Wenn es überhaupt wahr ist, daß keiner über wichtige Sachen entscheiden sollte, die er nicht beurtheilen kann: so ist es eben so richtig, daß die Landesgemeinden in den demokratischen Cantonen auf die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in sehr vielen Fällen keine natürliche, oder hinlängliche Ansprüche haben. Allein der Bauer mag einen gethanen Vorschlag verstehen, oder nicht verstehen, er mag darüber nachgedacht, oder nicht nachgedacht haben, so stimmt er eben so keck und vollgültig, als der wohlmeynende, und einsichtsvolle Patriot, der das allgemeine Beste erkennt, und gerne befördern möchte. Es geschieht daher in Appenzell, wie in andern Bauern Herrschaften nicht selten, daß die heilsamsten Gesetze und Verträge verworfen werden, weil der große Haufe zu unwissend und träge ist, als daß er das, wovon die Rede ist, gehörig fassen oder untersuchen sollte. So ließ zum Beyspiel im Jahre 1785 der Französische Hof bey der Landesgemeinde in Appenzell darauf antragen, daß man in diesem Canton, wie in Frankreich, den Gläubigern beider Länder in Concourssachen gleiche Rechte zugestehen, und nicht, wie bisher, den einheimischen Gläubigern einen beleidigenden Vorzug vor den auswärtigen, wenn diese auch ältere und gegründetere Forderungen hätten, gestatten möchte. Dieser Antrag versprach den Appenzellern viel größere Vortheile, als den Franzosen, weil jene öfter in Frankreich, als diese in Appenzell Schuldner und Forderungen haben. Allein der einleuchtenden Nützlichkeit ungeachtet wurde der Antrag

doch verworfen, weil man, wie die Bauern sagten, dem Franzosen nicht trauen könne. Ein ähnliches Beyspiel führt Herr Affsprung, der Lobredner der Appenzeller, und ihrer Verfassung an. Eine Magistratsperson fragte das versammelte Volk, ob man nicht zur Vermehrung der öffentlichen Einkünfte eine geringe Abgabe auf jedes Stück Leinwand bewilligen wolle, das in Appenzell verfertigt werde? Man schlug aber auch diesen Antrag ab, so notorisch es war, daß der sogenannte Landesseckel nicht hinreicht, die nothwendigsten öffentlichen Ausgaben zu bestreiten. Der Landesseckel, der ein Capital von ohngefähr 200000 fl. enthalten soll, hat keine andere Zuflüsse, als Strafgelder, und dann die Summen, die Fremdlinge für das Bürger- oder vielmehr Landrecht bezahlen müssen. Gewöhnlich wird dies Landrecht an Personen, von denen man glaubt, daß sie dem Lande nützlich seyn können, für tausend Gulden verkauft.

Von einem Haufen unwissender, und mit Vorurtheilen angefüllter Menschen, die größtentheils nicht fähig, oder geneigt sind, die offenbarste Nützlichkeit neuer Gesetze und Verträge einzusehen, kann man eben so wenig erwarten, daß er die Ehrenämter gewöhnlich den würdigsten Bewerbern verleihen werde. Die Landesgemeinde in Appenzell wählt, wie in andern demokratischen Cantonen, zu Land-Ammannen, oder Landeshäuptern, und Landvögten eben so oft gemeine Bauern, als Männer, die eine bessere Erziehung und Unterricht genossen haben, ohne zu beden-

ken, daß man mehr Fähigkeiten, Kenntnisse, und Erfahrung haben müsse, als Landleute sich erwerben können, um der Würde und den Pflichten des Vorstehers eines Volks, oder eines Gesandten, oder eines Richters und Landvogts genugzuthun. Man erzählt daher auch in der ganzen Schweiz die lächerlichsten Proben von Unwissenheit, Ungeschliffenheit, und willkührlicher Verfahrungsart gemeiner Bauern, die man in den demokratischen Cantonen zu Gesandten auf die Tagesatzungen nach Frauenfeld, oder zu Syndicatoren in die gemeinschaftlichen Vogteyen, oder zu Landvögten erwählt hatte. Solche Bauern mögen aber so unwissend, oder unfähig seyn, als sie immer wollen; so erweist man ihnen doch gewöhnlich mehr Liebe und Achtung, als besser erzogenen Männern, weil sie bäurischer und vertraulicher, als diese, mit andern Bauern umgehen können. Manchmal entsetzt man würdige Magistratspersonen, weil man mit ihren Verwandten unzufrieden ist, oder weil man andern, die um ihre Würde schon einigemal angehalten haben, keine abschlägige Antwort geben mag.

Weil die Appenzeller ihre Freyheit vorzüglich darin setzen, daß sie keine öffentliche Abgaben zahlen, und die Landescasse nur kaum zur Bestreitung der geringen Besoldungen, der Tagegelder von Gesandten, und ähnlicher öffentlichen Kosten hinreicht; so fehlt es durchaus an Mitteln, die Lage der Prediger und Schulmeister zu verbessern, die nicht leicht in einem Lande trauriger seyn kann. Die Prediger ha-

ben außer etwas Holz, und unbedeutenden Vortheilen höchstens dreyhundert Gulden Besoldung, und die Schulmeister nicht einmal die Hälfte; und dieses in einem Lande, wo es theurer, als in den meisten Teutschen Städten ist, und wo selbst der gemeine Bauer und Weber einen großen Aufwand macht. Nur wenige Gemeinden haben die Einkünfte ihrer Prediger etwas verbessert; andere hingegen haben es ihren Pfarrern abgeschlagen, weil es die Gemeinde nicht ertragen möge. Bey so geringen Belohnungen werden es die Eltern immer weniger der Mühe werth finden, ihren Kindern eine kostbare Erziehung zu geben. Mit der vernachlässigten Bildung der Geistlichen wird nothwendig das Ansehen der Religion, so wie der Unterricht des Volks, und der Jugend noch immermehr verlieren, als sie bisher schon verloren haben, und wahrscheinlich wird in gleichem Verhältniß die Zahl der Personen wachsen, die gar keinen Gottesdienst besuchen, und die jetzo schon in so großer Menge in Appenzell vorhanden sind, daß man sie mit dem Namen der Sonderlinge oder der Tannhägler belegt hat.

Eben die öffentliche Armuth, und die aus Unwissenheit entstehende Sorglosigkeit, die bisher die Verbesserung der öffentlichen Lehranstalten hinderte, machte auch die Errichtung eines, oder mehrerer Korn-Magazine unmöglich, die kein Land in der ganzen Schweiz mehr brauchte, als Appenzell Außer-Rhoden, weil kein anderes Land so stark bevölkert ist, und zur Ernährung seiner Einwohner so wenig her-

vorbringt. Dieser Mangel von Vorrathshäusern würde unverzeihlich seyn, wenn auch nicht die schrecklich-belehrenden Jahre 1771 und 1772, die in Appenzell so große Verwüstungen, wie in irgend einem andern Canton anrichteten, in so frischem Andenken wären. Ein anderer nicht geringerer Vorwurf, den man den Appenzellern der Außer-Rhoden mit Recht machen kann, ist dieser, daß sie nicht durchs ganze Land so bequeme und fahrbare Wege, wie der von St. Gallen nach Herisau ist, gebaut haben. Solche Wege ließen sich in Appenzell eben so leicht oder noch leichter, als in den Gebirgen von Neufchatel anlegen, die man jetzo fast so bequem, als die ebensten Länder, in leichten Wägen durchreisen kann. Getraide, Wein, Obst, Gemüse, und alle übrige Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens würden beträchtlich wohlfeiler werden, wenn man nicht alles auf Saumrossen, oder auf dem Rücken von Trägern in's Land bringen müßte.

Wenn Appenzell einmal sein eigenes wahres Bestes genug einsieht, um Kornhäuser und bequeme Wege zu bauen; so wird es wahrscheinlich auch daran denken, ein oder mehrere Zucht- und Werkhäuser anzulegen, die aus verschiedenen Ursachen schon lange nöthig gewesen wären. Man hatte bisher in Appenzell, wie in andern Schweizerischen Freystaaten die Gewohnheit, solchen Verbrechern, die zu gröblich sündigten, als daß man sie bloß mit Geld, oder durch eine kurzdaurende Einsperrung strafen konnte, die aber in andern Ländern nicht am Leben gestraft wor-

den wären, kurz und gut den Kopf abzuschlagen, weil man nicht wußte, was man sonst mit ihnen anfangen sollte. Zu solchen Ungerechtigkeiten würde man nicht mehr gezwungen seyn, wenn man gefährliche, aber nicht Todeswürdige Verbrecher Zeitlebens, oder doch wenigstens auf viele Jahre in Zuchthäusern arbeiten lassen könnte. Noch nothwendiger aber wären Werk- und Zuchthäuser zur Ausrottung hartnäckiger und unverschämter Bettler, deren in dem reichen und betriebsamen Appenzell sehr viele sind. Die einheimischen Bettler bitten nicht, sondern sie fordern geradezu, als wenn die reichen Mitbürger ihre Schuldner wären. Auch flehen sie nicht etwa um Brod, oder Kleidung, oder Erquickung für sich, oder ihre kranken Kinder und Weiber, sondern sie verlangen Geld zu Aderlässen, zur fröhlichen Feier von Festtagen, zur Anschaffung von Kleidern und Betten, oder wohl gar zur Erbauung von Häusern. Reiche Appenzeller haben eben so wichtige Ursachen, diese Bettler zu schonen, und zu befriedigen, als die vornehmen Griechen und Römer hatten, ihre hungrigen Clienten zu futtern. Wenn ein reicher Mann es wagte, einem zudringlichen Bettler so zu begegnen, wie er es verdiente; so würde ein solcher Schreyer ihn im ganzen Lande zu verrufen trachten.

Nach allem, was ich in- und außer dem Lande gehört habe, ist die Gerechtigkeits-Pflege in Appenzell nicht besser, als die Polizey. Ein Urtheil mag so rechtskräftig seyn, als es will; so kann man, wie es heißt, eine ganz entschiedene Sache immer

von neuem anhängig machen. Auf diese Art haben proceßsüchtige und eigensinnige Reiche es in ihrer Gewalt, andere weniger Reiche durch die Länge und Erneuerung von Processen zu Grunde zu richten, oder so zu ermüden, daß sie sich auf die von den Gegnern vorgeschriebenen Bedingungen vergleichen müssen. Noch viel willkührlicher aber, als die Behandlung von Civilsachen, soll das Verfahren der Richter in peinlichen Fällen seyn. Da die Richter meistens zu unwissend sind, um Delinquenten durch geschickte Fragen, und eifrige Nachforschungen und Vergleichungen zum Geständniß zu bringen, und andere Gottesurtheile sich nicht mehr anwenden lassen; so braucht man die einzige übriggebliebene Gottesprobe, die Tortur, deren man sich in allen freyen Staaten des Alterthums gegen Mitbürger nicht anders, als bey sehr wahrscheinlichen Anklagen des Hochverraths bedienen durfte, um desto kräftiger, und foltert die Gefangenen so lange, bis sie alles gestehen, was sie gethan, und nicht gethan haben. Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir folgende Geschichte, bey welcher ein jeder Teutscher sich freuen muß, daß er nicht in einem Lande lebt, wo die Gesundheit, und das Leben der Menschen in der Willkühr unwissender, und hartherziger Richter sind. Einst wurde in Appenzell ein Delinquent einige Stunden vergebens gefoltert, ohne daß er das, was man von ihm erwartete, aussagte. Als der Unglückliche endlich seine Thaten gestand, ward der Vorsitzer der peinlichen Untersuchung durch die bewiesene Hartnäckigkeit des

Schuldigen, und die dadurch seiner erhabenen Person verursachte Mühe und Zeitverlust so aufgebracht, daß er im Tone des gereiztesten Zorns sagte: weil du mich heute Morgen so lange cujonirt hast, so will ich dich heute Nachmittag wieder cujoniren: welche Drohung nicht bey bloßen Worten blieb, indem der Delinquent seines Geständnisses ungeachtet Nachmittags von neuem gefoltert wurde. Ich wünsche von Herzen, daß diese Geschichte erdichtet, oder übertrieben sey. Wenn man aber das Innere von manchen Freystaaten kennt; so kann man nicht umhin, solche Erzählungen wahrscheinlich zu finden, wenn sie auch nicht gegründet sind.

Vielleicht habe ich Sie schon zu lange mit politischen Nachrichten und Bemerkungen unterhalten. Ich breche daher ab, und füge zum Beschluß nur noch einiges über den Ort hinzu, wo wir heute und gestern gewesen sind.

Gaiß liegt unter allen Gemeinden in Appenzell Außer-Rhoden am höchsten, oder wenigstens den höchsten Gebirgen des ganzen Appenzeller-Landes am nächsten. Wegen dieser Lage wird die Luft in Gaiß für eine der gesundesten in der Schweiz gehalten, und diese gesunde Luft, so wie die Nähe der höchsten Alpen, hat schon seit vielen Jahren in den Sommermonaten aus allen Gegenden Helvetiens Personen herbeygelockt, die durch das Trinken von Molken ihre Gesundheit stärken, oder wiederherstellen wollen. In dem gegenwärtigen Jahre waren schon über 170 Gäste angekommen, unter welchen sich freylich einige

Durchreisende fanden. Man darf in Gaiß eben so wenig, als in andern Schweizerischen Bädern, oder Curörtern die Bequemlichkeit und Schönheit von Wohnungen, die treffliche Bewirthung, die schönen Spatziergänge, und andere Anstalten zum Vergnügen von Fremden suchen, die man in unsern Teutschen Bädern antrifft. Wenn ich um meiner Gesundheit willen nach Gaiß gehen müßte; so würde ich entweder bey dem Arzte, oder bey dem Pfarrer wohnen, die beyde sehr vernünftige Männer sind, und gute und geräumige Zimmer haben. Im Gasthofe hat man freylich den Vortheil, daß man die gemeinschaftliche Mittags- und Abendtafel besuchen kann, ohne seine Wohnung zu verlassen; allein dieser Vortheil, der bey schlechtem Wetter nicht gering ist, wird zu theuer durch die Unruhe erkauft, die in dem hölzernen allenthalben wiedertönenden Wirthshause herrscht. In diesem Wirthshause sind die Möblen eher schlecht, als mittelmäßig; und Treppen, Gänge, und Böden nicht so reinlich, als sie seyn sollten: noch weniger aber gefällt mir das Essen, das nicht allein nicht schmackhaft, sondern auch meistens nicht mürbe gekocht, und gebraten, und fast immer zu fett, oder auf eine solche Art gewählt ist, daß der Magen von kränklichen Personen es schwerlich verdauen kann.

Die Molken, die man hier trinkt, werden aus der Milch von Ziegen gemacht, die an den steilsten Abhängen und den höchsten erreichbaren Höhen des hohen Mesmers, oder Sentis weiden, wohin man mit Kühen nicht mehr kommen kann. Man schätzt die Zie-

genmolken vom hohen Mesmer vor allen andern, weil die Alpenkräuter nirgends kräftiger, und grösser, als an diesem Appellenzischen Gebirge seyn sollen. Die Molken werden an jedem Morgen von Hirtenknaben drey bis vier Stunden weit nach Gaiß getragen, und sind in hölzernen Gefäßen so fest und sorgfältig verwahrt, daß sie in Gaiß eher heiß, als warm ankommen. Die Chur-Gesellschaft war so gütig, uns zum Molkentrinken einzuladen. Ich nahm einige Gläser, unter welchen aber das erste noch so heiß war, daß ich es nicht hinunterbringen konnte. Die Molken sind so lauter, und besonders so süß, als ich noch nie welche getrunken habe. Man behauptet hier, daß diese Molken nicht bloß den Leib öffnen, verborgene Verstopfungen heben, das Blut versüßen, und der Brust wohlthun, sondern daß sie auch heiß und in grosser Menge getrunken den Magen, und die übrigen Eingeweide stärken, und den Appetit schärfen. Man trinkt gewöhnlich zehn, und noch mehrere Gläser, und zwar ohngefähr in eben den Zwischenräumen, in welchen man den Pyrmonter, oder Meienberger Brunnen zu trinken pflegt. Während des Trinkens geht man vor den Häusern spazieren, wo man aber keinen Schatten, und nicht einmal einen weichen, und geebneten Gang findet. Bey schlechtem Wetter sind die Trinkenden auf den Speisesaal, und die Gänge des Gasthofes, oder auf den Lehrsaal des Pfarrers eingeschränkt.

Nachdem wir heute Morgen eine kleine Probecur gemacht hatten; so gingen wir unter der Anführung des Herrn Hauptmanns Locher von

Zürch auf den Sommersberg, der das Thal von Gaiß nach Osten gegen das Rheinthal schließt, oder vielmehr nur zu verschließen scheint. Wir brauchten eine gute Stunde, um auf die Höhe dieses Berges zu kommen, wo wir eine große Sennerey fanden, und zugleich bemerkten, daß sowohl die Weiden, als die Wiesen, oder wenigstens die Plätze, auf welchen man Heu sammlet, sorgfältig mit kleinen Haufen von Mist gedüngt waren, die in einiger Entfernung wie Maulwurfshügel aussahen. Vom Sommersberge entdeckt man an der rechten Hand die Capelle am Stoß, die man an dem Schlachtfelde erbaut hat, wo die Appenzeller im Jahre 1428 einen entscheidenden Sieg über den Bischof von St. Gallen, und dessen Verbündete erfochten. Wenn der Blik von oben herab nicht trügt, so ist hier der Abhang des Gebirges so sanft, und die Oeffnung zwischen dem Sommersberge, und dem gegenüberstehenden so groß, daß mehrere Regimenter zugleich in geschlossenen Gliedern eindringen könnten. Dieser und anderer ähnlichen Thore ungeachtet, welche die Natur selbst in ihr Land geöffnet hat, bilden sich die Appenzeller, und übrigen Berg-Schweizer ein, daß sie mit unübersteiglichen Bollwerken gegen alle feindliche Anfälle geschützt seyen. Bey dieser, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, glüklichen, oder unglücklichen Sicherheit kommt es ihnen gar nicht in den Sinn, daß wenn sie auch alle Eingänge und Bergklüfte verschließen könnten, selbst viele von ihren Bergen einer geübten Infanterie leichter zu ersteigen wären, als die Mauern und Wälle von großen Festungen, die mit hunder-

ten von Canonen, und mit vielen Tausenden von tapfern Kriegern besetzt sind. So groß aber das Zutrauen ist, welches die Landleute in der gebirgigen Schweiz zu sich selbst, und ihrem Lande haben, so glaube ich doch nicht, daß es viele Regimenter von Teutschen Grenadieren, und Jägern brauchte, um mit allen demokratischen Cantonen in einem Sommer fertig zu werden.

Wir lagerten uns an dem Rande des Sommersberges hin, wo wir das Rheinthal, den Lauf des Rheins bis an seine Mündung in den Boden-See, die Grafschaften Montfort und Fürstenberg und dann die hohen Gebirge auf der Teutschen Seite unter, und vor uns hatten. Der erste Blick auf den jugendlich daher brausenden Rhein entzükte mein Teutsches Herz. Allein auch nur der erste Blick kann selbst einem Teutschen, oder einem jeden andern unterrichteten Reisenden erfreulich seyn, dem der Rhein in allen Gestalten interessant ist, weil an diesen Namen die Bilder vieler großen Thaten, und wichtigen Begebenheiten der edelsten und berühmtesten Völker geknüpft sind. Die Jugend des Rheins ist lange nicht so schön, als sein reiferes männliches Alter. Das breite, mit dürren Kiesbänken angefüllte Bett, und die öden mit sumpfigen Weiden begränzten Ufer zeigen allenthalben, daß seine Jugendkraft mehr zerstörend, als wohlthätig sey. Erst nachdem er seine unbezähmbare Wildheit im Boden-See abgelegt hat, und in reiner und ruhiger Majestät die Teutschen Ufer begrüßt, erst dann fängt er an, seine Segnungen über ganze Län-

der, und Wolker auszuschütten. Das Bett, und die Ufer des Rheins waren eine Hauptursache, warum das Rheinthal auf mich lange nicht den Eindruck machte, den ich erwartet hatte. Auch konnte das Auge nicht unterscheiden, ob die Wälder, die man an dem Fuße der Gebirgkette wahrnahm, bloße Wälder von Laubholz, oder von Obstbäumen seyen, wie sie wirklich sind, und durch eben diese zweydeutigen Wälder wurde ein großer Theil der Oerter und Wohnungeu versteckt. Die gegenüber liegenden Gebirge hatten sich, einzelne Spitzen und Seiten ausgenommen, in dichte Wolken gehüllt, die aber durch die Strahlen der hohen Morgensonne so weiß, und blendend wurden, daß man ihren Anblick eben so wenig lange ertragen konnte, als wenn die Berge mit frischgefallenem Schnee bedeckt gewesen wären.

Nachdem wir uns auf dem weichen Rücken des Sommerberges erholt hatten; so stiegen wir an der nördlichen Seite hinab, durchwateten die sumpfigen Wiesen, die den Sommersberg vom Gäbris- oder Gaißberg scheiden, und eilten, so sehr es die Hitze des Tages erlaubte, der obern Fläche des letztern zu. Die Aussicht von der Höhe des Gäbris fanden wir alle nicht blos ausgedehnter, sondern auch mahlerischer, als die vom Sommersberge. Man überschaut das ganze Appenzell Außer-Rhoden, und das geschärfte Auge entdeckt sehr deutlich einen Theil des Boden-Sees sammt seinen Ufern. Am liebsten verweilten wir auf der Landschaft, die zunächst vor uns ausgebreitet war. Es kann kaum im Appenzeller.

Lande diesseits der Sitter einen vortheilhaftern Standpunct geben, von welchem man den Lauf, die Höhe, und den Zusammenhang der Appenzellischen Gebirge, die Windungen und Oeffnungen der Thäler, die Lage und Größe der Gemeinden, und den Zug und Umfang von Wäldern so deutlich als vom Gäbris übersehen kann; und hier wäre der rechte Platz, um die Grundlage zu einer der Pfyfferischen ähnlichen Charte von Appenzell Außer-Rhoden zu entwerfen. Der Blick umfaßt beynahe auf einmal den ganzen Raum zwischen Herisau, und der Gemeine Wald, zwischen welchen Oertern man Speicher, Teufen, Bühler, Rehtobel, Trogen, und mehrere andere Gemeinden in ungleichen Höhen und abwechselnden Lagen erblickt. Die Bleiche bey Herisau, die von der Sonne beschienen wurde, leuchtete uns viel heller, als der Flecken selbst entgegen. Die herannahende Mittagsstunde erinnerte uns an den Rückweg, den wir an den steilen Seiten des Berges mehr fliegend, als gehend in kurzer Zeit zurücklegten.

Aus dem Pfeffersbade, oder aus Chur schreibe ich wieder an meine Frau, und lege alsdann die fortgesetzte Beschreibung unserer Reise bey. Ich bin u. s. w.

Fünfter Brief.

Sennwald, in der Grafschaft Sax, am 1. Aug. 1788.

Noch einen solchen Tag, liebster Freund, wie der heutige, und wir sind zu Grunde gerichtet! Es ist, glaube ich, kaum möglich, an einem Tage mehr Großes und Schreckliches zu sehen, mehr Freude und Angst zu empfinden, als wir heute gesehen, und empfunden haben. Jetzo, da alles überstanden ist, möchte ich mir den heutigen Tag, wahrscheinlich den reichhaltigsten, den ich auf meiner Reise zubringen werde, nicht um vieles abkaufen lassen. Allein man könnte mir zehnmal mehr bieten, als um welches ich meine heutigen Beobachtungen und Erfahrungen hingeben möchte, ohne daß ich mich bewegen ließe, die Wege, die ich heute gemacht habe, noch einmal zurückzulegen. Ich bildete mir gestern noch ein, ein nicht ungeübter Bergsteiger zu seyn; heute hingegen habe ich einen großen Theil des Zutrauens zu mir selbst verloren, und ich schätze mich nun als Alpgänger gewiß nicht höher, als ich es verdiene. Hören Sie die lustig = traurige Geschichte dieses Tages, wenn ich anders Kraft genug übrig behalte, sie Ihnen erzählen zu können.

Gestern entschlossen sich von der Chur = Gesellschaft in Gaiß neun Herren, und drey Frauenzimmer, alle Schweizer und Schweizerinnen, mit uns

den hohen Camor zu besteigen, über welchen wir der herrlichen Aussichten wegen unsern Weg in die Grafschaft Sax nehmen wollten. Um so früh, als möglich, auf den Camor zu kommen, und so wenig, als möglich, von der Hitze zu leiden, verabredeten wir uns, heute Morgen um drey Uhr von Gaiß aufzubrechen. Damit diese Verabredung nicht bloßer Vorsatz bleiben möchte; so wurden gestern Träger, und Führer bedungen, Wein und kalte Küche eingepackt, und dem Hausknecht der Befehl gegeben, uns alle um zwey Uhr aufzuwecken. Alles geschah, wie wir es uns vorgenommen hatten. Schon um halb drey Uhr saß die ganze Gesellschaft im Speisesaale beym Frühstück, und um drey Uhr traten wir unter einem schönen Morgengesange unsere Reise an. Als wir ausgingen, war die Dämmerung noch so grau, und das junge Tageslicht so schwach, daß wir das, was zunächst vor unsern Füßen war, nicht genau unterscheiden konnten. Der Weg gieng anfangs über niedrige Wiesen, die nur von schmalen Fußsteigen durchschnitten waren, oder über wenig betretene waldige Hügel; und wir mußten daher in einer langen Reihe einer hinter dem andern herwandeln. Das hohe Gras war vom Thau, und vom vorgestrigen Regen so feucht, daß wir schon in der ersten Viertelstunde nasse Füße bekamen. Wir machten bey dem ersten Hause in Appenzell Inner-Rhoden, das wir antrafen, Halt, um unsere Träger ein wenig ruhen zu lassen. Gleich hinter diesem Hause ging es einen steilen Berg hinan, der je höher, je mehr mit fet-

tem und dichtem Grase bewachsen war. In diesem Grase wurden unsere Strümpfe bis an die Waden fast eben so schwarz, als unsere Schuhe gefärbt: welche Unbequemlichkeit man aber gleich vergaß, wenn man den Zustand unserer muthigen Begleiterinnen ansah. Von diesem ersten Berge konnten wir Appenzell vortreflich übersehen, das viel größer ist, als ich mir dasselbe vorgestellt hatte, aber auch gleich den Gemeinden in Appenzell Außer-Rhoden aus lauter zerstreuten Häusern besteht. Die schönen Bergwiesen, die uns so durchgeweicht hatten, hörten bald auf. Der Fußsteig wurde immer rauher, oder auch sumpfig, und die Gegend öder und verlaßner. Am traurigsten war sie da, wo man das Wildkirchlein am besten betrachten konnte. Dies Wildkirchlein ist eine kleine einsame Capelle, die in eine Kluft des hohen Mesmers, über einem gräulichen Abgrunde erbaut ist, und neben welcher ein Waldbruder gewohnt hat. Nach langem und mühseligem Klettern erreichten wir zwischen acht und neun Uhr die Höhe des Berges, den wir für einen beträchtlichen Absatz des Camors gehalten hatten. Allein es zeigte sich, leider! bald, daß wir an diesem Berge auf einem engen und schnellabschießenden Fußsteige hinabgehen, und dann gleich eine nicht weniger steile, und mit großen Steinen überworfene Anhöhe wieder hinanklimmen mußten. Hier fing die Gesellschaft an stiller zu werden, und sich mehr, als vorher zu zerstreuen, weil man nachgerade weder Unterhaltung bedurfte, noch geben konnte, und auch nicht alle von der Gesellschaft mit gleich

starken Schritten vorwärts gingen; doch waren die Frauenzimmer nie die letzten des Zuges. Gegen zehn Uhr langten wir auf dem kleinen Camor bey den Sennhütten an, in welchen die Hirten und Sennen der am Camor weidenden Heerden wohnen, und wo wir uns vorgenommen hatten, unser Mittag-Mahl zu halten. Die Sennen sahen eher Räubern, als Schäfern ähnlich. Ihre Wäsche und Kleidungsstücke waren eben so schmutzig, als ihre Gesichter, Arme, und Beine schwarz gebrannt, und ihre Hütten häßlich und rauchig waren. Die letztern waren kaum zugänglich wegen der eckelhaften Pfützen, die von dem sich täglich versammelnden Vieh ausgetreten, und nach einem heftigen Regen mit Schlamm und Mistwasser ausgefüllt werden. So abschreckend und unarcadisch aber die Hirten, und ihre Wohnungen waren, so reinlich und köstlich waren ihre Milch, besonders ihr Berg-Butter. Das Ausruhen der meisten unter uns bestand bloß darin, daß wir nicht gingen; denn der Rasen war zu kalt und feucht, als daß sehr erhitzte Personen es hätten wagen dürfen, sich niederzusetzen. Selbst die Frauenzimmer fanden auf unsern Felleisen kaum Platz genug, um sich mit einiger Bequemlichkeit niederzulassen. Während des Essens verbarg sich die Sonne, und an den nahen Bergen flogen leichte Nebel vorbey, die uns für den übrigen Tag nicht das Beste hoffen ließen. Unsere Sennen wollten uns zwar nicht allen Muth benehmen; sie sagten aber doch, daß es gegen Mittag regnen könne. Diese Befürchtungen machten, daß

wir die Reste unserer Speisen desto schneller zusammenpacken ließen, und uns bald wieder auf den Weg machten. Der hohe Camor war gegen eilf Uhr erstiegen; allein auf dieser so mühsam erklimmten Höhe sahen wir zu unserer größten Bestürzung, daß alle Thäler und niederen Berge mit einem tiefen Nebelmeer bedeckt waren, in welchem die Wolken, wie die Wogen des Oceans gegen einander getrieben wurden. Ohne sich also weiter aufzuhalten, gingen die Führer der Gesellschaft auf den hohen Kasten los, auf dessen Scheitel ein drohendes Regenwetter, oder gar Gewitter zu ruhen schien. Ich und einige andere folgten unsern eilenden Vorgängern in einer gewissen Entfernung nach, weil wir sahen, daß wir bey dem nahe scheinenden Regen gleich wenig Schutz finden würden, wir möchten vorwärts, oder rückwärts gehen. Als wir an den Fuß des hohen Kastens kamen, entstand auf einmal ein gewaltiges, nicht unharmonisches Geläute, welches die Hirten mit den großen Glocken machten, womit sie die Heerden leiten, und ihnen Zeichen geben. Die raschesten unter unsern Kletterern wählten den kürzesten und steilsten Weg, der über schmale Felsrücken an schauderhaften Tiefen vorbeyführen soll. Die meisten von unserer Gesellschaft, und unter diesen auch ich, nahmen einen kleinen Umweg, um dem hohen Kasten von der Seite beyzukommen, wo die Heerden hinauf- und hinabgetrieben werden. Hier aber am Fuße des hohen Kastens verließen mich Muth und Kräfte zu gleicher Zeit. Ich sah meine Freunde ohne

Sehnsucht den steilen uud gefährlichen Abhang hinansteigen, und suchte mir einen Platz aus, wo ich mich eine Zeitlang sicher hinsetzen könnte, ohne in Gefahr zu kommen, in das vom Rhein durchströmte Thal hinabzufallen, das sich in unabsehlicher Tiefe gleich dem Schlunde des Verderbens unter meinen Füßen öffnete, indem der Camor nach der Grafschaft Sar hin fast wie eine senkrechte Wand abgeschnitten ist. Als ich eine Ruhestätte gefunden hatte, sank ich bald in einen Mittel-Zustand von Wachen und Schlummer, in welchem sich meine Kräfte so schnell erneuerten, daß ich mich nach wenigen Minuten stark genug fühlte, der übrigen Gesellschaft nachzusteigen. Ich arbeitete mich in kurzer Zeit an dem furchtbaren Abhang des hohen Kastens hinauf, der mir vorher selbst an der Hand eines Führers zu gefährlich vorgekommen war. Ich mußte aber stets über meine Augen wachen, denn ein einziger neugieriger oder ängstlicher Blick in das Thal hinter mir würde mich vielleicht schwindeln, und fallen gemacht haben.

Als ich oben ankam, und alle Berge entschleiert, alle Thäler entnebelt, und die zahllosen Wunder der Schöpfung vor mir entfaltet sah, ergrimmte ich gegen mich selbst, daß ich mir beynahe selbst durch die Nicht-Anstrengung meiner letzten Kräfte das prächtigste Schauspiel geraubt hätte, das nur ein sterbliches Auge entzücken kann. Keines Menschen Zunge vermag die Empfindungen des Erstaunens, des Entzückens, und selbst des Entsetzens zu erzählen, die

durch die Aussichten vom hohen Kasten erregt werden, und keine menschliche Hand das unermeßliche Naturgemälde zu fassen, das nach allen Seiten hin um eben diese Höhe ausgebreitet ist. Vielleicht aber lassen die schwachen Züge, die ich aus dem erhabenen Ganzen ausheben, und die Umrisse, die ich davon zeichnen kann, wenigstens einigermaaßen das ahnden, was in mir, und meinen Freunden vorgegangen ist.

Der hohe Kasten ist ein ungeheures nach drey Seiten senkrecht abgeschnittenes Felsgerüste, welches die Natur auf den Rücken des hohen Camors hingesetzt, und gleichsam als einen Thron, oder als eine Warte für ihre Freunde und Bewunderer erbaut hat. Dieser Felsstock steht nicht nur ganz frey, sondern hebt sich auch über alle übrigen näheren Bergen empor, den hohen Mesmer, oder Sentis ausgenommen, der gegen Nordwesten die Kette der Appenzeller-Gebirge schließt. So steil auch die einzige zugängliche Seite des hohen Kastens ist; so wird doch in den Sommermonaten eine Heerde von fünfzig Kühen hinaufgetrieben, unter welchen aber auch nicht selten eine, oder die andere fallen, und sich zerschmettern soll. Gegen Norden, oder nach Appenzell hin erregt der Blick in das untere Thal ein solches Entsetzen, daß man das Auge erst eine kurze Zeit mit der schrecklichen Tiefe bekannt machen muß, bevor man sich der Aussicht, die nach dieser Seite am weitesten und herrlichsten ist, mit Sicherheit erfreuen kann. Der Flecken Appenzell liegt dem Seher gleich-

sam vor den Füßen, und der entferntere Flecken Salß drängt sich dem Auge so entgegen, daß man bekannte Häuser von andern unterscheiden, und selbst Hausgeräth, das man hie und da zum Fenster herausgehängt hatte, erkennen konnte. Scharfe, oder bewaffnete Augen entdeckten sehr deutlich das schimmernde Becken des Boden-Sees, und was mein Erstaunen bis auf den höchsten Grad hob, sogar das Bergschloß Hohentwiel sammt den Trümmern, die auf einem dem Hohentwieler Felsen nahe stehenden Berge liegen. Nachdem ich mich an dem Anblick der lachenden Thäler und Alpen des Appenzeller-Landes geweidet, den Lauf der Sitter verfolgt, die Lage der Oerter mir eingeprägt, und das Vaterland meines Freundes Spittler gegrüßt hatte, so heftete ich meinen Blick auf das einzige Schneegebirge in Appenzell, den hohen Sentis, dessen verschiedene Zacken und Hörner durch verschiedene Namen unterschieden sind. Dies Gebirge erschien uns jetzo viel gewaltiger, und mit größern Gletschern, und Schneelasten belegt, als wir vom Thale aus vermuthet hatten; und wir bewunderten um desto mehr den Muth und die Kräfte der Frau Zunftmeisterinn Ott von Zürch, die diesen Eisberg vor kurzem bestiegen, und sich an Oerter hingewagt hatte, wohin einer ihrer Führer, der uns begleitete, nicht hatte folgen wollen. Gegen Morgen und Mittag übersahen wir den ganzen Lauf des Rheins, wie er in unbestimmlicher Ferne aus einer engen Bergkluft herauszukommen schien, und seine von der Sonne erleuchtete Fluthen gegen den

Boden=See zu wälzte. Noch mahlerischer, als der Rhein, war die Ill, die sich wie ein silberner Faden durch das hohe schnell absinkende Faduzer=Thal schlängelnd herabzog. An den Bergketten, die gegen die Quellen der Ill und des Rheins fortlaufen, und die wir tief bis nach Graubündten, und Tyrol hinein überschauen konnten, waren noch viele Spitzen mit Schnee bedeckt.

Erschöpft von anhaltender Betrachtung, und gesättigt durch den vollsten Genuß der großen Natur kehrten wir auf den hohen Camor zurück, und lagerten uns an der rechten Seite des hohen Kastens, wo wir eine freye Aussicht in die Appenzeller Thäler hatten. Die Hungrigen fingen wieder an zu essen, die Durstigen zu trinken, und die Trinkenden sangen bald frohe, bald rührende Schweizer=Lieder aus Lavaters Sammlung, die fast in der ganzen Teutschen Schweiz als Volkslieder gesungen werden, und allenthalben, wie in Appenzell, die alten Volksgesänge zu verdrängen anfangen. Wir tranken endlich gegen halb zwey Uhr das letzte Glas zum Lebewohl, gelobten uns gegenseitig, unsers vergnügten Beysammenseyns auf dem hohen Camor nie zu vergessen, und schieden dann von einander. Die Gesellschaft aus Gaiß nahm den nächsten Weg nach Appenzell die Bergwand hinab, an deren oberstem Rande wir zuletzt geruht hatten, und wir fingen unsern Lauf unter der senkrechten über unsere Häupter hängenden Felsmauer des hohen Kastens an. Wir bereuten es nur zu bald, daß wir auf das Zureden des alten

Appenzellers, der unsern Vorrath von Wein und Speisen getragen hatte, und den wir nach Sennwald mitnehmen mußten, weil unsere St. Gallischen Träger der Gegenden nicht kundig genug waren, daß wir statt des gewöhnlichen Pfades, der an der nördlichen Seite des Camors in das Rheinthal, und die Grafschaft Sax führt, einen Weg gewählt hatten, der uns alle in die größten Gefahren, und in noch größere Angst versetzte. Weil wir bey der Erwähnung des neuen und kürzeren Weges, den der Appenzeller uns führen wollte, gleich fürchteten, was nachher wirklich geschah; so widersetzten wir uns dem Vorschlage dieses Mannes sehr lange, und gaben nicht eher nach, als bis er uns zu wiederholten malen versichert hatte, daß auch unerfahrne, und ängstliche Berggänger gar nichts zu fürchten hätten.

Wir waren noch keine fünf Minuten gegangen, als der Fußsteig, dem wir anfangs gefolgt waren, zusehends schmäler wurde, und gleich darauf ganz aufhörte. Sobald wir dieses bemerkten, wollten wir umkehren; allein unser Führer war so weit vorausgegangen, und ging noch immer so rasch vorwärts, daß wir ihn gar nicht abrufen, wenigstens nicht zum Umkehren bewegen konnten. Wir mußten also folgen, wir mochten wollen oder nicht, so wenig auch schon der Anfang des Weges mit den Versicherungen und Beschreibungen des Appenzellers übereinkam. Wir wandelten im eigentlichsten Verstande auf dem äussersten Saume oder Rande eines Abhangs, der sich in einem steilen Fall wenigstens 2000 Schuh hinabsenk-

te, ohne daß das Auge auch nur einen Baum, oder ein Gesträuch entdeckte, woran es sich hätte halten können. Der Saum der Alp, auf welchem wir fortgingen, war um desto bedenklicher, da er sich nach zwoen Richtungen, seitwärts und vorwärts neigte, und mit dichtem Grase überwachsen war, auf welches wir mit unsern schon vorher abgeglätteten Schuhen keinen sichern Tritt thun konnten. Auch war es nicht möglich, uns von dem gefährlichen Rande der in das Appenzeller-Thal hinabschießenden Alp zu entfernen, weil an der linken Seite und längst der Felswand des hohen Kastens ein Haufe von großen, und ungleichen Steinen lag, die sich am Fuße dieses Felsgerüstes seit Jahrhunderten gesammelt hatten. Der Blick in das Thal zur Rechten war so Schwindel erregend, und das Wandeln auf dem trockenen Grase so ungewiß, daß ich nicht im Stande war, meinen Weg aufrechtgehend fortzusetzen. Ich stieß daher bey jedem Schritte meinen Alpstock gegen den Abgrund hin in die Erde, und an der linken Seite hielt ich mich an die Steine, oder Gräser, die ich packen konnte. So schleppte ich mich fort bis an die Stelle, wo die Felswand des hohen Kastens aufhörte. Hier dachten wir gewiß, daß der Weg sich wenden, oder doch weniger gefahrvoll, als bisher werden würde. Allein zu unserm größten Entsetzen fanden wir an der linken Seite einen Abgrund, der eben so tief, und noch viel steiler und schrecklicher, als der Abhang an der rechten war. Der Berg, auf welchem wir standen, war an der linken Seite eingefallen, und bildete da, wo

wir zuerst hinabsahen, einen gräßlichen hundert bis hundert und funfzig Klafter tiefen fast senkrechten Absturz, dessen Oberfläche aus lockerer gleichsam rinnender Erde, und großen Felsstücken bestand, die an den Stellen, wo sie lagen, nur zu hängen, oder zu schweben schienen. Bey diesem Anblick war es Spittlern und mir nicht länger möglich, stehen zu bleiben, noch viel weniger zwischen den beiden Abgründen an dem schiefen Rande des einen fortzugehen, oder nur fortzukriechen. Wir setzten uns daher nieder, wodurch wir wenigstens die Aussicht in die Tiefe an der linken Seite verloren, und rutschten, so schnell wir konnten, über den nicht immer sanften Boden hinab. Mit der einen Hand hielten wir uns im Grase, und mit der andern klammerten wir uns an einen unserer Träger, oder jungen Freunde, die uns zur Seite gingen, aber nicht selten ausglitschten, und dann von uns gehalten werden mußten. Nachdem wir eine gute Viertelstunde gerutscht waren, thürmte sich uns ein unersteiglicher, und unumgehbarer Fels entgegen, und unser Appenzeller kündigte uns an, daß wir jetzo an dem Abhange hinunter müßten, dessen Anblick wir bisher nicht einmal hatten aushalten können. Bevor wir den scheuslichen Weg antraten, hatten wir ein tödtliches Schrecken, indem wir Suters Bedienten, der vorausgegangen war, nirgends entdeckten, auch auf unser Rufen keine Antwort erhielten, und also nicht anders denken konnten, als daß er gefallen sey, und sich zerschmettert habe. Unter bangen Ahndungen eines

ähnlichen Schicksals ließen wir uns von dem Rande, an welchem wir herabgekommen waren, an die Bergwand hinab, wo jeder Fehltritt Tod oder Verstümmelung bringen konnte. Als ich festen Fuß gefaßt hatte, suchte ich mein Auge an die Tiefe, in welche wir hinabsteigen wollten, zu gewöhnen, und dies gelang mir auf eine gewisse Art. Allein nie konnte ich ohne Schaudern an den Felswänden des hohen Kastens, die nun von unten bis oben sichtbar waren, und noch weniger an den Felsmauern hinaufschauen, an- und unter welchen wir weggehen mußten. Diese waren an ihren Füßen so tief ausgefressen, daß es schien, als wenn sie in jedem Augenblicke mit ihren überhängenden Massen über uns hereinbrechen könnten. Rutschen war an dem Abhange, den wir vor uns hatten, gar nicht möglich, weil er allenthalben mit spitzigen Steinen, und grossen Felsstücken übersäet war. Wir setzten uns daher von verschiedenen Standpuncten, aber in ähnlichen schiefen Richtungen in Bewegung, die Linke auf unsern Alpstock gestützt, und mit der Rechten uns an einen unserer vorigen Führer haltend. Gleich nach dem ersten Schritte empfand ich viel weniger Angst, als auf dem Camor längs dem hohen Kasten her, wie ich glaube, deßwegen, weil mir jeder Fußtritt in die weiche bewegliche Erde, oder zwischen die umherliegenden Steinklumpen fester und sicherer, als auf dem glatten Grase schien, und weil selbst die Felsmassen, die wir auf unserm Wege fanden, der Einbildungskraft besänftigende Gegenstände darboten,

an welche man sich bey einem etwanigen Falle halten könnte. Ich glaube kaum, daß wir eine halbe Stunde brauchten, um an die Stellen zu kommen, wo Gräser, und Gesträuche, und bald unförmliche Lerchenbäume wachsen. Weil Spittler und ich nie einen Fuß bewegt hatten, ohne den andern, und ohne unsern Alpstock recht fest zu wissen, so kamen wir ohne Fall und Straucheln an den Ort der Sicherheit. Suters Bedienter hingegen, den wir unten wiederfanden, und einer unserer St. Gallischen Träger, gerade der beste Bergsteiger, waren gefallen, und in die größte Lebensgefahren gerathen. Der Träger besonders war gleich nach seinem Fall in einen so reissenden Schuß gekommen, daß beide Riemen, womit unser Felleisen an seinen Rücken befestigt war, zerrissen, und er unfehlbar geschunden oder zerschmettert worden wäre, wenn er nicht glücklicherweise ein Felsstück ergriffen hätte, das fest genug lag, um nicht mit ihm hinabzustürzen. Das Felleisen sprang die Bergwand in schnellen und gewaltigen Sätzen hinab, und hätte beynahe Suters Bedienten getroffen, der dadurch gewiß noch viel gefährlicher verwundet worden wäre, als er sich durch seinen Fall an dem geschundenen und geschwollenen Arme verletzt hatte.

Wenn man sich nach solchen Gefahren, dergleichen wir in den letzten Stunden überstanden haben, zum erstenmal ganz wieder in Sicherheit fühlt; so wird man mit einer unaussprechlich süßen Empfindung überströmt, die aus der Erleichterung der un=

terdrückten Natur entsteht. Wir waren alle im höchsten Grade erhitzt, und besonders brannte mir das Gesicht, wie ich es noch nie gefühlt hatte, allein keiner von uns fand sich erschöpft, indem die Angst alle Müdigkeit zerstreut hatte. Wir machten uns daher nach einer kurzen Ruhe von neuem auf den Weg, in der gewissen Hoffnung, daß wir nun bald an das Ende unsers Tagwerks kommen würden. Aber auch diesmal wurde unsere Hoffnung auf die unangenehmste Art getäuscht.

So rauh der Fußsteig gleich anfangs war, so merkten wir doch die Beschwerden des Gehens gar nicht, weil sie mit keinen Gefahren verbunden waren. Nach einer halben Stunde erreichten wir die ersten Hütten, die in dieser fürchterlichen Bergkluft erbaut sind, und die wahrscheinlich nur im Sommer bewohnt werden. Hier schien uns das Thal, in welchem der Rhein floß, noch eben so tief, als eine Stunde vorher, und eben so kam es uns vor, als wir noch eine halbe Stunde, und wiederum eine halbe Stunde gegangen waren, so, daß man fast hätte glauben sollen, der Rhein und seine Ufer sänken in eben dem Verhältnisse weg, in welchem wir am Berge herabstiegen. Wir hörten beständig ein heftiges Brausen, welches wir lange für das Brausen des Rheins hielten; allein wir fanden bald nachher, daß dies Geräusch durch ein gewaltiges Bergwasser verursacht werde, das von eben dem Gebirge, an welchem wir herabkamen, herunter tobte. Je länger wir gingen, desto steiler, und unebener wurde

der Weg, und dieser Weg war eigentlich weiter nichts, als eine enge aber tiefe Bergritze oder Ravine, in welcher wahrscheinlich bey heftigen Gewittern ein Theil der zusammenstürzenden Regenwasser herunterschießt. Diese Ravine ist anderthalb Stunden lang mit großen, und unordentlich zusammengeworfenen Steinen angefüllt, die ihrer Größe ungeachtet meistens nicht einmal fest liegen. Manchmal sind die Absätze dieser Bergritze so weit von einander entfernt, daß man von einem Stein auf den andern nicht hinabsteigen, oder hinabspringen kann, sondern sich mit Vorsicht hinunterlassen muß. Wegen der unsichern und unordentlichen Lage der Steine darf man die Augen nicht einen Augenblick seitwärts wenden, weil man sonst leicht mit einem Fuß zwischen mehrere große Steine treten, und wenn auch nicht das Bein brechen, wenigstens sich im Fallen an den spitzigsten Steinen gefährlich verwunden könnte. Endlich wurde der Abhang sanfter, die großen Steine, zwischen welchen wir uns bis zur höchsten Ermüdung unserer Geduld herumgearbeitet hatten, hörten auf, und wir sahen Sennwald vor uns. Man wunderte sich in unserm Wirthshause nicht wenig, als man hörte, daß wir an und um den hohen Kasten herabgekommen wären. Dieser Weg, sagte man uns, sey nur für Gemsjäger und Sennen gangbar. Nie war mir die Ruhe so süß, als in der ersten halben Stunde nach unsrer Ankunft in Sennwald, und die reichste Tafel, und der beste Wein würde uns nicht so erfrischt haben, als wir uns jetzo nach einigen Tassen Thee fühlen.

Wenn man uns nicht Forellen versprochen hätte; so würden wir zu unserer Abendmahlzeit eben so wenig Zutrauen, als zu unserm Nachtlager haben. Man kann uns nicht mehr, als eine einzige Stube, und zween große Betten geben, deren Anblick selbst für uns Müde zurückschreckend ist. Wir werden die Kopfküssen, so gut wir können, mit weißen Schnupftüchern überziehen, werden uns, ohne uns zu entkleiden, in unsere Mäntel wickeln, und uns alsdann unserm Schicksal überlassen.

Im Pfeffers-Bade, am 3. Aug.

So militärisch unser Nachtlager in Sennwald war; so wurden wir doch so dadurch gestärkt, daß wir am folgenden Morgen unsern Weg mit neuen Kräften antreten konnten. Wir verließen Sennwald um sechs Uhr, und blieben eine Zeitlang auf der Chaussee, die man zu bauen gezwungen worden ist, weil sonst alle Frachtfuhren sich auf die Kaiserliche Chaussee an der andern Seite des Rheins hingewandt hätten. Zwischen Sennwald, und Sax ist ein fast ununterbrochener Wald. In Gambs, so heißt, wenn ich nicht irre, der zweyte Ort von Sennwald aus, wies man uns auf einen Fußsteig, der näher, als der Fahrweg, durch Wiesen führt, und auf solchen Fußsteigen kamen wir, kleine Strecken ausgenommen, bis nach Ragatz. Die Landschaften und Aussichten, die man zwischen Sennwald und Ragatz antrifft, sind einander eben so ähnlich, als die Fußsteige, auf welchen man fortwandert. Dem Augenmaaße nach

sind die Gebirge, die an der rechten Seite durch die Grafschaften und Herrschaften Sar, Werdenberg, Gaster und Sargans fortlaufen, von den gegenüberstehenden Teutschen und Bündtnerischen Bergen meistens nicht viel weiter, als eine Stunde, dann und wann etwas mehr, und dann und wann weniger entfernt. Beide Gebirgketten scheinen auch beynahe von gleicher Höhe und zwar ungefähr so hoch, als der Camor zu seyn. An beiden Seiten sah man auf den Spitzen, und an den Klüften mancher Berge noch Schnee liegen, allein keiner dieser Berge ist so hoch, daß er das ganze Jahr durch mit unvergänglichem Schnee bedeckt bliebe. Beide Gebirgketten erheben sich schnell und steil; die in den Oesterreichischen Herrschaften vor dem Arler-Berge, und in Bündten noch steiler, als die Schweizerischen. Wenn ihre Abgeschnittenheit es nicht hindert, so sind sie bis zur Hälfte, oder noch höher mit Alpen, und gegen ihre Häupter hinauf gewöhnlich mit Waldung bekleidet. Die Thäler, wodurch die Gebirgketten des alten Rhätiens, und Helvetiens getrennt werden, sind durchgehends niedrig, oft sumpfig, fast ganz eben, und eben deßwegen den Ueberschwemmungen des Rheins ausgesetzt. Sie bestehen größtentheils aus Wiesen; doch sieht man diesseits Trübenbach auch viele Felder mit Heidekorn, Maitz, und Cartoffeln bedeckt. Obstbäume trifft man gleichfalls viel häufiger diesseits Trübenbach, als zwischen diesem Orte und Ragatz an. In den Dörfern sind die Häuser von Holz gebaut, und mit Schindeln gedeckt, die durch Lasten von

Steinen festgehalten werden. In diesem ganzen Strich Landes, der eigentlich außerhalb der Kette der Schweizerischen Gebirge liegt, aber durch den scheidenden Rhein von den ältesten Zeiten her gleichsam als ein Anhang an Helvetien angeknüpft wurde, ist der Wohlstand, die Betriebsamkeit, und besonders die Reinlichkeit viel geringer, als in den Staaten, denen er angehört: wovon ich nicht weiß, ob man den Grund in dem Character der Einwohner, oder in der Regierung der Landvögte suchen soll. Wir frühstückten in dem nächsten Dorfe hinter Werdenberg, und wollten in Trübenbach zu Mittage essen; allein hier konnte man uns weiter nichts, als Milch, gesottene Eyer, und schlechten Wein geben. In Trübenbach kamen wir zuerst an den Rhein, der in der Nähe betrachtet eher verliert, als gewinnt, weil man alsdann seine schmutzige Farbe, und seine verderbliche Wildheit noch mehr, als in der Ferne wahrnimmt. Mit genauer Noth erreichten wir Ragatz um acht Uhr, dessen Entfernung von Sennwald nur auf sechs Stunden geschätzt wird. Allein nach dem starken Schritt, den wir unausgesetzt behaupteten, und den Stunden, die wir zwischen Sennwald und Ragatz zubrachten, muß der Weg wenigstens fünftehalb bis fünf Teutsche Meilen betragen. Wir waren alle viel mehr ermüdet, als nach unsrer Camor-Reise, ungeachtet wir fast gar keinen Berg zu ersteigen gehabt hatten, eine mäßige Anhöhe hinter Trübenbach ausgenommen: und unsere Träger, und selbst der Appenzeller, der bis nach Chur mit uns

gehen wird, hatten sich die Füße wund gelaufen. Diese ungewöhnliche Ermüdung, und dies Wundlaufen der Füße erklärten wir uns daher, daß wir fast immer in der Ebene gegangen waren, bey welchem Gehen stets dieselbigen Muskeln angespannt, und dieselbigen Theile der Fußsole gerieben wurden. Wir würden auf dem angeblich sechsstündigen Wege noch viel mehr gelitten haben, wenn nicht den größten Theil des Tages über der Himmel bedeckt gewesen, und die Luft von einem frischen Ostwinde bewegt worden wäre. Die schmutzigen Treppen und Gänge, die wir gleich beym Eintritt in das Wirthshaus zu Ragatz erblickten, ließen uns fürchten, daß wir ein noch schlechteres Nachtlager, als zu Sennwald antreffen würden; wir fanden aber einen freundlichen und gewandten Wirth, geräumige und luftige Zimmer, ein gutes Nachtessen, reinliche Betten, und heute Morgen ein trefliches Frühstück. Nach einem Schlaf, um den uns Könige hätten beneiden können, verließen wir Ragatz, das keinen gefährlichern Feind, als die Tamina hat, die vom Pfeffers-Bade herkommt, und sich bey Ragatz in den Rhein stürzt. Im Jahre 1762 brach dies wilde Gletscher-Wasser auf einmal mit einer solchen Wuth über Ragatz los, daß viele Wiesen und Weinberge mit ungeheuern mehrere Ellen hohen Lasten von Felsstücken und Gries bedeckt, viele Häuser weggerissen, und andere bis an das erste Stock über der Erde verschüttet wurden.

Der Fußsteig, der nach dem Pfeffers-Bade führt, läuft an der rechten Seite der Tamina gleich hinter

Ragatz ein gähes Gebirge hinan, zwischen welchem und einer gegenüberstehenden meistens steil abgeschnittenen Felswand die Tamina in einer engen und tiefen Kluft mit einem unaufhörlichen donnernden Getöse fortrauscht. Wir mußten eine gute Stunde gehen, bevor wir diejenige Höhe des Gebirges erreichten, wo der Fußsteig eine horizontale Richtung zu erhalten anfängt. Dies Steigen ist für Gesunde und starke Fußgänger nicht sehr beschwerlich, weil man fast immer unter dem Schatten eines schönen Laubwaldes fortgeht. Wenn man nicht kurz vorher solche Wege gemacht, und solche Aussichten gehabt hat, als wir gehabt, und gemacht hatten; so muß man den ganzen Weg von Ragatz nach Pfeffers, und besonders die Stellen äußerst romantisch finden, wo man durch kleine Oeffnungen des bis an die Tamina hinabsteigenden Waldes diesen schäumenden Strom in gräßlicher Tiefe unter sich sieht. Noch viel überraschender sind die Gegenstände, die man beym Ausgange aus dem Walde wahrnimmt, den die Natur an dem Abhange des Berges zur Beschützung des Wanderers gepflanzt zu haben scheint. Links entdeckt man auf einmal jenseits der Tamina auf einer sanft sich neigenden Bergfläche, deren Felsenfuß bis dahin allein sichtbar ist, das Closter Pfeffers, wo man, weil es eben Sonntag war, mit allen Glocken läutetete. Dies Geläute machte in der einsamen Gegend, wo ich in mich gesenkt vorauswandelte, und zwischen den hohen Bergen, womit ich umgeben war, einen ganz ungewöhnlichen Eindruck auf mein Ohr und meine Seele,

und schuf auf einmal die ganze Gegend um mich her in einen Tempel des Allmächtigen um, dessen Glanz die weiße Scheitel des hohen über alle seine Nachbaren hervorragenden Caland-Berges zu umstrahlen schien. Noch unerwarteter und erfreulicher, als der Anblick des Closters, ist der des Dorfes Valens, dessen Hütten an den steilen Abhang des Berges, über welchen der Fußsteig sich hinzieht, hingezaubert zu seyn scheinen. Um dieses Dorf herum sieht man nicht nur die fruchtbarsten Wiesen, sondern auch Garten und Fruchtfelder, und selbst Obstbäume, die in einer solchen Höhe schwerlich gedeihen würden, wenn nicht die Bergseite, die sie trägt, gegen Mittag gekehrt wäre. Das Badhaus entdeckt man nicht eher, als bis man fast darin ist. Der Fußsteig, der hinabführt, ist freilich sehr abschüssig, aber im geringsten nicht gefährlich, weil er sich in mannigfaltigen Krümmungen an der steilen Bergwand herumwindet, und mit Bäumen und Gebüschen besetzt ist, an welche man sich halten kann.

Abends um $5\frac{1}{2}$ Uhr.

So weit schrieb ich diesen Morgen, gleich nachdem ich mich umgekleidet hatte. Jetzo haben wir alles gesehen, was im Pfeffers-Bade zu sehen ist; allein ehe ich Ihnen das, was ich hier beobachtet und gehört habe, mittheile, will ich noch einen kleinen Rest von Nachrichten über Appenzell Inner-Rhoden nachholen. Ich kann einige Stunden ungestört schreiben,

da ich so wenig, als Spittler die Abendtafel besuchen werde.

Ungeachtet der Canton Appenzell Inner-Rhoden weniger Gemeinschaft mit Fremden, und weniger Betriebsamkeit hat, als irgend ein anderer demokratischer Staat in der Schweiz; so sind doch die Sitten dieses unbesuchten und unmittheilenden Schäfervolks nach den übereinstimmenden Zeugnissen zuverlässiger Männer, die ich darüber befragt habe, viel mehr, als die der Appenzeller in den Außer-Rhoden verdorben. Die Mädchen sollen in der ganzen gebirgigen Schweiz nirgends gefälliger, und die Lustseuche unter dem gemeinen Volk nirgends verbreiteter, als in Appenzell Inner-Rhoden seyn. Besonders stehen die Appenzeller der Innern-Rhoden in der ganzen Nachbarschaft in dem bösen Ruf, daß sie sich zwar nicht mit eigener Hand des Eigenthums anderer bemächtigen, aber ohne Scheu Diebe hehlen, und gestohlne Sachen kaufen, welchen einträglichen Handel selbst Angesehene, die sich schon groß in ihrem Volke dünken, nicht verschmähen sollen. Die Verfassung ist anarchischer, als die aller übrigen demokratischen Cantone, und ein beständiger Wechsel von Pöbel-Tyranney, und Despotismus mächtiger Factionen, vor deren Rache die Ueberwundenen viel mehr,, als vor dem Zorn der eigenmächtigsten Fürsten und Minister zittern müssen. Die Geschichte des Landamanns Suter, der im Jahr 1784. enthauptet wurde, ist ein eben so trauriges, als merkwürdiges Beyspiel von dem wilden und blutdürstigen Geiste der Verfassungen, die

in der Schweiz noch immer als vorzüglich frey und glücklich gepriesen werden.

Anton Joseph Suter war vormals in der Gemeinde Gonten Bademeister und Gastwirth, welche letztere Classe von Leuten in den demokratischen Cantonen fast lauter wichtige Ehrenmänner, oder Volksmänner enthält, weil Gastwirthe mehr, als andere Gelegenheit haben, sich den Landleuten bekannt, und auf eine fühlbare Art um sie verdient zu machen. Suter hatte nicht weniger Ehrgeiz, als viele andere Gastwirthe in, und außer Appenzell gehabt hatten. Er begegnete daher im Jahr 1759, ein Jahr vorher, ehe Appenzell Inner-Rhoden einen Landvoigt über das Rheinthal ernennen konnte, den Bauern, die ihn besuchten, so freundlich, und machte seinen Gästen eine so billige Zeche, daß diese es bemerkten, und ihm oft sagten: Sepp, oder Sepli, (eine Abkürzung von Joseph) du mußt Landvogt werden. Die dankbaren Bauern errinnerten sich an der nächsten Landensgemeinde ihres Versprechens, und ernannten den Bademeister und Gastwirth von Gonten vor fünf andern Männern, und unter diesen selbst vor dem Landammann Johann Jacob Geiger, zum Landvogt im Rheinthal. Dieser Sieg, den Suter über seine Nebenbuhler davon trug, machte die letzteren und deren Anhänger, vorzüglich aber den ebengenannten Geiger zu seinen unversöhnlichen Widersachern. Selbst die Freunde von Sutern gestehen, daß dieser sich in seiner neuen Ehrenstelle nicht immer mit der Würde betragen, und was

noch viel glaublicher ist, nicht immer diejenigen Kenntnisse, und Erfahrung bewiesen habe, die man von einem Landvogt fordern könne. Unterdessen beging er eben so wenig schreiende Ungerechtigkeiten, als er den Unterthanen auffallende Wohlthaten erwies. Auch gewann Suter auf seiner Landvogtey sehr wenig, weil die Appenzeller Bauern glaubten, daß er ihr ewiger Schuldner sey, und ihn deßwegen häufig besuchten. Wenn aber diese Besuche den größten Theil des Gewinns der Landvogtey wegnahmen; so trugen sie auch dazu bey, den gastfreyen Landvogt immer beliebter zu machen. Viele der Besuchenden dankten ihrem Freunde beym Abschiede mit den Worten: Herr Landvogt, Ihr müßt Landammann werden! Auch diese Verheißung wurde erfüllt, und Suter im Jahre 1762 wirklich zum Landammann erwählt. Suter glaubte das große Zutrauen seiner Landsleute, und die Ertheilung der höchsten Würde durch irgend einen außerordentlichen Dienst vergelten zu müssen. Er wollte entdeckt haben, daß Appenzell auf eine im Lande gelegene Alp, die Säntis-Alp, welche der Hof, oder das Dorf Oberried im Rheinthal seit undenklichen Zeiten besessen hatte, ein gegründeteres Recht als die bisherigen Besitzer habe. Er theilte diese seine Meynung dem Rath in Appenzell mit, und diesem leuchteten Suters Gründe so sehr ein, daß er das Urtheil fällte: die Alp solle nach Billigkeit geschätzt, und im Namen des Landes in Besitz genommen werden. Die Ober-Rieder waren mit diesem übereilten und ungerechten Ausspruche nicht zufrieden, und

wandten sich daher an die Tagsatzung in Frauenfeld. Weder Suter, noch der Rath in Appenzell ließen sich durch diesen Schritt irre machen. Letzterer schickte den ersten im Namen des Landes und mit gehörigen Instructionen versehen nach Frauenfeld, um vor der Tagsatzung die Bestätigung des von ihm gefällten Urtheils zu betreiben. Als aber der Rath merkte, daß die Sache eine ungünstige Wendung nehmen würde; so zog er sich allmählig aus dem angefangenen Rechtshandel zurück, und ließ den Landammann, der freylich Urheber desselben war, ganz allein vor dem Riß stehen. Im Jahre 1775 erfolgte endlich der Ausspruch der Schweizerischen Ehren-Gesandten: daß Suter mit bessern Gründen einkommen solle. Wenn er aber dergleichen nicht vorbringeu könnte; so sollte die Alp ihren ehemaligen Besitzern wieder abgetreten, und den Ober-Riedern die Proceßkosten, die sich auf 15 bis 1600 Gulden beliefen, vergütet werden. Freunde und Feinde waren auf Suters Zurückkunft, und den Bescheid, den er mitbringen würde, gleich begierig. Der rückkehrende Landammann wurde daher von mehreru Neugierigen gefragt: wie die Sache abgelaufen sey, und diesen soll er, wie einige vorgeben, geantwortet haben: der Proceß sey gewonnen. Andere hingegen versichern: er habe bloß erklärt, daß er mehr erhalten, als gesucht habe. Noch viel heftiger, als durch diese unwahren, oder zweydeutigen Antworten, brachte Suter den Rath, und einen großen Theil des Volks dadurch gegen sich auf, daß er sich eine Zeitlang unter allerley Vorwänden

weigerte, von dem, was in Frauenfeld vorgegangen war, Bericht abzustatten. Da man nun von andern erfuhr, was Suter auszusagen fürchtete; so versammelte der Senat einen großen Landrath, und dieser beschloß: daß man den Landammann Suter seines Amtes entsetzen, und ihm das Landessiegel abnehmen wolle, weil er mit Lügen berichtet, und die Appellenzer gegen ihre lieben Mit-Eidgenossen in Verlegenheit gesetzt habe. Auch solle er in vierzehn Tagen die Unkosten zu bezahlen angehalten, und allen Landleuten bey Ehre und Eid untersagt werden, ihm weiter ihre Stimme zu geben. Dies eigenmächtige Verfahren war Sutern so unerwartet, daß er in der ersten Bestürzung das Landsiegel herausgab. Allein bald nachher bemerkte er, daß der Landrath ihm die höchste Würde nicht nehmen könne, die das ganze Volk ihm gegeben habe, und wenn jener auch das Recht besitze, was ihm nicht zukomme, daß er niemand, am wenigsten die erste Magistratsperson, unverhört verurtheilen dürfe. Mit diesen Aeußerungen wandte sich Suter an den Rath, und verlangte, daß ihm das Landessiegel wieder ausgeliefert werde, welches man ihm aber abschlug. Als der Rath ihm keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollte; so bat er, daß man eine außerordentliche Landesgemeinde zusammenrufen möge, damit er sich vor derselben rechtfertigen könne. Diese Forderung schien so gerecht, daß die Obrigkeit es nicht wagte, das Gesuch geradezu abzuweisen. Man berief also im September 1775 einen doppelten Landrath, um des vorläufig verstoßenen Landammanns

Sache, und besonders sein letzteres Anliegen in Ueberlegung zu nehmen. Während der Sitzung dieses doppelten Landraths versammelte sich eine große Menge von Landleuten welche die letzte Entschließung desselben mit Ungeduld erwarteten, vor dem Rathhause, und ein Theil der Bauern, die ihre Ungeduld nicht mäßigen konnten, drang mit Sutern in die Rathsstube, um die Bitte ihres Freundes zu unterstützen: daß man ihm entweder das Siegel herausgeben, oder eine außerordentliche Landesgemeinde bewilligen solle. Als der regierende Landammann die Versammelten fragte, wer ihnen befohlen habe, herzukommen, antworteten sie: Niemand. Ihre Absicht sey nur, zu wissen, wer die Unwahrheit vorgegeben, und dann um die Bestrafung der Schuldigen zu bitten. Auch Suter betheuerte beständig, und erbot sich, es mit vielen Zeugen zu beweisen, keinen zum Eindringen in die Rathsstube aufgefordert, und noch weniger mit denen, die vor dem Rathhause blieben, einen gewaltthätigen Anschlag gemacht habe. Die Gegenwart so vieler Landleute, und vielleicht noch mehr die Grobheit derer, die sich mit Sutern in die Sitzung des Raths gewagt hatten, bewogen den letztern, eine außerordentliche Landesgemeinde gleich auf den nächsten Sonntag zu berufen. Zugleich aber verbanden sich alle Glieder dieses Raths auf das feierlichste: daß keiner von ihnen auf Sutern rathen, das heißt, Sutern zum Landammann vorschlagen solle. In dem kurzen Zwischenraume von zween Tagen, die zwischen der Bewilligung und Zusammenkunft der Landesgemein

de verstrichen, bewiesen selbst die heftigsten unter den persönlichen Feinden von Sutern keinen so thätigen und wilden Verfolgungsgeist, als die ehrwürdigen Väter Capuziner, die man deßwegen als die vornehmsten Triebfedern, oder Werkzeuge des traurigen Schicksals von Sutern ansieht. Diese wüthenden Mönche rannten in allen Häusern umher, versagten Suters Freunden im Beichtstuhl die Absolution, verdammten sie in ihren Predigten als Opfer der Hölle, ermunterten die Obrigkeit zur äußersten Schärfe gegen die Rebellen, weil Gott ihnen das Schwerdt der Gerechtigkeit nicht umsonst anvertraut habe, stellten Processionen an, ermahnten bey diesen Umgängen das Landvolk zum Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, und erklärten, daß es um Freyheit und Religion geschehen wäre, wenn Suter wieder Ammann würde. Als Gründe dieser unchristlichen, den Stand der Capuziner entehrenden Ausbrüche von Feindseligkeit gibt man theils ihre Ergebenheit gegen die mächtige Geigerische Partey, theils aber auch die unmönchischen Gesinnungen von Sutern an, der sehr duldsam gewesen seyn soll, und was den Appenzellischen Capuzinern sehr aufgefallen war, den ehemaligen Schultheißen von Erlach zu Bern zum Gevatter gebeten hatte. So grob auch die Künste der Capuziner, und so empörend ihre gehässigen Bemühungen waren; so thaten sie doch bey einem großen Theile des abergläubigen, oder furchtsamen Pöbels ihre Wirkung. Am 16. September 1775, als am Tage der außerordentlichen Landesgemeinde, führte der

Landammann Geiger die Gemeinde, bestieg mit Hülfe seiner Parthey den Stuhl, berührte aber einen der Haupt-Gegenstände, um welcher willen das Volk versammelt worden war, den Prozeß wegen der Alp Säntis, und die Rechtfertigung, wozu Suter sich vor der Landesgemeinde erboten hatte, nur mit wenigen Worten, und ließ gleich um die beiden Candidaten, welche der Rath vorgeschlagen hatte, und um Sutern, der von den Landleuten genannt worden war, durch Aufhebung der Hände mehren. Suter bemühte sich vergebens, auf den Landammanns-Stuhl zu kommen, um sich vor dem Volke zu vertheidigen, indem er von Geigers Anhängern mit Gewalt daran verhindert wurde. Wegen der Unordnung, die daher entstand, fiel das Mehr, oder die Mehrheit der Stimmen auf den Alt-Statthalter Fäßler, der gleich nach seiner Wahl die gegenwärtige Stimmung des Volks nutzte, und anfragte: ob man nicht die Rebellen gefangen nehmen wolle? Die übermächtige Faction, die so eben den Landammann Suter von seiner Würde, und von seiner Rechtfertigung verdrängt hatte, bewilligte Inquisition und Strafe gegen Personen, die niemand bisher genannt, und angeklagt, und noch viel weniger verhört, oder verurtheilt hatte. Nach diesem ungerechten Volksschluß zog man gleich einige der geringern Anhänger von Sutern in Verhaft allein an Sutern selbst vergriff man sich noch nicht, weil man nicht wußte, ob sich nicht die Gesinnungen des Volks ändern, und viele einen peinlichen Proceß gegen einen Mann, den

man so eben seiner Würde entsetzt hatte, zu hart finden würden? So furchtsam, oder gemäßigt aber Suters Feinde anfangs schienen; so traute ihnen doch der Verfolgte nicht, und er entfernte sich daher eine Zeitlang unter dem Vorwande, daß er der Mutter Gottes in Einsiedlen eine Wahlfahrt gelobt habe. Sobald Suter den Schauplatz verlassen hatte; so verurtheilte der große Rath den ehemaligen Landammann, ohne ihn vorzufordern und zu hören, als einen galgenmäßigen Rebellen und Aufrührer, als einen Friedens- und Freyheits-Störer, mit welchen Schimpfwörtern Suters Name an den Galgen geschlagen wurde. Man zog alle seine Güter ein, verbannte ihn aus der ganzen Schweiz, und setzte demjenigen, der ihn lebendig oder todt liefern würde, einen Preis von hundert Thalern aus. Man untersagte allen Landleuten bey Ehre und Eid, keine Verbindung mit dem Verurtheilten zu unterhalten, und drohte denjenigen, die dies thun, und entdeckt werden würden, daß man sie, wie den Aufrührer selbst ansehen wolle. Man strafte sogar den Statthalter Signer, weil er im Rath gelindere Gesinnungen geäußert hatte, um funfzig Thaler, und verwies ihn fünf Jahre lang von Rath und Gericht; und eben so zwang man einen Pfarrer Büchler, der sein Amt dreißig Jahre lang untadelich verwaltet hatte, seine Pfründe aufzugeben, weil er der Suterischen Parthey zu sehr gewogen, und keine Ruhe zu hoffen sey, so lange er seinen Posten behalte.

Die Verdammungsgründe, welche der Rath in seinem Urtheile gegen Sutern anführte, waren folgende: Erstlich habe Suter seit sieben Jahren unrechtmäßige Processe geführt. Zweytens habe er sich seit zwey Jahren rebellisch gegen seine Obrigkeit betragen, und einige Herren Hauptleute Narren gescholten *). Drittens sey er rebellischer Weise bey den Bauern herumgelaufen, und habe diese zum Aufruhr aufgewiegelt. Viertens habe er sich mit vielen Bauern verbunden, und sich mit diesen in die Rathsstube eingedrängt. Fünftens habe er eben diesen Haufen von Bauern auf die Versammlung des zweyfachen Landraths wieder bestellt, um das ihm abgenommene Landessiegel zu erzwingen. Sechstens habe er sich mit seinen Anhängern verabredet, daß diese ihm an der Landesgemeinde auf den Stuhl verhelfen sollten. Siebentens habe er gotteslästerlicher Weise gesagt: Gott nehme nicht alles in Obacht: er (Suter) wolle wünschen, daß er ein Blitzstrahl sey, um einigen vom Rath die Köpfe einzuschlagen. Achtens habe er ehrenrührige Reden ausgestoßen und gesagt: Die Herren des großen Raths hätten ein Urtheil gemacht, wie Schelmen und Diebe, und hätten ihm Unrecht gethan.

*) Welches, wie man in Appenzell selbst sagte und schrieb, so ganz unverdient nicht sey, da unter hundert und zwanzig solcher Ehren-Männer lange nicht die Hälfte, einige sagen gar nur sechs, lesen und schreiben können. Welche Richter, und Vater des Vaterlandes!

Es muß einem jeden, der nicht ganz Barbar ist, unbegreiflich seyn, wie eine Obrigkeit, selbst in einem solchen Bauernstaate, dergleichen Appenzell Inner-Rhoden ist, das Herz gehabt hat, das Wort Rebell auf eine so unverantwortliche Art zu mißbrauchen, als in dem angeführten Urtheil geschah: wie sie es ferner wagen konnte, einem aus ihrem Mittel notorisch falsche, oder unerwiesene Verbrechen aufzubürden, und einen Mann, der die erste Würde in seinem Vaterlande bekleidet hatte, ungehört, und ungerufen zu verurtheilen, und auf seinen Kopf einen Preis zu setzen, als wenn er das Vaterland an einen auswärtigen Feind hätte verrathen, oder die ganze Regierungsform hätte umkehren wollen.

Als Suter erfuhr, daß man ihn aus der ganzen Schweiz verbannt, und in seinem Vaterlande vogelfrey gemacht hatte, wandte er sich nach Constanz, wo er von seinen Freunden, und selbst von mitleidigen Unbekannten unterstützt, ein stilles und untadeliches Leben führte. Vergebens flehte er die Eidgenossenschaft, und den Kaiserlichen Hof um kräftige Fürsprache an, und eben so vergeblich bat er in zweyen Sendschreiben, die nachher gedruckt worden sind, die Obrigkeit in Appenzell, daß man ihm ein sicheres Geleit geben, und erlauben möchte, seine Sache entweder vor der Landesgemeinde in Appenzell, oder vor unparteyischen Richtern zu vertheidigen, indem er ungehört verurtheilt worden. Das erste Sendschreiben wurde vernachlässigt, das andere aber durch die Hand des Henkers verbrannt, und zugleich seiner

Frau angekündigt, daß sie bey Verlust ihres Land- und Erbrechts ihren Mann verlassen solle. Dies Verfahren des Raths war zu tyrrannisch, als daß es nicht Suters Freunde im höchsten Grade hätte empören, und zugleich bewegen sollen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um dem unterdrückten Mann Gehör und Gerechtigkeit zu verschaffen. Es versammelten sich daher in der Gemeinde Gonten bey nächtlicher Zeit gegen siebenzig Mann, die sich mit einander verabredeten, den Rath zu bitten, daß man Sutern einen Geleits-Brief geben, und ihm gestatten möge, zu seiner Vertheidigung ins Land zu kommen, da seine Klage vorzüglich darin bestehe, daß er nicht gehört worden sey. Werde er alsdann des Todes schuldig befunden; so könne man ihn gleich festhalten, und könne das Geld ersparen, welches man auf seinen Kopf gesetzt habe. So lobenswürdig dieser Eifer der Gemeindegenossen von Sutern, und so gerecht ihre Bitte war; so sträflich und aufrührerisch schien ihr Verfahren der weisen Obrigkeit in Appenzell. Bevor die Männer von Gonten ihr Gesuch anbrachten, waren sie schon verrathen. Vier derselben wurden in Verhaft genommen, und kurz und gut als Rebellen zum Tode verurtheilt. Nachdem man diese Freunde von Sutern drey Tage lang die schrecklichste Todesangst hatte ausstehen lassen; so wurden sie begnadigt, und mit Ruthen ausgestrichen. Die übrigen Beförderer der Fürbitte strafte man gleichfalls an Ehre und Gut, und nur diejenigen wurden verschont, die ihren Vorsatz auf die kriechendste Art bereuten.

Nach allen diesen Gewaltthätigkeiten verloren Suters Freunde den Muth, und Suter selbst alle Hoffnung, jemals in sein Vaterland wiederhergestellt zu werden. Weil nun Suter und seine Anhänger zu ruhen schienen; so ließen auch die Angst und Rachbegierde der Verfolger so sehr nach, daß sie es nicht bemerkten, daß Suter häufig in die Gemeinden von Appenzell Außer-Rhoden, und sogar von Zeit zu Zeit in das Gebiet seines Vaterlandes kam, um seine Freunde heimlich zu besuchen. Allein die Aussage eines Verräthers änderte auf einmal die Gesinnungen, und Maßregeln der Obrigkeit in Appenzell, die sich nicht sicher mehr dünkte, und alles anwenden zu müssen glaubte, um den gefährlichen Flüchtling in ihre Gewalt zu bekommen, und aus der Welt zu schaffen.

Der falsche Angeber von Sutern war ein gewisser Baptista Röß, der vormals einer seiner eifrigsten Freunde gewesen, und eben deßwegen um 500 fl. gestraft, und seiner Ehre beraubt worden war. Weil die Obrigkeit selbst fühlte, daß sie den Röß, wie andere Suterianer viel zu hart strafe, so ließ sie den erstern schwören, daß er sich nie über sein Urtheil beklagen wolle. Allein der Unwille siegte über die Ehrfurcht gegen den erzwungenen Eid, und Röß äußerte sich auf eine unvorsichtige Art über die Ungerechtigkeit der Strafe, die man an ihm vollzogen habe. Diese Reden schienen der Obrigkeit eines angeblich freyen Volks sträflicher Hochverrath, und man machte eben Anstalten, den Urheber derselben zur Rechen-

schaft zu ziehen, als dieser sich aus dem Staube machte. Nach einer Abwesenheit vdn mehrern Jahren dachte Röß, daß die Väter des Volks einige unüberlegte Worte entweder vergessen, oder vergeben hätten, und kehrte in sein Vaterland zurück. Er erfuhr aber bald, daß seine Feinde nicht schlummerten, indem man ihn ergriff, und als einen Rebellen zu behandeln anfing. Der kleinmüthige Röß fürchtete vielleicht eine härtere Strafe, als man ihm zugedacht hatte, und suchte sich also durch folgende Aussage zu retten: Suter habe in einem Wirthshause in Appenzell Außer-Rhoden den Vorsatz geäussert, daß er mit so vielen Leuten, als er aus den Außer-Rhoden aufbringen könne, Appenzell plötzlich überfallen, sich der öffentlichen Gebäude bemächtigen, und dann die Einwohner zur Behauptung ihrer Freyheit auffordern wolle. Nach dieser Aussage eines Mannes, der aus mehrern einleuchtenden Ursachen verdächtig war, und den man selbst für ehrlos erklärt hatte, streute man das Gerücht aus, daß Suter den Anschlag habe, Appenzell in Brand zu stecken: und um diesem gehässigen Gerücht Glauben zu verschaffen, stellte man zahlreiche Wachen aus. Ungeachtet alle die Männer, die Röß als Mitwisser des Suterischen Entwurfs genannt hatte, eidlich betheuerten, daß sie dergleichen nie von Sutern gehört hätten, und ungeachtet Suter nachher auf der Folter standhaft bey der Versicherung blieb, daß ihm nie ein Gedanke des Ueberfalls, oder der Verbrennung in den Kopf gekommen sey; so faßte doch der Rath in Ap-

penzell den Entschluß, sich Suters auf die eine, oder andere Art zu bemächtigen, und führte in der Folge das unglaubwürdige von Röß ausgesagte Verbrechen als einen Hauptgrund der zuerkannten Todesstrafe an. Die Mittel, welche die Obrigkeit in Appenzell gut hieß, und die Werkzeuge, die sie brauchte, waren in gleichem Grade verabscheuungswürdig, und sind ein trauriger Beweis der Unsittlichkeit, welche Mangel von Erziehung und Unterricht in solchen Barbaren, als die wegen ihrer Unschuld so gepriesenen Hirten in Appenzell sind, hervorzubringen pflegt. Ein Mitglied des Raths in den Innern-Rhoden, und dann der Cronen-Wirth und Gemeinde-Hauptmann im Wald, also beide Männer in öffentlichen Aemtern, verabredeten es mit einander, wie sie das auf Suters Kopf gesetzte Blutgeld verdienen möchten. Der Cronen-Wirth, der dieser Schändlichkeit wegen nachher von seinen Gemeindegenossen der ihm anvertrauten Würde auf zeitlebens beraubt wurde, verbreitete ein Gerücht: daß er es sich nicht verdriessen lassen würde, Sutern weit nachzureisen, wenn er nur erfahren könnte, wo er sich aufhalte; denn er habe ihm wichtige und nützliche Dinge zu eröffnen. Da man glaubte, daß dies Gerücht zu Suters Ohren gekommen sey, verleitete man dessen in Appenzell verheirathete Tochter, daß sie ihrem Vater schreiben möchte, den Cronen-Wirth im Wald zu besuchen, indem dieser ihm geheime Dinge zu offenbaren habe. Auf den Brief der Tochter kam der Vertriebene wirklich in das Wirthshaus im Wald, dessen Besitzer ihn

nach einigem Weigern beredete, in seiner Gesellschaft nach Oberegg, einer großen Inner-Rhodischen Gemeinde, zu gehen, die aber von allen Seiten vom Rheinthal, oder von Appenzell Außer-Rhoden eingeschlossen ist. Sobald der Verräther mit dem Schlachtopfer seiner Treulosigkeit in Oberegg anlangte, wurde Suter in Verhaft genommen, und gleich am dritten Tage nach Appenzell gebracht. Die gefüllosen Inner-Rhodner, die den Gefangenen abholten, banden ihn auf einen Schlitten, und ließen ihren ehemahligen acht und sechszigjährigen Landammann bey sehr kaltem und stürmischem Wetter *) drey Stunden lang unter freyem Himmel auf dem Schlitten liegen, während daß sie in Altstätten auf obrigkeitliche Unkosten zechten. Gleich nach der Ablieferung wurden drey Examinatoren bestellt, die man unter den erklärten Feinden des Gefangenen aussuchte; und als diese durch Fragen und Zeugen nichts aus Sutern herausbringen konnten, was die falschen Aussagen von Röß bestätigt hätte; so schritten sie zu dem beliebten Hülfsmittel aller Barbaren, und ließen den kraftlosen Greis dreymal an einem Tage foltern. Selbst die Schmerzen der Folter preßten dem alten Manne kein Bekenntniß der ihm zur Last gelegten Unternehmung gegen sein Vaterland ab. Nichtsdestoweniger sprach das Blutgericht, das aus hundert und einigen Personen besteht, am neunten März das Todesurtheil gegen Sutern aus, das auch an demselbigen Tage

*) Es war der neunte März 1784.

vollzogen wurde. In dem Todesurtheile wiederholte man eben die Verdammungsgründe, die man schon in dem ersten Urtheil angeführt hatte; nur setzte man die von Röß ausgesagten, und durch die in den Aussern-Rhoden abgehörten Zeugen gänzlich widerlegten Verbrechen hinzu, und rechnete Sutern auch dieses zum Hochverrath an, daß er über das erste gegen ihn gefällte Urtheil geschmähet, daß er alle hohe Stände der dreyzehn Orte um Hülfe angesprochen, und sich sogar an den Kaiserlichen Hof gewandt habe.

Es giebt freylich in dem aufgeklärten, und gesitteten Europa noch immer Staaten, wo durch die Nachlässigkeit, oder Parteylichkeit von Richtern Unschuldige ihres Vermögens, oder gar ihres Lebens, und ihrer Ehre beraubt werden; allein man wird schwerlich außer Appenzell, und einigen andern demokratischen Cantonen in der Schweiz irgend ein anderes Land finden, in welchem die Richter in einer einzigen Sache so viele Sünden der Eigenmacht, der Ungerechtigkeit, und Grausamkeit auf einander gehäuft hätten, als in dem Processe gegen Sutern begangen wurden. Eigenmächtig und gesetzwidrig war die erste Entsetzung von Sutern: höchst ungerecht war das erste sowohl, als das zweyte Urtheil gegen den Verfolgten, und die Bestrafung der Männer, die sich seiner auf die rechtmäßigste Art annahmen; unmenschlich endlich war das Verfahren gegen die Frau, und die Mittel, deren man sich bediente, um des Verurtheilten habhaft zu werden.

Chur, am 4. Aug.

Wir sind heute so früh in Chur angekommen, daß ich noch Zeit genug zu haben glaube, um Ihnen eine kurze Beschreibung vom Pfeffers-Bade, und von unserer Reise hieher geben zu können.

Ich würde es kaum für möglich halten, selbst für Verbrecher, die man von aller menschlichen Gesellschaft absondern wollte, eine gräßlichere, und Schwermuth und Angst in höherem Grade einflößende Lage zu finden, als die des Pfeffers-Bades ist, wenn ich nicht wüßte, daß der ehemalige Aufenthalt der Brunnengäste noch unendlich scheuslicher war. Der Platz, auf welchem man das jetzige Badehaus im Anfange dieses Jahrhunderts erbaut hat, ist eine kleine von hohen Felsen und Bergen umgebene Fläche, die man durch das Sprengen vom Felsen, und durch das Abtragen eines Theils derjenigen Bergwand gewonnen hat, an welcher man zum Bade hinabsteigt. Die eine längere Seite des Gebäudes schwebt über dem tiefen Bette der Tamina, die mit einer solchen Gewalt fortrauscht, daß man alle Augenblicke besonders in den Zimmern an der Erde glaubt, die heftigsten Donnerschläge, oder das Geprassel einstürzender Felswände zu hören. Eben diese Seite berührt fast die südöstliche mehrere hundert Schuh hohe Felswand, die sich unmittelbar aus dem Bett der Tamina emporhebt, und von welcher häufig Felsmassen herabfallen. Noch in der vorletzten Nacht stürzte von dem obersten Rande derselben ein so ungeheures Stück

in die Tamina, daß selbst der Felsengrund, auf welchem das Badehaus steht, davon erbebte, und alle Badegäste durch die Erschütterung, wie durch den Stoß eines Erdbebens aufgeschreckt wurden. Die eine schmale südliche Seite ist gegen den engen und tiefen Schlund gekehrt, aus welchem die Tamina zwischen senkrechten, und nach oben zu fast zusammenstoßenden Felswänden herausdringt. Die zweyte schmale der jetzt erwähnten entgegengesetzten Seite blickt dem Laufe der Tamina nach, die aber durch die sich krümmenden, und schon hier nahe zusammenrückenden Gebirgsketten dem Auge bald entzogen wird. Am wenigsten furchtbar ist die Aussicht aus den Fenstern der nordwestlichen längern Seite des Badehauses. Man sieht zwar auch hier unmittelbar auf ein steiles und hohes Gebirge; allein dies Gebirge ist doch mit Bäumen, und grünendem Gebüsche bewachsen, und hier zeigt sich auch, aber auch hier nur allein die Möglichkeit, wie man aus der tiefen Kluft, in welche das Badehaus hinabgesenkt ist, wieder herauskommen kann.

So schauderhaft die Lage des jetzigen Badehauses ist, so ist sie doch noch heiter und entzückend gegen die Lage der ehemaligen Badehütten, in welchen die kranken Curgäste in den letzten Jahrhunderten wohnen mußten. Diese Hütten, deren drey, oder vier gewesen seyn sollen, waren, Gott weiß wie? nahe an der Quelle über dem fürchterlichen Abgrunde angelegt, aus welchem die Tamina herauskommt, der von Himmelhohen Felswänden ewig überschattet

wird, und in welchen ich unten hinein zu schauen nicht das Herz gehabt habe. In diese Hütten konnte die Sonne selbst im höchsten Sommer nur eine Stunde lang um die Mittagszeit eindringen. Auch war kein anderes Mittel, in die Kluft, wo die Hütten standen, hinabzukommen, als daß man sich an Seilen hinunterließ, und wenn dieses gleich ohne Unfall geschah, so war man doch in beständiger Gefahr, durch abgelöste Felsstücke zerschmettert zu werden. Jetzo wird das Quellwasser in das Badehaus durch hölzerne Röhren geleitet, die man in jedem Herbst wegnimmt, und in jedem Sommer wieder bis an die Quelle hinlegen muß. Neben diesen Röhren läuft eine schmale Brücke her, unstreitig die scheuslichste, und gefahrvollste unsers ganzen Erdtheils. Der Anfang derselben ist durch eine Thüre verschlossen, damit nicht unvorsichtige Personen sich ohne Führer hinaufwagen sollen. Diese Brücke, wenn sie anders diesen Namen verdient, besteht aus einer Reihe von Brettern, die auf hervorragenden in die Felsenwand getriebenen eisernen Stangen liegen, und zwanzig und mehrere Fuß über das mit großen und spitzigen Felsstücken angefüllte Bett der Tamina erhaben sind. Die Bretter sind so schmal, daß man manchmal nicht beide Füße neben einander stellen könnte, und so gebrechlich, daß nie zwo Personen zugleich auf ein Brett treten dürfen. Noch vor vier Wochen brach ein Brett mit einem Frauenzimmer von Zürch ein, das nur mit genauer Noth von ihrem Nachfolger, einem angesehenen Mann aus der Schweiz, der mir diesen

Unfall selbst erzählte, ergriffen, und von dem tödtlichen Sturz in die Tamina, über welcher sie hing, gerettet wurde. Dies Frauenzimmer war, wie man sagte, seit fünf und zwanzig Jahren die erste ihres Geschlechts, die Neugierde und Muth genug hatte, den gefährlichen Gang nach der Quelle zu wandeln, den nur wenige Männer betreten, und von welchem alle, die ihn gemacht haben, mit dem höchsten Entsetzen reden. Grauen und Gefahr entstehen nicht bloß aus der geringen Breite, und aus der Gebrechlichkeit der schwankenden Bretter, unter welchen die von den Felswänden zusammengezwängte Tamina in dunkler Tiefe wegbrüllt; sondern beide werden dadurch noch vermehrt, daß die Bretter an manchen Stellen durch kleine von oben herabfallende Bäche schlüpfrig gemacht werden, und daß hin und wieder aus der Felswand, an welcher man fortgeht, Höcker hervorstechen, unter welchen man durchkriechen, oder um welche man nach der Seite des Abgrundes hin sich herumwinden muß. Alle diese Schrecknisse waren nicht hinreichend, unsere beiden jungen Freunde von dem Vorsatze, die Quelle zu besuchen, abzubringen. Ungeachtet Spittler und ich wußten, daß sie beide weder schwindlich, noch unvorsichtig seyen; so standen wir doch während ihrer Abwesenheit eine unsägliche Angst aus. Beide waren nach ihrer Rückkehr durchgenäßt, und beide versicherten uns, daß sie sich die Gefahren des Weges lange nicht so groß vorgestellt, als sie dieselben gefunden hätten.

Wenn man die enge, und unzugängliche Kluft

sieht, worin die Pfeffers=Quelle verborgen ist; so kommt es einem unbegreiflich vor, wie man diese Quelle jemals habe entdecken können; und dieses Räthsel wird auch ganz allein durch folgende wahrscheinliche Ueberlieferung aufgelöst. Eine alte Sage erzählt nämlich, daß ein Gemsjäger einstens ein Stück Wild bis an die Kluft verfolgt habe, wodurch die östliche Felswand, aus welcher die heiße Quelle hervorsprudelt, von der gegenüberstehenden getrennt wird. Als der Jäger an dem Rande des Abgrundes, über welchen das Wild sich gerettet hatte, seiner Beute nachspürte, entdeckte er einen starken und fortdauernden Dampf, der aus der Tiefe herauf stieg. Dieser Dampf machte ihn aufmerksam, und wurde die Veranlassung, daß er sich mit Hülfe einiger Bekannten in die Felsenkluft hinabließ, wo dann die wohlthätige Quelle entdeckt wurde. Das Quellwasser sammelt sich in der Felswand in einem tiefen und geräumigen Becken, welches sich das auflösende Wasser aller Wahrscheinlichkeit nach allmählich ausgehöhlt hat, indem es nach allen Seiten hin fortnagte, und noch immer fortnagt. Wenigstens behauptet man, daß die Oeffnung, aus welcher das Wasser hervordringt, noch bey Menschendenken vierzig Fuß höher in der Felswand, und über dem Bett der Tamina gewesen sey, als jetzo; und man befürchtet daher, daß der Ausfluß der immer sich tiefer senkenden Quelle bis zur Tamina und vielleicht noch tiefer, als das Bett der Tamina hinabfallen werde.

Die Lage des Badehauses widersetzt sich vielen Anstalten, die man in allen berühmten Teutschen Bädern und Gesundbrunnen zum Vergnügen und zur Gesundheit der Gäste gemacht hat. Bequeme, abwechselnde, und beschattende Spatziergänge sind in der Kluft, in welcher das Badehaus liegt, durchaus unmöglich, und man glaubt schon viel gethan zu haben, und hat auch wirklich viel gethan, daß man an der nördlichen Gebirgseite einige Gänge ausgehauen, und geebnet, und einige Ruheplätze für die durch das Steigen ermüdeten Spatziergänger angelegt hat. Selbst diese wenigen Gänge aber sind so steil, daß schwache, und an der Brust leidende Personen sie schwerlich erklimmen können, und diese sind daher während der ganzen Curzeit auf den Brunnensaal, oder auf die Gänge des Badehauses eingeschränkt. Gerade deßwegen aber, weil die Brunnen-Gäste auf eine heitere und offene Wohnung, auf schöne und mannigfaltige Aussichten, und auf bequeme Spatziergänge Verzicht thun müssen, gerade deßwegen sollten Gänge und Säle, Zimmer und Möblen, Bäder, Speisen, und Wein so gut, als möglich seyn. Allein es fehlt viel daran, daß alle diese Stücke so beschaffen wären, daß auch ein genügsamer Brunnengast sich damit befriedigen könnte. Der Brunnensaal, in welchem Morgens das Wasser getrunken wird, sieht eher einem tiefen Keller, oder einem unterirdischen Kerker, als einem Versammlungsorte in einem berühmten Bade ähnlich. Wenn die Gesellschaft nur etwas zahlreicher wird, als sie in diesem

Jahre war; so müssen die Auf- und Niedergehenden sich nothwendig auf eine mühselige Art neben einander wegdrängen. Der große Gang, der gleich beym Eintritt in das Badehaus vor allen Zimmern an der Erde wegläuft, und aus welchem man durch viele Stufen in den Brunnensaal hinabsteigt, ist finster, und einer beständigen Zugluft ausgesetzt. Auch die großen Zimmer sind düster, und mit einem widerlichen Dufte angefüllt, dergleichen feuchten, und lange verschlossenen Zimmern eigen zu seyn pflegt. Mit eben diesem unangenehmen, und gewiß schädlichen Geruche waren auch die Betten, und die Wäsche durchdrungen, die man uns gab. In den Zimmern, die ich gesehen habe, fand sich keine von den Bequemlichkeiten und Verzierungen, an welche in Teutschland alle Personen, die nicht zum Pöbel gehören, wie an Nothwendigkeiten des Lebens gewöhnt sind, und es kann gar nicht fehlen, daß nicht die mancherley Entbehrungen, wozu man in Pfeffers gezwungen wird, die Zufriedenheit vieler Badegäste stört, und eben dadurch die guten Wirkungen der Cur vermindert. Der Wein, den man uns vorsetzte, sowohl der weiße, als der rothe, war so sauer, daß wir ihn für verdorben hielten; doch soll in den Weinbergen, die nicht weit vom Kloster gegen Osten liegen, ein Wein wachsen, den man mit dem Burgunder vergleicht. Das Essen läßt sich zwar nach einer Mahlzeit nicht beurtheilen; allein es schien doch weit unter der Tafel zu seyn, die man in den besten Wirthshäusern der Schweiz antrifft. An der Tafel im Pfeffers-

Bade herrscht eine Rangordnung, oder ein Gesetz der Anciennete', das ich sonst nirgends gefunden habe, und das ich auf keine Art billigen kann. Alle Brunnengäste sitzen nach der Ordnung, in welcher sie gekommen sind; die ältesten oben, und die jüngsten unten. Denen, die oben sitzen, werden alle Schüsseln zuerst vorgesetzt, und sie können also nehmen, und wählen, so viel, und welche Stücke sie wollen. Eine Folge davon ist diese, daß für die zu unterst sitzenden Tischgenossen entweder gar nichts, oder nicht viel genießbares übrig bleibt. Dies widerfuhr auch mir und einem meiner Freunde; und da wir in Gefahr waren, Hunger zu leiden, so drangen wir darauf, daß wenigstens der Braten vor uns hingestellt werde. Wir würden aber lieber hungrig aufgestanden seyn, als diese Forderung gemacht haben, wenn wir von der Tischsitte im Pfeffers-Bade unterrichtet gewesen wären.

Weil ich einmal im Pfeffers-Bade war, so nahm ich mir vor, zu baden, und man bereitete mir das beste Bad, das, wenn ich nicht irre, das Herren- oder Fürstenbad heißt. Allein als die Thüre des Badezimmers geöffnet wurde: so fand ich es mit so heißen und beklemmenden Dünsten angefüllt, daß ich zu ersticken fürchtete, wenn ich nur einige Minuten darin bleiben sollte. Ich wagte mich also nicht hinein, ungeachtet man mir versicherte, daß die Beklemmung, die man beym ersten Eintritt empfinde, sich bald nachher im Bade selbst verliere.

Wohnung und Bewirthung sind im Pfeffers-Bade nicht theuer, ungeachtet alles, was man braucht, mit großer Mühe, und Kosten hinabgebracht werden muß. Den Wein läßt man vermittelst einer Winde an der hohen und steilen Felswand herunter, gegen welche die eine Seite des Badehauses gekehrt ist. Die Einkünfte des Bades, und besonders der Verkauf des Weins machen einen Hauptzweig der Einnahme des Closters aus, das sonst wenig, oder gar kein baares Geld erhalten würde. Es ist, wie ich höre, schon mehrmal die Rede davon gewesen, daß alle Stände der Eidgenossenschaft das Pfeffers-Bad kaufen wollten, um für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Brunnengäste bessere Einrichtungen zu machen, als bisher da waren. Dieser Gedanke ist einer von den Entwürfen, von welchen zu wünschen ist, daß sie nicht bloße Entwürfe bleiben. Es liegt allen Cantonen daran, daß ihre Kranke, die in dem mit Recht berühmten Pfeffers-Bade Hülfe suchen, ihre Cur mit den geringsten Beschwerden machen mögen. Wenn es möglich wäre, woran ich kaum zweifle, daß das Brunnenwasser durch ein Druckwerk bis an den Rand der östlichen Bergwand gehoben werden könnte; so würde das Badehaus eine offnere und angenehmere Lage, als bisher erhalten, und man würde selbst schöne Spatziergänge anlegen können.

Wir verließen heute Morgen das Pfeffers-Bad um sieben Uhr, weil man bis Chur nur fünf Stunden rechnet. Auf dem ersten Brückchen sieht man in die gräuliche Kluft hinab, wo die Quelle entspringt.

Der Fußsteig an dem Berge hinauf, auf welchem das Closter liegt, ist viel steiler, als der entgegengesetzte; aber auch, wenigstens beym Hinaufsteigen, ganz gefahrlos, weil die Stuffen entweder mit Steinen, oder mit Hölzern befestigt, und an der Seite des Abgrundes Geländer angebracht sind. Das Herabsteigen hingegen muß viel schreckhafter und bedenklicher seyn, weil man alsdann die Tiefe stets vor Augen hat, und sehr leicht mit den Schuhen an den Steinen oder Hölzern der Stuffen, die oft weit von einander abstehen, hängen bleiben, und straucheln kann. Bevor man die Höhe erreicht, wo die Winde steht, erblickt man noch einigemal das Badehaus, das nicht viel größer, als eine mäßige Hütte erscheint. Von der Winde an läuft der Weg beständig in einer geringen Entfernung von der abgeschnittenen Felswand fort, die man, wenn man von Ragatz nach Pfeffers geht, zur Linken hat. Nichtsdestoweniger ist der Weg bis zum Closter eben so bequem und schattig, oder noch beschatteter, als der, welcher von Valenz bis zum Bade führt. Der Verwalter, den das Closter während der Curzeit im Pfeffers-Bade bestellt, hatte uns ein Empfehlungs-Schreiben an einen Geistlichen im Closter mitgegeben, den wir aber so wenig, als den Fürsten antrafen. Wir wurden dessen ungeachtet sehr höflich aufgenommen, und allenthalben herumgeführt. Die zum Closter gehörigen Gebäude sind sehr weitläuftig; man entdeckt es aber im Speisesaale, wie in der Kirche, und im Garten, daß das Stift nicht

mehr so reich ist, als es vormals war. Dem Closter gegenüber sieht man zween Wasserfälle, die in andern Ländern als Wunder der Natur besungen würden, aber in der Schweiz kaum bemerkt werden. Alle Berge und Oerter, die um das Closter herum liegen, und viele andere in der Grafschaft Sargans haben noch immer Lateinische, oder auch die alten Rhätischen Namen, ungeachtet Teutsches Blut, und Teutsche Sprache schon viele Jahrhunderte durch in diesen Gegenden, und tief in Bündten hinein herrschend geworden sind. Die teutschredenden Einwohner in allen den Thälern, welche der Rhein von seinem Ursprunge an bis an seinen Ausfluß in den Boden-See durchfließt, sind wahrscheinlich ein Gemische von Allemannen, Gothen, Longobarden, und andern Teutschen Völkern, die durch die Rhätischen und Penninischen Alpen in Italien einbrachen, und zum Theil wieder aus ihren Eroberungen vertrieben wurden; und dies Gemische so vieler Teutschen Völker hat sich wahrscheinlich wieder mit den Ueberbleibseln der alten Rhätier von Tuscischer Abkunft vermengt, die durch die einwandernden Eroberer nicht aufgerieben wurden. Einer solchen Vermischung mit unteutschem Blute schreibe ich es zu, daß die gemeinen Bündtner bey einem gleichen, oder ähnlichen Wohlstande viel weniger reinlich, als die Teutschen sind. An dem Mons Lunæ nahe bey dem Closter Pfeffers gibt es Bergbewohner, die im Winter ihr Vieh unter dem Schnee zur Tränke führen müssen; und dem Closter gegenüber an der andern Sei-

te des Rheins liegt am Abhange eines hohen Berges ein Dorf, das oft ein ganzes Viertel-Jahr eingeschneyt ist, so daß die Einwohner nicht in das Thal herabkommen, und die Thalleute auch nicht zu ihnen hinaufsteigen können. Im Winter, und besonders im Frühling vergeht fast kein Tag, wo man nicht den Donner, oder die betäubenden Schläge der von den benachbarten Bergen herabrollenden Lauinen hörte.

Wenn man aus dem Walde herauskommt, der den obern Abhang des Berges deckt, auf welchem das Closter steht; so wird man durch die Schönheit des Thals, das man vor sich sieht, durch die Fruchtbarkeit der Wiesen, durch den Anblick von Weinbergen, und besonders durch die zahllose Menge von Obstbäumen überrascht, womit Wege und Wiesen besetzt sind. Um desto öder ist die Fläche zwischen den beiden Rheinbrücken; denn diese ist entweder mit nacktem Gries und umhergeworfenen Steinen überschüttet, oder mit dünnen und niedrigen Gesträuchen bewachsen. Wenn der Boden des Zwischenraums zwischen den beiden Brücken auch besser wäre, als er wirklich ist; so würde es sich doch wahrscheinlich nicht der Mühe verlohnen, ihn anzubauen, weil man kein Jahr sicher wäre, daß nicht die Werke und Früchte des Fleißes durch die Ueberschwemmungen des unwiderstehlichen Rheins zerstört würden. Der Eintritt in Graubündten erregt die angenehmsten Empfindungen, indem die Landschaft bis Zizers derjenigen vollkommen gleich ist, die man vor der ersten Rheinbrücke bewundert hat. Zi-

zers ist ein großer und schön gebauter Flecken, dergleichen wir nach den gemeinen Begriffen, die man vom Graubündten hat, in diesem Lande gar nicht erwartet hatten. Auch wurden wir in dem Wirthshause über alle unsere Hoffnung, und dabey sehr billig bedient. Beym Mittagsessen hatten wir das Glück, den muthigen Grafen von Salis, der Hanickeln und seine Spießgesellen mit so vieler Entschlossenheit gefangen nahm, im Jagdhabit vorübergehen zu sehen. Hinter Zizers sind noch manche Stellen, die in Rücksicht auf Fruchtbarkeit, und Anbau dem Gelände vor diesem Flecken nichts nachgeben; allein im Ganzen genommen ist der Strich zwischen Zizers und Chur weniger ergiebig und cultivirt, als der vorhergehende. Man findet sehr häufig nicht bloß das Land zwischen dem Wege und dem Rhein, sondern auch die Zwischenräume zwischen dem Wege und Gebirge mit dem wilden Gebüsche bewachsen, das die Natur allenthalben in der Schweiz, wie in Teutschland an solchen Stellen hervorbringt, die oft mit unfruchtbarem Kies bedeckt werden. Weil ich dies charakteristische Gesträuch, wenn ich so reden darf, in manchen Gegenden wahrnahm, bis zu welchen ich unmöglich glauben konnte, daß der Rhein jemals hinaufgestiegen sey; so wußte ich nicht, wie ich die Entstehung desselben erklären sollte, bis wir bald an mehrere Stellen kamen, über welche reißende Bergwasser von der nahen Gebirgskette sich vor kurzem hergewälzt, und ihren verwüstenden Lauf bis an den Rhein sowohl durch tiefe ausgewühlte Löcher, als durch Ellen hohe Lager

von Schutt bezeichnet hatten. Die Stellen, an welchen solche Bergwasser häufig herabkommen, werden in der Schweiz Rüvinen, oder Rüffenen genannt, und solcher soll es bis Chur dreyzehn geben. Diese Rüffenen machen die Unterhaltung der Chaussee ausserordentlich kostbar, indem man jährlich an mehreren Plätzen die ausgerissenen Wege gleichsam von Grund aus wieder aufbauen muß. Wenn ich anders recht beobachtet habe; so waren die Berge in solchen Gegenden, die den Waldwassern am meisten ausgesetzt sind, viel steiler und unbekleideter, als anderswo. Unter dem Schutt, den die Rüffenen niedergesetzt hatten, fand ich keine Spur von harten, sondern bloß Bruchstücke von Kalkartigen Steinen.

Am 5. Aug.

Chur ist eine kleine, schmutzige, schlecht gepflasterte, und schlecht gebaute Stadt, wenn man die Wohnungen der verschiedenen Zweige der großen Salischen Familie ausnimmt. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 2500 Seelen geschätzt. Der Boden, auf welchem sie steht, ist sehr ungleich; indem sie am Fuße der von allen Seiten über die Stadt herüberblickenden Berge erbaut ist. Man mag in der Stadt gehen, oder sich hinstellen, wo man will; so hat man immer nahe Berge vor sich, unter welchen der Calanda-Berg, der Chur vom Pfeffers-Bade scheidet, der höchste ist. Man braucht sieben gute Stunden, um hinaufzusteigen, und seine Spitze ist den größten Theil des Jahrs durch mit Schnee be-

deckt. Heute war das Haupt des Calanda viel weisser, als gestern, weil es selbst im hohen Sommer oben zu schneyen pflegt, wann im Thale Regen fallen. Dieser Höhe, und der damit verbundenen Kälte ungeachtet hat dieser gewaltige Berg bis an seinen Gipfel die schönsten Alpen für Kühe und Ziegen, welche letztern allein an den steilen und kahlen Wänden, und scharfen Nadeln, in welche er ausläuft, mit Sicherheit weiden können. Alle diese Alpen sind Gemein-Alpen, auf welche ein jeder rechtmäßiger Theilnehmer so viel Vieh treiben kann, als er will. Wenn diese Erlaubniß so unbedingt ist, als man uns gesagt hat, oder als ich es wenigstens verstanden habe; so kann sie es bloß deswegen seyn, weil man weiß, daß die Alpen hinreichen, alles das Vieh im Sommer zu ernähren, was man den Winter über mit dem in den Thälern gesammelten Heu durchfuttern kann.

Chur mußte von den ältesten Zeiten her wegen der Stelle, wo es erbaut ist, eine wichtige Niederlage, oder wenigstens ein wichtiger Paß für den Handel zwischen Italien, Teutschland und der Schweiz seyn. Viele Einwohner der Stadt übernehmen Frachtfuhren, oder unterhalten Saumpferde, mit welchen letztern man allein über die steilen und hohen Berge kommen kann, wodurch Graubündten von Italien, und den Italiänischen Vogteyen getrennt ist. Wenn man das Engadin, und zum Theil das Pretigäu ausnimmt; so kann man sagen, daß in Graubündten, und den dazu gehörigen Ländern bis jetzo noch wenig, oder gar keine Industrie sey. Im Enga-

din, das von der Natur weniger, als irgend ein anderer Theil von Graubündten begünstigt seyn soll, finden sich die schönsten und reinlichsten Dörfer, welches um destomehr zu verwundern ist, da die Einwohner nicht Teutschen Ursprungs sind. Weil ihr Vaterland ihnen nicht einmal das Nothwendige geben würde; so verlassen die Engadiner den Sommer über meistens ihre Heimath, und ziehen in nahen nnd fernen Gegenden ihrem kleinem Handel, oder Gewerben nach. Der Vater des Herrn Daniel von Salis, den wir kennen zu lernen das Vergnügen hatten, führte vor etwa zwanzig Jahren unter seine Mitbürger die Baumwollen-Spinnerey ein, die jetzo am stärksten im Prettigäu getrieben wird. Das gesponnene Garn wird größtentheils an Fremde verkauft; denn in Chur sind nur zwo nicht sehr weitläuftige Fabriken von baumwollenen Zeugen, die von Mitgliedern der Salischen Familie angefangen worden sind, und noch fortgesetzt werden. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind Vieh, Butter, Käse, und Wein, welcher letztere vorzüglich nach Glaris gebracht, oder abgeholt wird. Seit einem Jahre aber haben die Glarner weniger, als sonst gebraucht, weil man auch dort klagt, daß das Geld selten, und der Erwerb durch Fabriken nicht mehr so ergiebig und sicher, als vormahls sey. In Graubündten giebt es einige sehr reiche edle Geschlechter, allein im Ganzen genommen ist der Adel, und der Bürger in Chur viel weniger reich, als der Bauer wohlhabend ist. Man findet in Graubündten Bauern, die funfzigtausend Gulden,

und darüber im Vermögen haben. Am schlimmsten ist, wie es scheint, der Lehrstand beschieden. Viele Geistliche haben jährlich nur 100 Thlr. einige 150 bis 200 Thlr. und keiner mehr, als dreyhundert Thaler Einkünfte. Wenn nicht viele Söhne aus den reichen und großen Familien auswärtige Schulen besuchten, oder sich durch Reisen bildeten; so würde bey den geringen Besoldungen der Lehrer des Volks, und der Jugend die Aufklärung in Graubündten noch weniger verbreitet seyn, als sie wirklich ist. Wir waren so glücklich, den Herrn Minister von Salis anzutreffen, der ein eben so eifriger Freund und Forscher der vaterländischen Natur ist, als er vormahls Beförderer der Jugendbildung war. Er macht noch jährlich eine, oder mehrere Bergreisen, und wagt sich auf Höhen und auf schmale Pfade an Abgründen, vor denen uns bey der bloßen Erzählung schauderte. Wir sahen bey diesem verdienstvollen Patrioten mehrere merkwürdige Naturalien, die er selbst gesammelt hatte; unter anderm Proben von Marmor, der an dem Gipfel des Bernina gebrochen war. Bey der großen Kenntniß der Natur, und besonders der Natur in der gebirgigen Schweiz, die dem Herrn Minister eigen ist, wunderten wir uns, daß er den Crispalt, auf welchem man gewöhnlich die Quelle des Vorder-Rheins sucht, und den Tödi-Berg in Glaris für die höchsten Berge in der Schweiz erklärte, und daß er es mit Pini als etwas Unterscheidendes an den aus Granit bestehenden Hochgebirgen ansah,

daß ihre Häupter und Seiten abgerundet, oder abgestumpft seyen.

Ungeachtet die Verfassung in Graubündten ganz demokratisch ist; so ist doch die Ungleichheit der Geburt, des Vermögens, der Kenntnisse, und Verdienste unter den Mitgliedern dieser Republik so groß, daß nothwendig aus dem Schooße der Demokratie selbst eine Art von Aristokratie entstehen muß. Je älter und reicher ein edles Geschlecht ist, und je mehrere aufgeklärte und rechtschaffene Mitglieder es besitzt; desto zahlreicher sind seine Clienten, und desto größer sein Ansehen und Einfluß. Aus eben den Ursachen, aus welchen vormals die Römischen Patroni ihre Clientes hatten, aus eben den Ursachen schließen sich einzelne Landleute, und ganze Gemeinden an irgend eine mächtige Familie, oder edeln Bürger an, und befördern die Absichten ihrer Wohlthäter, von welchen sie in der Noth Unterstützung, und in Rechtshändeln Beystand, oder Rath erhalten. Zwar ist das Ansehen auch der ersten Familien, und der vornehmsten Männer nicht so groß, daß sie heilsame Entwürfe durchsetzen könnten, die wider die Vorurtheile, oder das Interesse des gemeinen Mannes laufen, und noch vor wenigen Jahren fehlte nicht viel daran, daß einer von Salis für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden wäre, weil er den Vorschlag that, daß man dem Kaiserlichen Hofe erlauben möchte, eine große Straße durch das Veltlin zu bauen, oder wie andre sagen, daß man dem Kaiser das Veltlin gegen eine Summe verkaufen möchte,

deren Zinsen dem Lande viel mehr, als die Einkünfte aller unterwürfigen Vogteyen eingebracht hätten. Auch können die Vornehmen nicht hindern, daß die Volksversammlungen manchmal eben so unruhig, als in den übrigen demokratischen Schweizer-Staaten werden, und daß die verschiedenen Parteyen ihre Günstlinge mit den geräuschvollsten Bemühungen, und bisweilen mit offenbarer Gewalt zu den zu vergebenden Würden zu erheben suchen; allein man kann es, glaube ich, mit Recht dem Einflusse mächtiger und aufgeklärter Patrioten zuschreiben, daß in Chur, und in Graubündten überhaupt manche nützliche Einrichtungen gemacht worden sind, an die man in andern ähnlichen Verfassungen noch nicht einmal gedacht hat. Man kann es nicht genug loben, daß in Chur die Taxe für Säumer, sowohl für die Pferde, als für die Treiber, oder Führer auf das genauste bestimmt ist; und der Reisende und Kaufmann ist daher in dieser Stadt nicht, wie anderswo, den Erpressungen der Säumer ausgesetzt. Noch rühmlicher sind die Bemühungen einer Gesellschaft von Patrioten, die im letzten Jahre eine Summe von vierhundert neuen Louisdor zusammenbrachten, nicht um gefährliche Landstreicher herbeyzulocken, oder um arbeitsfähige Müßiggänger zu futtern, sondern vorzüglich, um Armen, die gerne arbeiten wollten, aber keine Arbeit finden konnten, einen ehrlichen Erwerb zu verschaffen. Wahrscheinlich hat Graubündten es dem Rathe ähnlicher Vaterlands-Freunde zu verdanken, daß die Zölle, deren Ertrag den vornehmsten Zweig der öffentli-

chen Einkünfte ausmacht, nicht mehr, wie vormals, verwaltet, sondern von Zeit zu Zeit an den Meistbietenden verpachtet werden. Seitdem dieses geschehen ist, hat man die Landesschulden bezahlt, einen öffentlichen Schatz zu sammeln angefangen, und ist auch im Stande gewesen, durch ganz Graubündten, so weit es aus flachen Thälern besteht, bequeme Chausseen zu bauen. Diese Chausseen haben die Durchfuhr nach Italien beträchtlich vermehrt, und die vermehrte Durchfuhr ist wiederum eine Ursache der erhöhten Pacht der Zölle geworden, welche die Salische Familie übernommen hat. Endlich ist es allem Vermuthen nach die Frucht der Vorstellungen angesehener, und einsichtsvoller Männer, daß man die Landvogteyen nicht immer an die Meistbietenden, sondern sehr oft für geringere Summen an Würdigere verkauft, und daß man diese Summen eben so häufig in den gemeinen Seckel legt, als unter die Wählenden austheilt. Noch vor kurzem hat man eine Landvogtey im Veltlin, für die man sonst 14000 fl. erhielt, und vielleicht auch diesmal erhalten hätte, absichtlich um 9000 fl. an einen edeln Mann überlassen, dem man es zutraute, daß er die Unterthanen gerecht und billig behandeln werde. Die Spaltungen zwischen den großen Familien, die vormals so gefährliche Rotten, und Unruhen veranlaßten, haben, Dank sey es der Aufklärung, und dem dadurch verbreiteten Geiste des Friedens, in Graubündten gänzlich aufgehört.

Man redet jetzo in der übrigen Schweiz und vorzüglich in Graubündten sehr viel von den Unruhen im Veltlin, und von dem kühnen Schritte der Unterthanen dieser Landschaft, die sich nach Mayland gewandt, und den Kaiser als Herzog von Mayland, und als Schutzherrn der Grafschaft Veltlin, Worms und und Cleve um Fürsprache und Hülfe gegen die Bedrükungen angefleht haben, welche sie theils von den Gutsherren, uud theils von den Bündtnerischen Beamten erlitten zu haben vorgeben. Man sieht in Bündten diesen Schritt als durchaus unrechtmäßig an, und glaubt, daß die Veltliner, wenn sie gerechte Beschwerden gehabt hätten, sich an ihre Beherscherin, die Republik der drey Bünde hätten wenden müssen. Auch ist man überzeugt, daß der Kaiserliche Hof keine Befugniß habe, die Klagen der Bündtnerischen Unterthanen anzunehmen, oder sich in die Streitigkeiten der Republik mit ihren Unterthanen zu mischen. Allein nach dem Urtheil eines großen Rechtsgelehrten, welches zu erfahren ich das Glück gehabt habe, besitzen die Veltliner das vollkommenste Recht, den Schutz des Kaiserlichen Hofes anzuflehen, und der Kaiserliche Hof das vollkommenste Recht, sich der Veltliner anzunehmen. Als nämlich nach der großen Empörung im Jahre 1620 der Spanische Hof das Veltlin, und die beiden übrigen vorhergenannten Grafschaften an Graubündten wieder abtrat, so geschah dieses unter gewissen Bedingungen, die in zween Verträgen, dem sogenannten Capitulat, und der Capitulation zusammengefaßt wurden. Bei-

de Verträge wurden im Jahre 1639 zu Mayland von den Bevollmächtigten beider Contrahententen, des Königs] von Spanien, als damahligen Herzogs von Mayland, und der Republik Bündten beschworen, und im Jahre 1726 von den Gesandten eben dieses Freystaats, und Carls des sechsten wieder erneuert. Unter diesen beiden Verträgen bezieht sich die Capitulation fast ganz auf die politische und kirchliche Verfassung, die in den Grafschaften erhalten werden soll, und im achtzehnten Artikel dieser Capitulation heißt es: daß, wenn wegen der Grafschaften Streitigkeiten zwischen der Republik Bündten, und dem Herzoge von Mayland entstehen sollten, alsdann eine jede der streitenden Partheyen zween ehrliche Männer wählen, diese ihres Bürger- oder Unterthanen-Eides entlassen, und zur Beylegung der Zwistigkeiten nach Cleve schicken sollten. Würden diese Schiedsrichter sich nicht vereinigen können, oder sich in zwo gleiche Parteyen theilen; so solle alsdann unter denselben durchs Loos ein Obmann erwählt werden, der den Ausschlag zu geben das Recht habe. — Noch wichtiger ist der fünf und zwanzigste Artikel eben dieses Vertrages. Wenn, heißt es in diesem, die Bündtner der Capitulation nicht nachkämen, so solle es angesehen werden, als wenn sie an dem Bündniß gegen ihre Majestät ermangelt hätten. Nach diesen klaren Worten der Capitulation ist der Kaiser als Herzog von Mayland rechtmäßiger Schutzherr des Veltlins, und der beiden übrigen Grafschaften, kann mit Recht auf die Er-

füllung der in den Verträgen gethanen Zusagen dringen, kann mit Recht in allen Fällen, wo den Unterthanen gewisse ihnen ausdrücklich ausbedungene und zugestandene Gerechtsame geschmälert werden, die Stelle der Unrerdrückten vertreten, kann mit Recht eine schiedsrichterliche Entscheidung der daher entstehenden Streitigkeiten verlangen, und wenn ihm diese verweigert würde, das ihm als Contrahenten aus dem Vertrage zustehende Recht nach Gutbefinden verfolgen. Nicht weniger unläugbar aber ist es, daß der Kaiserliche Hof gar nicht befugt ist, sich in die Angelegenheiten der Bündtner, und ihrer Unterthanen zu mischen, wenn diese solche Punkte betreffen, die in der Capitulation nicht erwähnt, oder nicht mit ganz unzweydeutigen Worten erwähnt worden sind.

Graubündten steht unverdienter Weise in Teutschland, und selbst in der Schweiz in dem üblen Ruf, daß es wegen der häufigen Mörder und Räuber lange nicht so sicher, als die übrige Schweiz zu bereisen sey. Den genauesten Erkundigungen zu Folge kann ich versichern, daß nicht leicht in einem andern Lande weniger Mordthaten, und Räubereyen, als in Graubündten verübt werden. Wenn aber dergleichen Verbrechen vorfallen; so werden sie entweder von Banditen, die aus Italien hereinstreifen, oder von Bergamaskischen Hirten verübt, die ihre zahllosen Schaafheerden auf den Bündtnerischen Alpen weiden. Selbst im Veltlin hat der Reisende nichts zu fürchten, weil der Veltliner nur aus Rache,

aber fast gar nicht aus Raubsucht mordet. Wahr ist es unterdessen, daß in der Schweiz kein Land reicher an Vagabonden, als Graubündten ist. Diese Vagabonden werden Zigeuner genannt, wenn sie auch gleich aus ächtem Teutschen, oder Schweizerischen Blut entsprossen sind. Solche Zigeuner ziehen in kleinern, oder größern Haufen bey hellem Tage im Lande umher, betteln und mausen bey Tage, und wagen nächtliche, aber heimliche und unblutige Einbrüche, morden aber, uud rauben auf öffentlicher Straße niemahls, weil sie dadurch die Duldung verlieren würden, unter deren Schutz sie im Lande umherstreifen. Die Bauern vergreifen sich an diesem losen Gesindel gewöhnlich nicht, entweder weil sie Mitleiden mit ihnen haben, oder sich vor ihrer Rache fürchten, oder ihnen auch die gestohlnen Sachen abkaufen. Es soll daher in Graubündten gar nichts seltenes seyn, Haufen von Zigeunern entweder an der Landstraße, oder in der Nachbarschaft von Dörfern hingelagert, oder schmausen und tanzen zu sehen; und man versichert uns sogar, daß sie häufig vorüberreisende Säumer und Bauern zu ihren Schmäusen einladen, und daß diese auch kein Bedenken tragen, an den lustigen Gelagen der Landstreicher Theil zu nehmen. Wenn die Einbrüche zu schnell auf einander folgen, so stellt man von Zeit zu Zeit eine Vagabonden-Jagd an, und haut einem, oder dem andern zum Schrecken der übrigen den Kopf ab, welches noch vor wenigen Wochen geschehen war. Nach einem solchen schreckenden Beyspiel entfernt sich ein

Theil der Vagabonden in die benachbarten Länder, oder zieht sich auch in das sogenannte Oberland, das ist, in die hohen Bergthäler zurück, die gegen den Ursprung des Rheins hinauf laufen, und die wir morgen zu durchwandern anfangen wollen. In diesen Bergthälern muß es fast unmöglich seyn, der Gegend kundige Flüchtlinge zu haschen, weil sie nicht nur viele den Nachsetzenden unbekannte, oder unzugängliche Höhen, und Schlupfwinkel enthalten, sondern auch nach allen Seiten hin gegen Glaris, Uri, und Italien Ausgänge haben.

Ungeachtet in Graubündten viele Gemsjäger sind; so halten doch die vornehmen Liebhaber der Jagd gelernte Teutsche Jäger: auch sind die Tyrolischen Scharfschützen der Sage nach viel geschickter, als die Bündtnerischen Gemsjäger. Die Tyrolischen und Bündtnerischen Gemsjäger sind, wie die Wallisischen und Savoyschen, in dem Zustande eines beständigen Krieges, und auf den Gränzgebirgen fallen manche Gefechte vor, die keiner Obrigkeit bekannt, und von keiner Obrigkeit geahndet werden. Die Tyrolischen Jäger streifen viel häufiger in das Bündtnerische, als die Bündtnerischen in das Tyrolische hinein. Noch vor wenigen Jahren machte sich ein ungewöhnlich starker, behender, muthiger und geschickter Scharfschütze aus Tyrol in einem großen Theile von Bündten, und den angränzenden Landen furchtbar. Dieser herculische Jäger wagte sich bey hellem Tage, und ganz ungescheut in die Gebirge und Thäler des Prettigäu, und durchzog sogar die Berge und Wälder,

die der Abtey Pfeffers gehören. Ganze Haufen von Bauern, die ihn bemerkten, hatten nicht Herz genug, ihn anzugreifen, indem sie seine Stärke, seine fast nie fehlende Geschicklichkeit im Schießen, und die Trefflichkeit seiner gezogenen Doppelt-Flinte kannten. Weil er auf den Bergen des Closters Pfeffers, wie auf seinem Eigenthum jagte; so erklärte der Fürst den kühnen Räuber für vogelfrey, und setzte demjenigen, oder denjenigen eine große Belohnung aus, die ihn gefangen nehmen, und einliefern würden. Der Tyrolische Schütze ließ sich durch diesen Closterbann so wenig abschrecken, daß er vielmehr bey hellem Tage allein hinging, und die Bannschrift von dem Orte, wo sie angeschlagen war, mit eigner Hand abriß. Da der Fürst von Pfeffers seinen Gegner mit offenbarer Gewalt nicht überwinden konnte; so schloß er einen sichern Frieden mit demselben, und nahm ihn in seine Dienste. Es gefiel aber dem Tyroler nicht lange im Dienste des Closters, und er gieng wieder in sein Vaterland zurück.

Das Wetter ist schon diesen ganzen Nachmittag trübe, und stürmisch, und man fürchtet, daß wir einige regnichte Tage bekommen werden. Diese ungewisse Witterung hat uns endlich in dem Vorsatze bestätigt, den Rheinwald nicht zu besuchen: eine Reise, die uns drey Tage mehr wegnehmen würde, als wir zu unserer Bergreise überhaupt bestimmt haben. Wir geben aber die Besuchung der Gletscher des Hinter-Rheins nicht bloß deswegen auf, weil wir schlechtes Wetter fürchten, und nicht mehrere Tage über die

bestimmte Zeit ausbleiben können; sondern weil uns auch bange ist, daß ein Zusatz dreytägiger Beschwerlichkeiten zu denen die wir schon überstanden haben, und noch überstehen müssen, bevor wir nach Bern zurückkommen, unserer Gesundheit nachtheilig werden könnte.

Urseren, am 9. Aug.

Wir haben gestern unsere Bündtnerische Reise viel glücklicher, mit viel weniger Unannehmlichkeiten, als wir erwartet hatten, geendigt. Ich eile, um hier noch eine kurze Beschreibung davon machen zu können.

Wir brachen vorgestern um 6 Uhr in der Begleitung eines Bündtnerischen Führers auf, der alle unsere Sachen auf ein Saumroß gepackt hatte. Als wir ausgiengen, war der Himmel noch immer trübe, und die an den Bergen hängenden Wolken verkündigten nahen Regen, der uns auch wirklich einigemal, wiewohl nicht lange und heftig überfiel. Gegen Mittag klärte sich der Himmel auf, und dieser heitere Himmel umwölkte sich nie auf eine drohende Art wieder. Auch macht man uns Hoffnung, daß wir noch eine Zeitlang beständiges Wetter haben werden.

Die Reise durch den obern, oder grauen Bund, von der Vereinigung der beiden Rheine an bis an den Ursprung des Vorder-Rheins, und von da durch die Oberalp nach Urseren ist eine der interessantesten, die man in der gebirgigen Schweiz, so weit ich sie kenne, machen kann. Die Bergthäler, die man auf die-

sem Wege durchwandert, vereinigen alle große, und alle sanftere Schönheiten der Natur in einem höhern Grade, als ich sie bisher vereinigt gefunden habe. Man sieht nicht blos, wie auf andern Bergreisen, fruchtbare Wiesen und Alpen, einsame und dunkle Wälder, reißende Bergwasser, und ungeheure Abgründe, die sie ausgehöhlt, oder noch schrecklichere Trümmer von Gebirgen und Felsen, die sie herabgeschwemmt haben: nicht blos abgeschnittene Felswände, und kühne Wasserfälle, oder prächtige Gletscher und Schneeberge: sondern man sieht auch, was man auf ähnlichen Bergreisen sonst nicht wahrnimmt, häufige Ruinen von Bergschlössern, die man, glaube ich, weder in der Schweiz, noch in Teutschland auf einem gleichen Raume in so großer Zahl antrifft: überraschend schöne und angebaute Gründe, fast aneinander hängende Pflanzungen von Obstbäumen, und eben so häufige Getraidefelder. Die letztern laufen beynahe bis an den Ursprung des Vorder-Rheins hin, gewähren aber nie einen mehr bezaubernden Anblick, als wenn man sie auf den Höhen, oder an steilen Abhängen von Bergen findet, die man aus der Tiefe kaum zugänglich, oder höchstens Ziegenhirten und deren Heerden zugänglich geglaubt hätte. Durch diese Mischung der wilden, und bezähmten odrr verschönerten Natur unterscheiden sich die Thäler, welche der Vorder-Rhein durchströmt, von der Gotthards-Straße eben so sehr, als diese jene durch die Folge von kühnen Brücken, durch den furchtbaren Weg zwischen den Schöllenen, und

durch die betäubenden Wasserfälle der Reuß übertrifft, mit welchen die des Vorder-Rheins gar nicht zu vergleichen sind.

Der Weg zwischen Chur und Reichenau kann noch nicht als der Anfang der Bergreise durch den obern Bund angesehen werden. Gebirge und Thäler sind denen zwischen Zizers und Chur vollkommen ähnlich, und die Straße läuft auch fast so eben, als die Chaussee vor Chur fort. Am meisten unterscheidet sich diese Strecke durch zehn oder zwölf kegelförmige, und abgerundete Hügel, die in ungleichen Entfernungen einzeln da stehen, als wenn sie durch Menschenhände zusammengetragen wären. Besson glaubt, daß das ganze Thal vormals eben so hoch, als diese regelmäßigen Haufen von Steinen und Kies gewesen, und daß es durch reißende Ströme so tief, als es jetzo ist, ausgehöhlt worden sey, die noch übrigen Hügel ausgenommen, die von den Fluthen verschont worden. Wenn durch diese Thäler Gewässer jemals so hoch giengen, als die Hügel erhaben sind; so würde ich eher glauben, daß die Hügel zusammengeschwemmt worden, als daß sie Ueberbleibsel eines weit höhern ausgespülten Thales seyen. Die Erhöhungen aber mögen entstanden seyn, wie sie wollen; so ist es immer auffallend, daß sich dergleichen in den übrigen flachen Thälern nicht finden, durch welche die Ströme, die solche Haufen zusammenschwemmen, oder stehen lassen konnten, nothwendig ausfliessen mußten.

Mit gespannter Aufmerksamkeit näherte ich mich dem Platze, wo man den Zusammenfluß beider Rheine am besten übersehen kann, entweder weil mir diese Vereinigung auf eine gewisse Art der Ursprung des berühmten Flusses zu seyn schien, oder weil ich lebhafter, als vorher, fühlte, daß ich von seiner Quelle nicht mehr entfernt sey. Beide Arme des Rheins scheinen ungefähr gleich stark zu seyn, und um desto sonderbarer ist es, daß der gemeine Mann den Vorder-Rhein mehr für den wahren Rhein hält, als den Hinter-Rhein, ungeachtet dieser aus einer größern Ferne, und von größern, und berühmtern Gletschern herabkömmt, als der Vorder-Rhein. Nicht weniger seltsam kommt mir dieses vor, daß man zwey Gletscher-Wasser, die in so beträchtlichen Entfernungen von einander entspringen, mit demselbigen Namen belegt, und als Arme ein und eben desselbigen Stroms angesehen hat. Beym Zusammensturze werfen beide Rheine freylich schäumende Wellen, aber doch lange nicht so hohe, als ich geglaubt hatte. Viel gewaltiger sind die Strudel, welche der Vorder-Rhein kurz vorher bildet, ehe er sich mit dem Hinter-Rhein vereinigt. Er stürzt nämlich mit einem großen Theil seiner Gewässer gegen einen breiten und hervortretenden Felsstock, in welchen der Fuß des nächsten Gebirges ausgeht, und an welchem er noch viele Jahrhunderte zu nagen haben wird, bevor er ihn aus dem Wege räumt. Wir stiegen an die Ufer des Hinter-Rheins hinab, um sein Geschiebe zu untersuchen, das aus lauter kleinen abgerundeten, sowohl harten, als

welchen Steinen von allerley Art besteht. Ich steckte einige saubere Quarzstücke zu mir, um dadurch in der Folge das Andenken meiner Gegenwart an den Ufern des Hinter-Rheins zu erneuern.

Wenn ich die gräßliche Tiefe ausnehme, in welcher man eine Zeitlang den schäumenden Rhein fliessen hört; so entdeckt man selbst zwischen Reichenau und Trims keinen Gegenstand, der einen fühlen machte, daß man zwischen Hochgebirgen umher irre. Die silberhellen Bäche, die an den Bergen zur rechten Hand entspringen, fließen häufig über glänzende grüne Steine fort, die ich nach dem bloßen Anblick für Serpentine hielt, von welcher Steinart der Herr Minister von Salis uns sagte, daß ein großer Theil der Bündtnerischen Berge daraus bestehe. Schon zwischen Reichenau und Trims begegneten wir einigen Familien von sogenannten Zigeunern, die aber kein sehr furchtbares Ansehen hatten. In Trims, wo zuerst Romanisch geredet wird, erhielten wir ein leidliches Mittagessen.

Der Weg zwischen Trims und Jlanz ist schon ungleich merkwürdiger, als der von Reichenau nach Trims. Nicht weit hinter diesem Orte steht in der Bergkette, an welcher man weggeht, ein senkrecht abgeschnittener Fels von einer so außerordentlichen Höhe, dergleichen ich in der ganzen Schweiz nicht gesehen habe. Man müßte in der That einen sehr starken Kopf haben, wenn man unter dieser Felswand stehen, und sie in ihrer ganzen Höhe betrachten könnte, ohne einen Ansatz von Schwindel zu em-

pfinden. Wenn ich diesen felsigen Berg mit andern vergleiche, deren Höhe gemessen ist; so scheint es mir fast, als wenn seine senkrechte Wand wenigstens zweyhundert Klafter hoch seyn müßte. Hinter dem Flecken Flims sahe ich auf meiner jetzigen Reise zum erstenmale mächtige Gletscher, und solche Schneeberge, die nicht bloß an einigen Stellen, sondern von ihren Gipfeln an nach allen Seiten tief herab mit Schnee bedeckt waren. In dem einen der beiden Schneeberge, die sich hinter Flims erheben, ist ein Loch, durch welches die Einwohner von Elm im Canton Glaris jährlich zweymal am dritten März und am St. Michaelis Tage die Sonne durchscheinen sehen. Die Oeffnung, welche die Natur durch den ganzen Felsen gemacht hat, soll so groß seyn, daß ein Haus bequem hineingesetzt werden könnte. Die Einwohner von Flims, so nahe sie auch den Gletschern und Schneebergen wohnen, werden doch für die schönsten in ganz Graubündten gehalten; und man glaubt, daß sie diese unterscheidende Schönheit der Lage ihres Orts zu danken hätten, der den größten Theil des Tages durch von der Sonne beschienen wird. Wenn man das waldige Gebirge überstiegen hat, nach welchem die Gemeinen über und unter dem Walde abgetheilt werden; so kommt man an eine Ravine oder Bergspalte, deren Tiefe vielleicht der Höhe der Felswand hinter Trims gleichkommt, und die gewiß von dem Bergwasser ausgespült worden ist, das noch immer durch diesen gräßlichen Schrund dem Rheine zugeleitet wird. Im Winter muß der Weg zwischen diesem

Abgrunde, und dem nahen Gebirge sehr gefährlich seyn, weil mehrere Güsse oder Läger von Felsstücken, und abgebrochenen Baumstämmen, dergleichen die Lauinen zurücklassen, zeigten, daß häufige Lauinen von der Seite des Gebirges in die Tiefe des Abgrundes hinabstürzen. Das Thal, in welches man von dem Waldgebirge hinabkommt, und das sich bis nach Ilanz hinaufzieht, ist noch viel fruchtbarer, und angebauter, als das Haßli-Thal, und überrascht den Wanderer eben so angenehm, als dieses, weil man, ehe man es erreicht, eine Zeitlang in einer öden menschenleeren Gegend, und zwischen traurigen Tannen-Wäldern umherirrt. Dies schöne Thal, dem man den nicht schönen Namen der Grube gegeben hat, soll funfzehn Ortschaften enthalten, und bietet allenthalben eine liebliche Mischung von Feldern, Wiesen, und ländlichen Gärten dar. In den beiden Gebirgketten, womit das Thal eingeschlossen ist, sind viele Schneeberge, deren Namen wir aber von den Einwohnern nicht erfahren konnten. Die südliche Gebirgkette öffnet sich an mehrern Stellen, und gewährt einen Blick in lange und schmale Seitenthäler, die meistens von Schneebergen geschlossen werden. In Ilanz kehrten wir bey der verwittweten Ammannin ein, deren Haus durch seine Größe, durch die Breite, und Länge seiner Gänge und Zimmer, und selbst durch die zum Theil prächtigen Möblen eher einem alten Schlosse, als einem Gasthofe ähnlich sieht. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß manche Möblen aus einem, oder dem andern der alten Schlössern ab-

stammen, die auf den Bergen in der Nachbarschaft von Ilanz zerstreut liegen. Das Abendessen, die Betten, und das Frühstück waren in Ilanz so beschaffen, daß man auch außer Graubündten damit hätte zufrieden seyn können.

Die romantischste und malerischste Strecke des ganzen Weges durch den obern Bund ist diejenige, die wir am Morgen, und Vormittage des siebenten Augusts zwischen Ilanz und Trims zurücklegten. Weil die Brücke, die eine Stunde oberhalb Ilanz über den Rhein führt, vor kurzem weggerissen war; so mußten wir bis zur folgenden Brücke an der linken Seite des Rheins bleiben. Der unserm Führer eben so wenig, als uns bekannte Fußsteig brachte uns auf den letzten Abhang des mit hohen Tannen dicht bewachsenen Gebirges, das bis an den Rhein hinabläuft, und dessen angefressener Fuß eine lange Strecke die hohen und steilen Ufer des reißenden Flusses bildet. Der wenigbetretene Pfad ist aber selbst an solchen Stellen nicht gefährlich, wo er beynahe den Rand des Ufers berührt, weil auch dieses mit Bäumen, oder Gebüschen besetzt ist. Man hat Stundenlang den tobenden Rhein unmittelbar zur Seite, und auch dann, wann man ihn vor dem dichten Gesträuche nicht sieht, hört man sein Brausen so laut, daß man seine Nachbarschaft keinen Augenblick aus den Gedanken verlieren kann. Etwa eine Meile hinter Ilanz legt der Rhein die Gestalt eines Flusses ab, und wird einem mächtigen Gletscher-Bache ähnlich, der nicht mehr in einem meistens freyen Bette fließt,

sondern sich beständig über große Felsstücke schäumend dahinwälzt. Auch der trockene Theil seines Betts, den er nur nach einem schnellen und starken Schmelzen von Schnee, und Gletschern überströmt, ist fast allenthalben mit Granitblöcken, oder mit kleinern Stücken von Granit, oder Gneis belegt; doch trifft man hin und wieder beträchtliche Sandbänke, und sogar Streifen von weichem Schlamme an, der nicht anders, als aus den aufgelösten thonartigen Bestandtheilen der harten Gesteine entstehen kann. An einer Stelle sahen wir einen kleinen Haufen von äusserst feinem und zarten Glimmersande, oder vielmehr Glimmerstaub, mit welchem wir nachher an der rechten Seite des Rheins, wo die obern Schichten der Gebirge aus Gneis oder Glimmerschiefer bestehen, den Weg Viertel- und halbe Stunden lang dicht überstreut fanden. Man geht auf dem weichsten Rasen nicht so sanft, als auf Fußsteigen, die einige Zoll hoch mit zartem Glimmerstaube bedeckt sind. So oft das waldige Ufer sich öffnete; so sahen wir auf den Höhen, und an den Seiten des gegenüberliegenden Gebirges entweder Trümmer von Bergschlössern, oder einzelne Hütten, oder ganze Dörfer mit reifenden Fruchtfeldern umkränzt, die sich bisweilen so schief gegen das Thal neigten, als wenn sie sammt den Wohnungen ihrer Besitzer in die Tiefe herabgleiten könnten. Auch an der linken Seite wich das Gebirge nie in einiger Entfernung von dem Ufer des Rheins zurück, ohne daß man die daher entstehenden Zwischenräume benutzt, und mit einer, oder mehrern

Hütten bebaut hätte. Nicht weit von der zweyten, oder jetzo vielmehr ersten Brücke, die von Ilanz an über den Rhein gebaut ist, findet sich der höchste und reichste Wasserfall, den wir auf unsrer Reise durch das Bündtnerische Oberland angetroffen haben. Wir hörten das Getöse desselben wenigstens eine gute halbe Stunde vorher, ehe wir den Fall selbst entdeckten. Als wir an den Bach kamen, in welchem sich der Wasserfall wieder sammelt, bemerkten wir zwar, daß ein mächtiges Waldwasser sich über eine mehrere hundert Schuh hohe Felswand schäumend herabwarf, und zum Theil in weit umherfliegende Staubwolken aufgelöst wurde; allein wir konnten uns wegen des beschwerlichen Zugangs dem Sturze selbst nicht so sehr nähern, daß wir ihn mit andern Wasserfällen hätten vergleichen können. In Truns kehrten wir bey dem Herrn Landammann von Casanova ein, der uns in kurzer Zeit ein gutes Mittagessen verschaffte, und in uns abermals die Bemerkung veranlaßte, daß die Nachrichten der Reisenden von der Armseligkeit, und Unreinlichkeit in Graubündten sehr übertrieben seyen.

Zwischen Truns, und dem Closter Disentis müssen die Berge, die Bündten und Glaris scheiden, in ihrem Innern aus Granit bestehen. Wir beobachteten dies zuerst in dem breiten Bett eines Gletscherbachs, der von der nördlichen Gebirgkette herabkam, und eine ungeheure Menge von Granitblöcken herabgeschwemmt hatte, unter welchen nicht wenige viele Centner schwer waren. Eine andere unverwerfliche Probe von den Bestandtheilen der Gränzgebirge zwi-

schen Glaris und Bündten, ist der in seiner Art einzige Haufe von Granitmassen, die etwa eine Stunde vor Disentis nahe an dem rechten Ufer des Rheins, und dem an diesem fortlaufenden Wege liegen, und die nicht anders, als durch den Einsturz eines Granitfelsens an ihren gegenwärtigen Platz gekommen seyn können. Gegen diesen Haufen von Granittrümmern erschien der, den ich vormals hinter der Teufelsbrücke anstaunte, in meiner Erinnerung nicht viel mehr, als ein Klumpen von Gries und kleinen Steinen, dergleichen ein mäßiger Bach zusammenschwemmen kann. Mehrere Stücke unter den Bündtnerischen Granitblöcken sind höher und größer, als die Häuser der nächsten Thalbewohner, und neigen oder stützen sich an benachbarte Felsmassen auf eine solche Art an, daß in den Höhlen, die sie bilden, eine ganze Gesellschaft Schutz gegen Regen finden könnte. Andere liegen an so steilen Plätzen, und scheinen dem Uebergewicht so nahe zu seyn, daß man fürchtet, sie möchten in dem Augenblick, wo man vorüber eilt, sich zu bewegen anfangen, und alles, was sie anträfen, mit sich in den Rhein hinunterreißen. Alle diese Massen sind mit einem grünlich dunkeln Moose so dicht überzogen, daß man nach dem bloßen Anblick die Steinart, woraus sie bestehen, nicht erkennen kann: übrigens enthalten sie, so viel ich gesehen habe, nicht die geringste Spur von Verwitterung. Ein hoher und prächtiger Granitberg würde in mir lange nicht das Erstaunen, und die mancherley Betrachtungen erregt haben, welches diese Fels-Ruinen

hervorbrachten. Bey dem Anblicke solcher durch keine menschliche Kraft zu bewegenden Trümmer geht man in Gedanken nicht bloß in die unnennbaren Zeiten zurück, wo die ursprünglichen Gebirge sich bildeten, sondern man denkt auch an die schrecklichen Revolutionen, wodurch solche Trümmer von den Felsen, zu denen sie gehörten, abgerissen wurden, und dann an die Unzerstörbarkeit, mit welcher sie selbst als Ruinen allen Angriffen der Luft und Witterung, der Hitze und Kälte, Jahrhunderte oder Jahrtausende durch getrotzt haben, und noch lange trotzen werden. Vielleicht umwohnten diese Trümmer schon manche Nationen, deren Namen die Geschichte nicht kennt; und noch wahrscheinlicher ist es, daß alle Denkmäler menschlicher Kunst und menschlichen Fleisses, welche die Erde jetzo trägt und bewundert, lange verschwunden seyn werden, bis die Zeit die Granitmassen bey Disentis verzehren wird. Selbst alsdann, wann ein ähnliches Erdbeben, als wodurch sie vielleicht an ihren gegenwärtigen Platz geschleudert wurden, sie in das Bett des nahen Rheins werfen sollte, selbst alsdann werden die zürnenden Fluthen viele Menschenalter durch über sie dahinstürzen, bevor sie dieselben werden auflösen, oder zertrümmern können.

Wenn wir nicht von Pfeffers aus ein Empfehlungs-Schreiben an einen der Ordensbrüder in Disentis mitgebracht, und der ehrwürdige Fürst uns nicht in sein Stift eingeladen hätte: so würden wir in dem Flecken Disentis gewiß ein sehr elendes Nachtlager

gefunden haben. Der erste Gasthof in Disentis war so unreinlich, daß er uns nicht anders, als in der äußersten Noth zu bewohnen schien; und der Inhaber des zweyten, der, wenn ich nicht irre, ein Landschreiber, oder doch sonst eine obrigkeitliche Person ist, konnte uns nicht aufnehmen, weil seine Frau an demselbigen Tage ins Kindbett gekommen war. Weil wir erst gegen acht Uhr im Closter anlangten, so hatten der Fürst, und die übrigen geistlichen Herren schon lange ihre Abendtafel aufgehoben. Der Fürst, der uns sehr gnädig empfing, befahl aber, daß uns bald ein Abendessen bereitet, und dann einem jeden sein Bett angewiesen würde. Es freute mich sehr, unter den ehrwürdigen Vätern von Disentis den Pater Placidus kennen zu lernen, der unstreitig einer der geübtesten Bergsteiger, und Bergkundigen in ganz Graubündten ist. Dieser treffliche Mann hat alle umliegende Thäler durchforscht, und alle, auch die höchsten und gefährlichsten Eisberge und Gletscher erklimmt, um eine richtige Charte von der benachbarten Gegend entwerfen zu können. Erst vor einigen Tagen war er von der Spitze des Tödiberges zurückgekommen, von welchem er mit Recht zweifelt, ob er vor ihm bestiegen worden. Bevor der P. Placidus und der Gemsjäger, der ihn begleitete, die oberste Höhe des Tödiberges erreichten, mußten sie mehrere Stunden lang in die fast senkrecht abhängenden Gletscher, die mit tiefen Schründen durchschnitten waren, Stuffen einhauen, um ohne augenscheinliche Lebensgefahr höher steigen zu können. Die

Luft war auf den Gletschern, und der Spitze des Tödlberges so scharf, daß dem ehrwürdigen Vater sowohl, als seinem Begleiter mehrere Tage lang das Gesicht heftig davon aufgeschwollen war. Auf der Höhe des Tödlberges war der P. Placidus über alle übrige Bündtnerische, und selbst Urnerische Berge weit erhaben, und daraus schloß er mit Recht, daß der Tödi zu den höchsten Eisbergen in der ganzen Schweiz gehöre. Der dienstfertige Naturfreund war so gütig, mir ein kleines Stück von einem Steine zu schenken, den er von der Spitze des Tödi mitgebracht hatte, und der unläugbar kalkartig war. Dieser lehrreichen Seltenheit fügte der gütige Geber noch einige äußerst merkwürdige Crystallisationen hinzu, die er an den Ufern des Mittel-Rheins gefunden hatte; und er würde diese schätzbaren Geschenke noch mit andern Merkwürdigkeiten seiner Sammlung vermehrt haben, wenn wir uns nicht gefürchtet hätten, unserm Pferde auf den rauhen Wegen, die uns bevorstanden, noch neue, wenn gleich geringe Lasten aufzubürden.

Dem äußern Ansehen nach ist das Closter Disentis nicht einmal so reich, als das Closter Pfefers. Beide haben durch die Verschwendung, und Nachlässigkeit ihrer ehemaligen Vorsteher, noch mehr aber durch fremde Gewalt an Rechten und Gütern verloren. Das Closter Disentis hatte unter andern bis 1737 den Fruchtzehnten in dem ganzen Hochgericht dieses Namens. In dem angeführten Jahre aber zwangen die Landleute das Closter, daß es die-

sen einträglichen Zehnten um 32000 fl. verkaufen mußte, so wie es schon vorher mehrere andere Vorrechte, und Einkünfte gegen willkührlich festgesetzte Preise hatte abtreten müssen. Wenn das Closter sich geweigert hätte, den Landleuten den Zehnten zu überlassen; so würde es in Gefahr gewesen seyn, bestürmt zu werden. Man sage also ja nicht mehr, daß Eigenthum, und wohlhergebrachte Rechte in demokratischen Verfassungen heilig seyen!

Dem Closter gerade gegenüber öffnet sich das enge und Sehrohr-ähnliche Medelser-Thal, aus welchem der Mittel-Rhein herauskommt, und an dessen Ende der Santa Maria- oder Lukmanierberg mit seiner glänzenden ewig beschneyten Scheitel steht. Der gemeine Mann weiß in diesen Gegenden eben so wenig von dem Lukmanier, als vom Crispalt, der gleichfalls im Romanischen einen andern kaum erkennbaren Namen hat. Der Weg über den Lukmanier soll viel bequemer, als die Straße über den Gotthart seyn, ungeachtet der erste dieser Berge viel höher, als der andere ist. Dies ist nicht das einzige Beyspiel in Graubündten, und den benachbarten Gegenden, daß ein höherer Berg leichter, als ein weniger hoher zu bereisen ist. So ist der Weg über den Albula, oder, wie man in Graubündten gemeiniglich sagt, über den Elbulaberg viel beschwerlicher und gefährlicher, als der über den höhern Bernina, weil Reisende auf dem erstern nicht selten von so heftigen und kalten Winden, und Schneegestöbern überfallen werden, daß Menschen und Thiere davon er-

starren, oder ersticken. Nirgends sind Kornleitern, die schon in mehrern Reisebeschreibungen abgezeichnet worden sind, häufiger, als um Disentis; denn in diesen hohen, und kalten Gegenden werden sie nicht bloß zum Trocknen und Aufbewahren, sondern auch zum Reifen des Getraides gebraucht, wenn die Erndte so spät fällt, daß die Frucht auf dem Halme ihre gehörige Zeitigung nicht erhalten kann.

In Tavetsch konnten wir eben so wenig, als in den meisten übrigen Oertern, die wir in den letzten Tagen berührten, Milch erhalten, weil die Heerden jetzo auf den höchsten Alpen weiden. Unter den Männern, die haufenweise aus der Kirche kamen, (denn man hatte eben Gottesdienst gehalten,) waren mehrere vorzüglich groß und stark, und einige redeten auch französisch, weil sie lange in Frankreich gedient hatten; allein wir sahen hier, so wie auf dem übrigen Wege von Chur her keine Mannspersonen, die von Cörper und Gesicht schön gebildet gewesen wären. Unter den Weibern und Mädchen, die uns aufstiessen, waren nur zwey, die man etwas mehr, als leidlich, nennen konnte; die Kinder hingegen waren ohne Ausnahme häßlich, aufgedunsen, und kachektisch von Farbe und Bildung. Diese Häßlichkeit der Kinder ist allem Vermuthen nach die Wirkung der eckelhaften Unsauberkeit, in welcher sie aufgezogen werden. Tavetsch ist von Selva fast eine Stunde, und Selva von einer Alp, die an dem Fuße des Crispalt liegt, fast eben so weit entfernt; und doch rollte vor etwa vierzig Jahren eine so ungeheure Lauine von dem

letztern Berge herab, daß dadurch fast das ganze Dorf Tavetsch bedeckt, die meisten Häuser niedergeworfen, und gegen sechszig Personen erschlagen wurden. Wenn man den Abstand des Dorfes vom Crispalt sieht; so muß man es fast für unmöglich halten, daß eine Schneemasse von einem so entfernten Berge sich bis nach Tavetsch hinabwälzen, und so große Verwüstungen anrichten konnte. Auch hatte man in Tavetsch nie daran gedacht, daß man vom Crispalt so etwas zu fürchten habe, und denkt auch jetzo eben so wenig daran, als wenn sich nie wieder ein solches Unglück zutragen könnte, dergleichen sich zu der Väter Zeiten wirklich eräugnet hat.

Von Tavetsch nach Selva begleitete uns der Pfarrer des letztern Orts, der ein Ordensgeistlicher aus Disentis ist, und gegen Reisende eine doppelte Gefälligkeit übt, indem er sie nicht nur, so gut er kann, bewirthet, sondern sie auch auf den Crispalt, und Baduz begleitet. Diese beiden hohen Berge sind gleichsam die Gränzpfeiler des langen Thals, das sich von Reichenau an, dem Laufe des Rheines nach, bis nach Selva und Chiamut *) hinaufzieht. Beide Berge sind durch eine breite und beschwerlich zu ersteigende Alp getrennt, indem wir fast zwo Stunden brauchten, um von Selva an den Ober-Alp-See zu kommen, der gleich hinter dieser Alp liegt. Der Crispalt steht zur Rechten des Thals, und spaltet sich

*) Ein Haufe von wenigen Häusern, der noch höher, als Selva liegt.

gleich dem Baduz in mehrere Spitzen, unter welchen die zweyte, oder entferntere viel höher, als die erstere, diese aber steiler, als jene abgeschnitten ist. Die beiden Spitzen des Crispalt, wenn anders nicht die höhere einen besondern Namen hat, sind durch eine große Kluft getrennt, die noch mit Schnee ausgefüllt war; die vordere Spitze hingegen war ganz schneelos. Der bloße Anblick zeigt, daß der Baduz viel höher, als der Crispalt ist. Jener soll, wie der Pfarrer in Selva sagte, in sechs, und dieser in fünf Stunden zu ersteigen seyn. Der Baduz war noch weit herab mit Schnee bedeckt.

Gegen Selva hin wird der Vorder-Rhein so schmal, daß man darüber hinspringen kann. Unsere jungen Freunde stiegen an dem hohen und steilen Ufer hinab, um das Vergnügen zu haben, den Rhein übersprungen zu haben. Der dienstfertige Pfarrer von Selva verschaffte uns durch seine mitwirkende Vorsorge, und haushälterische Geschäfftigkeit ein besseres Mittagsessen, als wir erwartet hatten; allein am Caffee merkten wir, daß der Geschmack an diesem ausländischen Getränk noch nicht in die höchsten Bündtnerischen, wie in die übrigen Thäler Helvetiens eingedrungen sey. In Selva sind alle Mauern aus Bruchstücken von Granit und Gneis aufgeführt. Nahe beym Pfarrhause entdeckte ich in einer Mauer den merkwürdigsten Stein, der mir auf unserer ganzen bisherigen Reise vorgekommen ist. Dieser Stein war ein etwa zwey Fuß langes, und drey viertel Schuh dickes Gneis-Stück, das aus lauter dünnen,

und gleichen horizontalen Schichten, die höchstens einen Sechstel Zoll im Durchmesser haben mochten, so zusammengesetzt war, als wenn eine jede Schichte auf die andere sorgfältig hingegossen worden wäre. Mit großer Mühe brachte ich mit dem Hammer ein Stückchen herunter, das ich Ihnen bey meiner Rückkunft vorzeigen will.

Als wir nach Tische von Selva aufbrachen, ging der Pfarrer bis an die Stelle mit, wo man den Rhein als ein unbedeutendes Gletscherwasser an den schwarzen Felswänden des Baduz herabfallen sieht. Wir hätten nur zwo, höchstens drey Stunden gebraucht, um an den kleinen See zu kommen, der unter den höchsten Felswänden und Spitzen des Baduz liegt, unaufhörlich von dem Schnee und Eise des Baduz gefüllt wird, und das, was er von oben empfängt, an seinem Ausflusse unter dem Namen des Rheins wieder ausgießt; allein wir konnten diese wenigen Stunden nicht entbehren, weil wir alsdann Urseren nicht mehr erreicht hätten. Der kleine See auf dem Baduz, der kaum 300 Klafter im Umfange haben soll, wird von den Einwohnern dieser Gegenden mit Recht als die wahre und höchste Quelle, und die Schneemassen, und Gletscher des Baduz als die Ernährerinnen des Vorder-Rheins angesehen. An der Seite der Alp, die zwischen dem Baduz und Crispalt liegt, rauscht ein Bach herab, der sich bald mit dem Gletscherwasser vereinigt, das aus dem See des Baduz kommt. Wenn man diesen Bach auch als eine Quelle des Vorder-Rheins gelten läßt; so kann

man ihn doch nicht als die höchste, und noch viel weniger, als die einzige ansehen. Noch weniger begreife ich, wie man diesen Bach vom Crispalt ableiten konnte, da er auf der schon mehrmalen erwähnten Alp Nourchelas, und noch dazu an der Seite entspringt, die vom Crispalt abgekehrt, und dem Baduz am nächsten ist. Da der Weg aus Graubündten nach Urseren den ganzen Sommer offen ist, und die Quellen des Vorder-Rheins so nahe an dieser Straße liegen; so muß man billig darüber erstaunen, daß alle Erd-Beschreiber, und selbst die Schweizerischen den Vorder-Rhein vom Crispalt abgeleitet haben. Noch mehr aber ist es zu verwundern, daß man den Bach, der von der Alp zwischen dem Crispalt, und dem Baduz herabkommt, aus dem in dem tiefen Thale hinter dieser Alp liegenden Ober-Alp-See ausfließen ließ, wie Fäsi und andere thaten, und daß man also in diesem See nicht bloß eine der Quellen der Reuß, sondern auch des Rheins suchte. Man kann es endlich als eine geographische Sonderbarkeit anführen, daß man den Luckmanier, und Crispalt, und nicht den Baduz als einen Hauptzweig des Gotthart-Gebirges zu beschreiben pflegt, da der Baduz mit dem Gotthart viel näher und genauer zusammenhängt, als die beiden vorhergenannten Berge, und da er als der Urheber der höchsten und ächten Quelle des Rheins ohne Vergleichung merkwürdiger, als der Crispalt ist.

Das Thal, in welches man von der Alp, die Uri und Bündten, so wie den Crispalt und Baduz

scheidet, hinabkommt, ist eine fürchterliche Einöde, die nach allen Seiten hin mit unersteiglichen Felswänden und Schneebergen umringt scheint, und zum Theil auch wirklich umringt ist. Eine Stunde lang, so weit sich nämlich der Ober-Alp-See erstreckt, rückt die Felsenkette, zu welcher der Baduz gehört, und dann das ihr gegenüberstehende steile Gebirge so nahe zusammen, daß die Kluft, die zwischen beiden übrig bleibt, ganz von dem eine halbe Stunde breiten Ober-Alp-See ausgefüllt wird. Der schmale gangbare Streifen, den der See an der rechten Hand nicht eingenommen hat, ist über und über mit grössern und kleinern Felsstücken belegt, die den Wanderer daran erinnern, daß er an jeder Stelle, wo solche Trümmer liegen, durch nachstürzende Steine erschlagen werden könne. Weil diese Ruinen, die sich Jahrhunderte lang aufgehäuft haben, und nur allein von der langsam zermalmenden Hand der Zeit weggeschafft werden, den ganzen Abhang des Gebirges bis an den See bedecken; so können hier nicht einmal Ziegen weiden. Man sieht also weder Heerden, noch Hirten, oder Sennhütten; und es ist, als wenn die Natur diese Wüste zur Gränzscheide von benachbarten Völkern bestimmt hätte. Auch sind die Teutschen Bewohner des Cantons Uri, und des Thals Urseren nie über den Ober-Alp-See, und die Romanischen Einwohner in Bündten nie über die Alp zwischen dem Crispalt und Baduz hinausgedrungen, um sich dort niederzulassen. Der Ober-Alp-See gehört dem Thal Urseren, und ist jetzo an den Landschreiber Meier in

Urseren an der Matt, bey welchem wir wohnen, auf acht Jahre für 305 Gulden verpachtet. Die Forellen dieses Sees werden für die schmackhaftesten in der Schweiz gehalten, welches Urtheil meine Reisegefährten, und ich nicht anders, als bestätigen können. Der See empfängt seine Wasser von allen umliegenden Bergen, vorzüglich aber vom Baduz, an dessen Felswänden er sich zunächst hinzieht, und den man also nicht bloß als den Vater des Rheins, sondern auch der Reuß ansehen kann. So entgegengesetzt aber die Richtungen sind, nach welchen die Reuß, und der Rhein fortfließen; so hat doch die Natur beiden Strömen ihren Lauf durch unzählige labyrinthische Thäler und Krümmungen auf eine solche Art angewiesen, daß ihre brüderlichen Gewässer, die zum Theil von demselbigen Gletscher, wenigstens von demselbigen Berge herabquillen, sich wieder mit einander vermischen, bevor sie das Land verlassen, in welchem beide entsprungen waren.

Wenn man den Ober-Alp-See hinter sich hat; so erweitert sich das Thal, und man fängt allmählich an, gegen die Ober-Alp hinzusteigen, die zu den besten Alpen der Thalleute von Urseren gehört, und von vielen für die beste unter allen gehalten wird. Auf dieser Ober-Alp stehen mehrere Sennhütten, die so geräumig, und sorgfältig gebaut, und von außen, wie im Innern so reinlich sind, daß man gleich an diesen einfachen Hütten sieht, daß hier ganz andere Menschen, als in den hohen Bündtnerischen Thälern wohnen müssen. Als wir vor den Sennhütten vorü-

hergingen, hatten sich eben die Heerden versammelt, um ihren Reichthum an Milch abzuliefern. Sennen und Senninnen hatten eine viel schönere, und frischere Farbe, und mildere und frohere Gesichtszüge, als wir an den Romanischen Einwohnern in Bündten wahrgenommen haben. Als wir die höchste Höhe der Ober-Alp erreichten, und dann nach Urseren hinabstiegen, hatten wir Anblicke, dergleichen man auch selbst zwischen hohen Gebirgen nur selten hat. Zu unserer Linken rauschte die Reuß in einer schauderhaften Tiefe, gegen welche die Ober-Alp sich so gäh hinabsenkt, daß man an manchen Stellen für sich selbst fürchtet, und sich nicht genug darüber wundern kann, daß schwere Kühe an solchen Abstürzen zu weiden im Stande sind. An eben dieser Seite sowohl, als vor uns hin glänzten in der Nähe und Ferne beschneyte Bergspitzen, und bläuliche Gletscher von den Strahlen der untergehenden Sonne, und vor uns hatten wir in gleicher Tiefe mit der Reuß das Urseren-Thal, und die Gebirgkette, womit dies Thal gegen Norden umzogen ist. Das Urseren-Thal fand ich diesmal nicht so lieblich, und grünend, als da ich es zum erstenmal erblickte, weil jetzo Heuerndte war, und der mit Heu bedeckte Boden von oben herab betrachtet wie versengt schien. Wir stiegen von der Ober-Alp fast eine Stunde herab, bevor wir Urseren erreichten. Der Fußsteig ist so steil, daß man sich mit Gewalt halten muß, um nicht in einen zu schnellen, und überstürzenden Lauf zu kommen. Noch viel beschwerlicher, als der Fußsteig, der an dem

obern Rande der Alp fortläuft, ist der schlüpfrige und mit Steinen bedeckte Weg, den unser Saumpferd und dessen Führer nehmen mußten. So einen sichern Schritt unser Pferd sonst hatte; so war es doch einmal gefallen, und wäre ohne seinen Führer vielleicht verloren gewesen. Herr Landschreiber Meier, dem der Gasthof zu den drey Königen gehört, erwartete uns, weil unsere Ankunft durch Briefe, nach denen wir uns den ganzen Tag gesehnt hatten, gemeldet worden war. Wir erhielten eine Abendmahlzeit, die wir in jeder großen Stadt herrlich genannt haben würden, und die uns um desto willkommner war, da wir in den letzten Tagen meistens nur zur nothdürftigen Stillung des Hungers gegessen hatten. Unsere Nachtruhe wurde durch die Reuß gestört, die unmittelbar unter unserm Fenster mit einem solchen Getöse herbrauste, daß es uns, ehe wir uns daran gewöhnten, mehrmal schien, als wenn sie durch heftige Gewitterregen angeschwellt, und uns sammt unserm Hause fortführen würde.

Im Spital auf der Grimsel,
am 11. Aug.

Es hat die letzte Nacht geregnet, und regnet noch immer so stark, daß wir es uns gar nicht einfallen lassen können, aus dem Hause zu gehen. Ich setze mich deßwegen hin, um für Sie das wichtigste von dem aufzuzeichnen, was wir seit unserer Ankunft in Urseren gesehen, und erlebt haben.

Nachdem ich vorgestern unsere Reise bis nach Urseren beschrieben hatte; so machten wir einen Spaziergang an die Teufelsbrücke, und in den Anfang der Schöllenen hinein. Die Felsmasse, durch welche das Urner-Loch gesprengt ist, besteht so wie die Felswände an der Teufelsbrücke, und in den Schöllenen, aus feinkörnigem und hartem Gneis, und vielleicht liegt darin der Grund, daß besonders die Felswände ein schieferartiges Ansehen haben, und nach Schieferart in Platten, freylich in dicken Platten zu brechen scheinen. Eine solche Platte hängt an dem obern Rande der Felswand jenseits der Teufelsbrücke gerade an der Ecke, um welche man in die Schöllenen hineingeht, und herauskommt. Diese Platte hat sich von der übrigen Felswand so weit abgelöst, daß sie bey einem heftigen Winde klappert, wie Ziegel, die auf hohen Gebäuden an dem einen Ende angenagelt sind. Dieses furchtbaren Geräusches ungeachtet, zieht man schon Jahre lang mit vollkommner Sicherheit unter der gefährlichen Felsmasse weg, die gewiß wenn sie einmal einstürzt, den unter ihr fortlaufenden schmalen Weg verderben, und wenn sie unglücklicher Weise etwas antrifft, alles zerschmettern wird. Ich stimme ganz den Naturforschern bey, welche annehmen, daß die Felsen des Gotthards durch irgend eine gewaltige Revolution mehr, als andere Berge zertrümmert, und wahrscheinlich dadurch der Bedeckungen von Kalkstein beraubt worden, mit welchem sie vorher überzogen waren. Eine solche Entblößung des ursprünglichen Kerns scheint mir um desto annehmli-

cher, da das Gebirge, das sich gleich rechts von der Reuß, und dem Urner-Loch nach Westen hinzieht, mit Kalkschichten bekleidet ist, unter welchen Hüllen fast gewiß Granit- oder Gneis-Felsen verborgen sind.

Die Gegend um die Teufelsbrücke fand ich diesmal viel weniger schrecklich, als im Jahre 1782, nicht bloß, weil meine Phantasie jetzo beym zweyten Anblicke mit ganz frischen Bildern höherer Felsen, und größerer Trümmer angefüllt war, sondern weil auch die öde Scene von der Sonne erleuchtet wurde. Wenn die große Natur, die hier zwischen nackten, schwärzlichen und unersteiglichen Felswänden an den ewig wiederhallenden Ufern der donnernden Reuß über die Trümmer ihrer dauerhaftesten Werke trauert, einen Reisenden so erschüttern soll, als ich das erstemal davon gerührt wurde; so muß der ganze Schauplatz wenigstens mit den ersten Schatten des kommenden Abends bedeckt seyn, indem die Morgensonne über die Wildniß um die Teufelsbrücke einen falschen Schimmer, oder eine Larve von Heiterkeit herwirft, wodurch ihre wahre Gestalt, wenn auch nicht vernichtet, wenigstens verzerrt wird. Eben der Sonnenglanz aber, der dem Total-Eindruck dieses erhabenen Naturstücks schadete, erhob die Herrlichkeit des Wasserfalls, den die Reuß nahe vor der Teufelsbrücke macht, unendlich weit über die Scene, die sich mir das erstemal an eben dieser Stelle beym schon ermattenden Tageslichte zeigte. Jetzo sah man, was ich das erstemal nur fühlte, daß die Staubwolken,

welche die schäumende Reuß emporwirft, weit über die Teufelsbrücke, und selbst bis über die noch höhere Straße hinaufsteigen. Zu den ganz eigenthümlichen Schönheiten dieses Wasserfalls gehört nicht die Höhe desselben, nicht der Reichthum des herabstürzenden Wassers, nicht die Gewalt, womit es in den Abgrund hinunterbraust, sondern der Regenbogen, so wie wir ihn vorgestern zwischen neun und zehn Uhr wahrnahmen. Dieser Regenbogen war nicht nur so lebhaft und vollständig ausgemahlt, als ich je einen gesehen habe; sondern er schien auch bald nahe an der gegenüberstehenden Felswand, bald aber über dem Wasser zu schweben, und spielte zugleich mit einem unaussprechlich süßen Zauber in eine kleine Felsritze hinein, als wenn sein überirdischer Farbenschmuck, und seine leichte wallende Bewegung dem Auge noch nicht mannigfaltige Ergötzung genug darböten. Bey diesem Gaukeln in die Felsritze war es, als wenn sein Blau gleichsam diluirt, oder sanft auseinander gezogen würde. Nicht weit hinter der Capelle, die, je nachdem man den Gotthart hinauf- oder hinabreist, beynahe am Ende, oder im Anfange der Schöllenen erbaut ist, und die mir ganz neu war, findet sich der gefährlichste Lauinengang auf der ganzen Gotthartsstraße. Hier öffnet sich nämlich ein enges, hohes, und steiles Bergthal gerade gegen den Weg, und schüttet im Winter und Frühling bisweilen in einer Stunde acht tödtende Lauinen aus. Es ist schon mehrmal geschehen, daß Vorüberreisende von solchen Lauinen über die Reuß weg so hoch an das

entgegengesetzte Ufer hinangeworfen wurden, daß man die Erschlagenen lange vermißte, weil man sie nicht in einer solchen Höhe suchte, als wo sie wirklich lagen. Wenn man andere Proben der Kraft von Schneeschlägen gesehen hat; so kommt einem die jetzt erzählte Wirkung derselben nicht so wunderbar vor, als das Glück derjenigen Personen, die im Winter entweder von der Teufelsbrücke selbst, oder von dem steilen Wege, der zu dieser Brücke führt, in das tiefe mit verhärtetem Schnee bedeckte Bett der Reuß hinabfielen, ohne beträchtlichen Schaden zu nehmen.

Die Luft ist in dem Urseren-Thal zu scharf, als daß Obstbäume gedeihen könnten; allein man zieht doch mehrere Gartengewächse, besonders Erbsen, Kohl, und Cartoffeln, welche letztern man mit Recht die gesegnetste unter allen Früchten der Erde nennen kann, weil sie den Menschen durch alle Zonen folgt, und ihn selbst auf die höchsten Gebirge begleitet, wo keine andere Getraideart fortkommen kann. Man hat seit einiger Zeit auch im Urseren-Thal angefangen, Baumwolle für Altorf und Gersau zu spinnen; diese Spinnerey ist aber bis jetzo noch unbedeutend gegen den Ertrag der Alpen, und gegen die Vortheile, welche der Handel zwischen Italien, und zwischen der Schweiz und Teutschland den Flecken Urseren und Hospital verschafft. Urseren hat 11 Senten, oder große zusammenweidende Heerden, die im Durchschnitt jährlich 385 Centner Käse geben, von welchen man annehmen kann, daß jeder zu 30 fl. verkauft wird. Selbst der vorzüglich gute Urseren-Käse, deß

sen unterscheidender Vorzug in einer gewissen Lieblichkeit und Zartheit besteht, ist nicht so theuer, als ich das erstemal gehört zu haben glaubte. Wenn man nicht gerade sehr alten verlangt; so kostet das Pfund, zu 60 Loth gerechnet, auf der Stelle nicht mehr, als 16 Schillinge, oder etwas über 21 Creuzer, den neuen Louisdor zu 13 fl. gerechnet; und Herr Landschreiber Meier erbietet sich, recht gute Käse und das Pfund zu 32 Loth für $11\frac{1}{2}$ Creuzer, oder vier unserer Mariengroschen, frey bis Basel zu liefern, wenn die Versendung in den Monaten October und November geschieht, wo die Fracht am wohlfeilsten ist. Noch viel einträglicher für das Urseren-Thal, als selbst der Ertrag der Alpen, ist der Zug, den der Handel zwischen Italien, und zwischen der Schweiz und Teutschland durch die beiden größten Gemeinden dieses Thals nimmt. Man behauptet, daß jährlich ohngefähr 9000 Pferde über den Gotthart gehen, unter welchen ein jedes 3 bis $3\frac{1}{2}$ Centner trägt, welche Ladung ein Saum genannt wird. Wenn 9000 Pferde über den Gotthart kommen; so werden 5000 in Italien, und 4000 in der Schweiz mit Teutschen und Schweizerischen Waaren befrachtet. Italien braucht zur Ausführung seiner Waaren mehr Pferde, als Teutschland, (unter welchem Namen man die Schweiz und das Teutsche Reich zu begreifen pflegt,) weil die Italiänischen Waaren meistens in Reis und Wein bestehen, die bey einem geringern Werth mehr Raum wegnehmen, als die meisten Waaren, die aus Teutschen Landen nach Italien geschickt werden. Jetzo ist

die Fracht sehr theuer, und die Ladung eines Saumpferdes kostet von Altorf bis Bellinzona achtzehn bis zwanzig Gulden. Man versichert, daß die drey Zölle, die dem Canton Uri am Gotthart gehören, ein Jahr ins andere gerechnet ohngefähr 18000 fl. eintragen, von welchen die Ausbesserung der Gottharts-Straße, die jährlich etwa hundert neue Louisdor kosten soll, leicht bestritten werden kann. Der Zoll, den das Thal Urseren seit der Durchbrechung des Urner-Lochs hebt, bringt etwa 2000 fl. ein, indem man von einem jeden Saum Reis oder Wein nur einen Batzen, und von einem Saum eingepackter Waaren nicht mehr als $3\frac{1}{2}$ Batzen nimmt. Die Thalleute selbst, und die Landleute von Uri zahlen für jeden Saum nur drey Pfennige. In Urseren ist eine Haupt-Niederlage von Italiänischen Waaren, die von diesem Flecken aus in viele Gegenden verschickt werden, die mit Italien nicht in unmittelbarer Verbindung sind.

Den Weg von Urseren nach dem Hospitio der Capuziner machten wir vorgestern Nachmittag bey viel schönerem Wetter, als ich und mein Freund Abel im Jahre 1782 hatten. Ich sah diesmal alles im hellsten Sonnenschein, was uns vor sechs Jahren durch Nebel und Regenwolken entzogen worden war: die höchsten Spitzen des Gotthards, und dann die ganze Lage der Thalfläche, in welcher das Hospitium mit dem nicht weit davon entfernten Wirthshause stehen, und die verschiedenen Seen zerstreut sind. Die Spitzen des Gotthards fallen auf dem Wege nach

dem Hospitio viel besser in die Augen, als beym Hospitio selbst, indem man in der Nähe die Schneelagen nicht wahrnimmt, womit diese Spitzen gegen Westen und Norden bedeckt sind. Eine täuschende Größe können diese Spitzen nur für diejenigen haben, die sich noch immer einbilden, daß sie die höchsten Gipfel der alten Welt seyen, da selbst die höchste Spitze des Gottharts tausend Klafter, das ist, eben soviel, als das Hospitium auf dem Gotthart, über das mittelländische Meer erhaben ist, unter der Spitze des Montblanc zurückbleibt. Viel prächtiger, als die Felsengipfel des Gottharts, schien mir das gigantische Felsenthor, durch welches man an eben der Stelle kommt, wo die vom Gotthart herabeilende Reuß den größten Wasserfall macht. Die oben mit Trümmern überstreute, und mit einer Bergkette rund umzogene Thalfläche, auf welcher das Hospitium und Wirthshaus stehen, würde mir, glaube ich, weniger traurig vorgekommen seyn, wenn sie weniger ausgedehnt, und gar nicht mit menschlichen Wohnungen besetzt gewesen wäre. Der weite leere Raum machte die Unfruchtbarkeit des Bodens, der gar nichts hervorbringt, was zur Nothdurft oder Bequemlichkeit des menschlichen Lebens dient, nur um desto auffallender; und die wenigen Gebäude erinnerten mich daran, daß durch diese scheusliche Einöde Menschen nicht bloß durchziehen, sondern beständig unter dem Drucke eines neunmonatlichen Winters, und einer fast ununterbrochen schlechten Witterung wohnen müssen. Nicht weit vom Hospitio trafen wir zu unserer Freu-

de und Bestürzung unsern Freund Gervinus, der einen Herrn von Borel begleitet, und Herrn Höpfner aus Bern an, die nach Hospital zurückkehren wollten. Dies sonst frohe Zusammentreffen machte mich deßwegen bestürzt, weil ich gehofft hatte, daß ich wenigstens mit Herrn Höpfner einen Tag auf dem Gotthart zubringen, und in seiner Gesellschaft einige der merkwürdigsten Gegenden eines Gebirges durchstreifen würde, von welchem ich auch durch ihn wußte, daß es für den Geologen und Mineralogen das wichtigste in der ganzen Schweiz sey. Allein zu meiner Beruhigung hörte ich, daß die Fläche und Höhen des Gottharts nicht bloß von Naturforschern, sondern am meisten von ehmaligen Crystall-Gräbern, die Pini und andere unterrichtet hätten, auf eine solche Art durchsucht worden sey, daß man gar keine Hoffnung habe, irgend etwas von Bedeutung zu finden, wenn man nicht wenigstens einige Wochen sich auf diesem Gebirge aufhalten könne. Herr Höpfner selbst hatte bey der gegenwärtigen Reise auf alles eigene Suchen Verzicht gethan, war aber nach Airolo hinabgegangen, wo er von den Mineralienhändlern beynahe für zwanzig Louisdor der größten Seltenheiten des Gottharts eingekauft hatte. Als wir dieses hörten, entschlossen wir uns gleich, mit Herrn Höpfner zurück zu gehen, kehrten aber doch auf eine kurze Zeit bey den ehrwürdigen Bewohnern des Hospitii ein, wo wir nur den Superior, und zwar eben den fanden, der mich, und Herrn Professor Abel vormals bewirthet hatte. Wir

hatten noch nicht die Hälfte des Weges nach Hospital zurückgelegt, als die Sonne unterging. Zum Glück zündete der Mond am heitern Himmel seine milde Fackel an, und erleuchtete den sonst gefährlichen Pfad vor uns bis nach Hospital hin. Die Luft war diesen Abend auf dem hohen Rücken des Gotthards so rein und lau, als der Aether, der nach heiligen Sagen der Dichter in Elysiums Hainen säuselt, und als wir an den letzten steilen Abhang kamen, an welchem sich der Weg nach Hospital hinabkrümmt, lag das friedliche Urseren-Thal, halb von den blassen Strahlen des Mondes erhellt, und halb mit den dichten Schatten der Berge bedeckt in so feierlicher Stille vor uns, als wenn wir in die ruhigen Wohnungen der Schatten hinabsteigen sollten. Herrn Höpfner und mir zur Seite, die wir ein wenig zurückblieben, ging der Führer meines Freundes, der Schuster aus Meiringen, dessen ich in meinen Briefen über die Schweiz erwähnt habe, und der mir für diese Erwähnung herzlich dankte, weil er dadurch bekannt, und empfohlen worden sey. Ich würde diesen Mann noch kräftiger empfohlen haben, wenn ich gewußt hätte, was Höpfner mir jetzo sagte, daß er die besten und lehrreichsten Teutschen Schriften gelesen habe, und daß er über viele wichtige Gegenstände weit besser unterrichtet sey, als man von Leuten seines Standes erwarten könne. Im Wirthshause zu Hospital waren so viele Fremde, daß wir nur kaum ein mittelmäßiges Nachtessen, aber kein Quartier finden konnten. Wenn die Schwester des

Wirths in Urseren nicht so gut gewesen wäre, uns in ihr Haus aufzunehmen; so hätten wir in der Nacht nach Urseren zurückkehren müssen.

Die Begierde, unsere Freunde, die zugleich mit uns aufbrechen, aber nach Altorf hinabgehen wollten, noch einige Zeit zu sprechen, hielt uns gestern bis sieben Uhr in Hospital auf. Wir erreichten das Ende des Urseren-Thals gegen die Furka zu in einer guten Stunde, und stiegen dann langsam den Berg hinan, der sich gleich hinter Realp erhebt, um unsern Führer mit seinem Pferde zu erwarten, den uns der Landschreiber Meier in Urseren mitgegeben hatte. Wir trafen an dem Berge hinter dem Dorfe Realp, den wir fälschlich für den Anfang der Furka hielten, nicht bloß mehrere Häuflein von Wanderern, sondern auch Säumer mit Pferden an, welches unsere Vorstellung von der bevorstehenden Tagereise etwas milderte, indem wir gefürchtet hatten, daß wir auf dem Wege über die Furka eben so wenig Menschen, als menschliche Wohnungen finden würden. Als wir auf die höchste Höhe der vermeyntlichen Furka kamen, entdeckten wir zu unserm Leidwesen nicht bloß an dem in der Tiefe fortrauschenden Arme der Reuß, sondern auch an dem wieder abfallenden Fußsteige, daß wir erst in das kleine vor uns liegende Thal hinabsteigen mußten, um an den Fuß der wahren Furka zu gelangen. Nachdem wir gegen zehn Uhr die ersten Erhebungen des gegen die Furka hinlaufenden Thals hinter uns hatten, wurde die Hitze zwischen den hohen Gebirgen auf ein-

mal so niederdrückend, daß ich meine Gefährten bat: sie möchten eine Zeitlange mit mir ruhen, damit wir mit erneuerten Kräften den Gang über die Furka antreten könnten. Wir legten uns an dem Rande einer Quelle nieder, die reines und gesundes Wasser hatte, und erquickten uns durch den Wein, und die kalte Küche, die wir aus Urseren mitgenommen hatten, weil man zwischen Realp im Urseren-Thal, und Ober-Gestelen in Wallis, oder dem Spital auf der Grimsel keine Hütte antrifft, in welcher man nur einen Bissen Brod erhalten könnte. Gegen eilf Uhr war die Hitze gewiß größer, als eine Stunde vorher; allein sie wurde uns weniger beschwerlich, weil wir uns abgekühlt, und gestärkt hatten. An dem Gebirge, das beym Hinaufsteigen auf die Furka zur linken Hand liegt, und das ein Arm des eigentlichen Gotthardts ist, fanden sich noch viele Lagen, oder Streifen von Schnee, unter denen einige sich fast bis an den Fuß des Gebirges herabsenkten. Diese Lagen von Schnee waren eben so viele Beweise der großen Erhabenheit des Thals, das gegen die umstehenden Berge wie ein tiefer Kessel erscheint. Je länger wir stiegen, desto häufigere und größere Massen von weichem, und schmutzigem Schnee trafen wir an, und gegen den Gipfel der Furka, über welchen der Weg hingeht, der aber freylich lange nicht der höchste Punct dieses Gebirges ist, lag ein beträchtlicher Gletscher, der allem Ansehen nach in diesem Sommer ganz verschwinden wird. An der Seite dieses Gletschers hob sich unter andern Trümmern ein gros-

ser Granitblock hervor, in welchem schöne Crystalldrusen saßen, die wir aber mit unsern Instrumenten nicht herausbringen konnten. Ich umging alle Massen von Schnee, um sagen zu können, daß ich in der ersten Hälfte des Augusts die Furka erstiegen habe, ohne durch Schnee waten zu müssen: ein Umstand, dessen Reisende sich vielleicht in mehrern Jahren nicht werden rühmen können. Die westliche Seite der Furka ist viel steiler und zerrissener, als die, an welcher man von Urseren aus heransteigt; nichts destoweniger stehen an dem steinigen Abhange einige Sennhütten, die aber jetzo fest verschlossen waren. Wir alle hielten uns für die Beschwerlichkeiten des Tages hinlänglich belohnt, als wir den Fuß des Rhone-Gletschers erblickten, und noch mehr, als wir an dem, diesem Gletscher gegenüberliegenden Berge so weit fortgegangen waren, daß wir den Gletscher in seiner ganzen Höhe und Breite umfassen konnten. Ich glaube es gern, was die größten Kenner der Schweiz einstimmig versichern, daß der Rhone-Gletscher der schönste unter allen Helvetischen Gletschern sey. Wenigstens übertrifft er alle Gletscher, die ich bisher gesehen habe, nicht nur durch seine Höhe und Breite, und durch die Pracht seiner einzelnen Theile; sondern auch dadurch, daß er sich ganz, und leicht überschauen, und so bequem, als irgend ein anderer besteigen läßt. Der Rhone-Gletscher füllt den ganzen Raum zwischen der Furka, und einer Seite der Grimsel aus, und breitet sich, wie die schiefe Fläche, an welcher er herabhängt, nach unten immer mehr und mehr

und zuletzt so weit aus, daß man längst dem Fuße desselben fast eine Stunde gehen muß, bevor man an die Rhone, und an die Stelle kommt, wo man den schmalen Weg am Berge verlassen, und hinabsteigen kann, um den Gletscher in der Nähe zu betrachten. Der oberste Rand des Gletschers besteht aus einer dem Ansehen nach unerschütterlichen Eismauer, die aus dem reinsten himmelblauen Eise gebaut, und mit den prächtigsten Säulen und Pyramiden von gleichem Eise gestützt, und gekrönt ist. Diese Eiswand steigt an beiden Seiten so hoch gegen die höchsten Berggipfel hinan, womit der Gletscher gegen Norden umgeben ist, daß man dem bloßen Anblick nach glauben sollte, diese Bergspitzen seyen kaum hundert Klafter über den obersten sichtbaren Rand des Gletschers erhaben. Je länger man den Gletscher ansieht, desto unbegreiflicher wird seine Entstehung, indem man es sich nicht erklären kann, wie die Furka, deren Spitze fast ganz von Schnee entblößt war, eine so ungeheure Eistafel an einem Abhange hervorbringen konnte, der so breit und offen ist, und noch dazu sich gegen Süden hinabsenkt. Ohne mir dieses Räthsel auflösen zu können, eilte ich mit der größten Neugier in den Spielraum des Gletschers, das heißt in die Fläche hinab, die sich zwischen dem Fuße des Gletschers, und dem gegenüberstehenden Berge findet. *)

*) Als ich dieses schrieb, war mir das nicht gegenwärtig, was ich vormals über die Entstehung des Rhone-Gletschers in Gruners Beschreibung der Helvetischen Eisgebirge gelesen hatte; S. 31. 33. 201. Der Rhone-Gletscher entsteht nämlich nicht aus den Schneelasten, welche

Eben deßwegen, weil der Rhone-Gletscher der höchste und breiteste unter allen mir bekannten Gletschern ist, eben deßwegen ist sein Spielraum, in welchem er sich bald vorwärts, und bald rückwärts bewegt, und dann die Schuttwälle, die ihn umgeben, die größten unter allen, die mir vorgekommen sind. Alle Gletscher bewegen sich, wie Sie wissen, oder rücken vielmehr in plötzlichen Sprüngen, oder Schüssen vorwärts, und vermöge dieses Fortrückens bringen sie die Felsstücke, und den Graus, die von den benachbarten Bergen auf ihre Oberfläche hinabfallen, immer näher gegen ihren Fuß, oder äußersten Rand hin, bis endlich die Gewölbe oder Tafeln, auf welchen sie liegen, so tief in die Thäler herabkommen,

die Spitzen und Wände der Furka herunterwerfen, sondern er ist eigentlich ein Ausfluß mehrerer Eisthäler und Gletscher, die sich zwischen den benachbarten Bernischen und Urnerischen Schneegebirgen finden, und alle bey der Furka zusammenlaufen, zwischen deren Gipfeln sie sich ausleeren. Unter diesen Gletschern, welche die Eistafel des Rhone-Gletschers bilden, ist der sogenannte Trift-Gletscher der größte, indem er zwischen den Bernischen an die Furka hinaulaufenden Bergen ein sechs Stunden langes Thal ausfüllt, das nach Gruners Versicherung höher, als die höchste Spitze der Grimsel seyn soll. Die obere Eismauer des Furka-Gletschers ist die Ursache, daß man die Gegend, aus welcher der Gletscher herabkömmt, nicht entdecken kann. Mit Recht aber fiel es mir beym Anblick des Rhone-Gletschers auf, daß diese ungeheure Eismasse von der Furka herabkommen, oder hervorgebracht werden sollte.

daß sie von der Hitze des Sommers aufgelöst werden. Man kann daher annehmen, daß die Gletscher jährlich an ihrem Fuß eine kleinere oder größere Menge von Steinen, und Sand niederlegen, indem sie alles abwerfen, was auf den Eisklumpen liegt, die an ihrem Rande von der Hitze des Sommers verzehrt werden. Wenn nun die Gletscher in einem starken und anhaltenden Winter ungewöhnlich anwachsen; so drängen sie mit ihren vordersten Eismassen alle Felsstücke, Steine, und Sandhaufen, die sie in den vorhergehenden Jahren abgeworfen haben, vor sich hin, und bilden dadurch mehr oder minder hohe Schuttwälle, die bey solchen Gletschern, welche gleich dem Rhone-Gletscher keine unüberwindliche Hindernisse ihrer natürlichen Ausbreitung antreffen, einen halben Cirkel bilden. Solcher halbcirkelförmigen Dämme, die in Savoyen maremmes oder enceintes genannt werden, kann man vor dem Rhone-Gletscher drey bis vier unterscheiden. Der äußerste unter diesen Schuttwällen, der von dem jetzigen Rande des Gletschers am weitesten entfernt ist, nähert sich beynahe dem Gebirge, welches die Natur dem Gletscher entgegengesetzt hat, und ich mußte eine gute Viertelstunde gehen, bevor ich von den ersten Trümmern, welche der Gletscher zur Zeit seines größten Anwachses fortgeschoben, und zurückgelassen hat, an die Mündungen kam, aus welchen die Rhone hervorfließt. Von den ältern Trümmer-Haufen haben Regen und Schnee den Graus, oder Sand größtentheils herabgewaschen. Der letzte und höchste Schuttwall hin-

gegen, der nur wenige Schritte von dem jetzigen Rande des Gletschers aufgehäuft war, hatt eine so tiefe Decke von grobem und feuchtem Sande oder Kiese, daß ich allenthalben, wo ich hinanstieg, weit über die Schuhe hineinsank. In diesem Damme zog besonders eine Anhöhe, die wie ein Hügel aus dem Trümmerhaufen hervorstieg, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich arbeitete mich also mit vieler Mühe hinauf, weil ich hoffte, daß ich auf dieser Höhe eine bessere Aussicht auf den Gletscher erhalten würde, als man sonst nahe an seinem Rande hat. Als ich die Höhe des Schutthügels beynahe erstiegen hatte, entdeckte ich zu meiner größten Verwunderung, und bald zu meinem nicht geringen Schrecken eine Oeffnung, und unmittelbar unter dieser Oeffnung schmutzige Eismassen, die durch einen weiten Schrund von einander gespalten waren. Der Hügel bestand daher nicht bloß aus Granitblöcken, und aus kleinern Steinen und Sand, sondern vorzüglich aus hohen und mächtigen Eisklumpen, die durch eine Sandrinde, wie durch eine Larve verdeckt, und wahrscheinlich vor nicht gar langer Zeit durch den Einsturz eines Eisgewölbes von dem übrigen Gletscher getrennt worden war. Wenn ich die Spalte der Eismasse nicht früh genug wahrgenommen hätte, und hineingerutscht wäre; so hätte ich freylich nicht zu Tode fallen, allein ich hätte durch den nachströmenden Schutt bedeckt, und erstickt werden können. Ungeachtet ich unzählige Felsstücke und kleinere Steine in der Nähe betrachtete; so entdeckte ich doch in den Schutt-

wällen vor dem Rhone-Gletscher nichts, als Blöcke von Granit, oder Stücke von Quarz und Feldspath: einige Fragmente ausgenommen, die mir Hornstein, oder Jaspis zu seyn schienen.

Der Augenschein lehrt es, und die nächsten Anwohner bestätigen es auch, daß der Rhone-Gletscher nicht bloß in dem gegenwärtigen Jahre, (in welchem alle Gletscher wegen der außerordentlichen Hitze mehr, als seit Menschendenken abgenommen haben,) sondern schon seit mehr, als zwanzig Jahren zurückgewichen, oder kleiner geworden seye. Der Rhone-Gletscher also beweist die gemeine Sage in der Schweiz nicht: daß die Gletscher beständig zunähmen, und daß immer mehr Alpen und Wiesen von ihnen bedeckt und verdorben würden. Diese niederschlagende Meynung, welcher auch viele Gelehrte anhängen, kann freylich nur durch sorgfältige Nachforschungen in allen Theilen der Schweiz vernichtet, oder bekräftigt werden; allein ich glaube aus der bekannten Natur der Dinge sicher schließen zu können, daß die Gletscher mit jedem Jahrhunderte nothwendig abnehmen müssen. Regen, Stürme, und Bäche, Kälte und Lauinen greifen die höchsten Gebirge unaufhörlich von allen Seiten an, und reißen in jedem Jahre von ihren Gipfeln und Wänden beträchtliche Trümmer ab. Es kann daher nicht fehlen, daß nicht die höchsten Schneegebirge zwar unmerklich, aber beständig, verkleinert werden sollten; und wenn man dieses zugiebt, so muß man, scheint es, auch zugeben, daß die zusammenschwindenden Schneeberge in gleichem Verhält-

nisse weniger Schnee erhalten, und also immer weniger zur Erzeugung und Unterhaltung der Gletscher beytragen können.

Der Rhone-Gletscher läuft nicht, wie viele andere, in steile und unersteigliche Pyramiden aus; sondern er ist, die Mündungen oder Ausflüsse der Rhone ausgenommen, allenthalben zugänglich, und weit hinauf eben, und gangbar, ungeachtet er nach allen Richtungen hin in mehr, oder weniger lange und breite Tafeln zerschnitten ist. Wenn wir auch einen sichern des Gletschers kundigen Führer bey uns gehabt hätten; so würde es uns doch an Zeit gefehlt haben, um uns weit auf den Gletscher hinauf zu wagen. Das vorderste Eisgewölbe, aus welchem der erste Arm der Rhone herausströmt, war vor kurzem, vielleicht vor wenigen Stunden eingefallen, indem die Trümmer noch fast unversehrt in dem Bette des Flusses lagen, und sich noch nicht einmal der Anfang eines neuen Gewölbes gebildet hatte. Das andere Eisgewölbe aber, aus welchem der zweyte Arm der Rhone hervorkommt, stand in seiner ganzen Pracht und Größe da. Die Höhe des Gewölbes betrug wenigstens dreyßig Schuhe, und die Dicke der himmelblauen Eistafeln, womit die hohe und weite Oeffnung überwölbt war, wenigstens vierzig, wo nicht noch mehrere Schuhe. In dem Grunde dieses sapphirnen Gewölbes schien die Decke auf gewaltigen Eissäulen zu ruhen, die aber gewiß herabgefallene Eisklumpen waren, welche beynahe bis an das Gewölbe hinanreichten. Noch viel malerischer waren

die mannigfaltig gestalteten Eismassen, die an und vor dem Eingange der feenhaften Rhone-Höhle gleich zerbrochenen Säulen, oder abgestumpften Pyramiden umherlagen, und den kostbaren Trümmern eines zerstörten Tempels, oder Pallastes ähnlich sahen. Die Oberfläche der Eisklumpen, die sich von dem Gletscher abgelöst hatten, war viel lockerer, und zerreiblicher, als das feste Gletscher-Eis sonst ist, und man könnte es fast mit dem Zellgewebe von Knochen oder Pflanzen vergleichen, aus welchem die integrirenden, oder ausfüllenden Theile durch die Zeit, oder durch die Kunst herausgetrieben worden. Als ich vor dem Eisgewölbe der Rhone stand, dachte ich mit Entsetzen an die Kühnheit einiger Hirten, oder Jäger, von welchen man erzählt, daß sie durch diese Oeffnung unter den Rhone-Gletscher hinuntergedrungen seyn, und unter beständigen Gefahren, von einstürzenden Eisgewölben zerschmettert zu werden, die Entdeckung gemacht hätten, daß es unter dem Rhone-Gletscher mehrere, und lange Gänge gebe, in welchen man wie in unterirdischen Gallerien fortgehen könne. *).

*) Daß es unter den Gletschern hohe und lange Gallerieen gebe, ist noch im Jahre 1787 durch eine Begebenheit ausser Zweifel gesetzt worden, die vielleicht die einzige in ihrer Art ist, und durch deren kurze Erzählung ich den Dank aller derjenigen Leser zu verdienen hoffe, denen der zweyte Band des Höpfnerischen Magazins noch nicht in die Hände gefallen ist. — Der jetzige Wirth in Grindelwald, Christen Borren, wollte im Anfange des Julius 1787 eine kleine Heerde von Schaafen und Ziegen,

Nichts ist widersprechender, als die Nachrichten, die man in den zuverlässigsten Schriftstellern über die Quellen der Rhone findet. Gruner erzählt, wenn ich mich anders recht erinnere, daß aus dem obersten

die an dem Mettenberge geweidet hatten, über den obern Grindelwald-Gletscher führen, damit sie einige Weideplätze am Wetterhorn abätzen möchten. Bey diesem Uebergange über den Gletscher kam man an eine weite Spalte, über welche die meisten Thiere samt dem Hirten-Knaben hinübersezten; allein einige Schaafe waren zu schwach oder zu zaghaft, um ein Gleiches zu thun, und blieben vor dem Schrunde stehen. Hierauf entschloß sich Borren, eins nach dem andern über die Spalte hinüber zu werfen. Kaum aber hatte er das erste aufgehoben, als der Rand des Schrundes, auf welchem er stand, einbrach, und ihn in einen 64 Schuh tiefen Abgrund hineinwarf. Bey diesem Fall zerbrach der Wirth den linken Arm, verrenkte die rechte Hand, und er wäre also ohne Rettung verloren gewesen, wenn ihm nicht seine Geistes-Gegenwart da zu Hülfe gekommen wäre, wo ihn unter der undurchdringlichen Gletscherdecke keine menschliche Gewalt hätte hervorziehen können. Der verstümmelte, und durch den Fall betäubte Mann dachte gleich in dem dunkeln Abgrunde daran, daß in der Gegend, wo er herabgefallen sey, der Weißbach sich vom Wetterhorn in den Gletscher hineinstürze, und daß solche Bäche unter den Gletschern, wo sie durchfließen, sich gleichsam offene Wege bahnen. Diesem richtigen Gedanken zufolge arbeitete er sich bald auf den Knien und oft auf dem Bauche rutschend eine Strecke von wenigstens 130 Schuhen durch, und kam glücklich bey dem Weißbach-Fall an dem Orte, wo er sich vorgesetzt hatte, unter dem Gletscher hervor.

Eisschrunde ein Bach hervorquille; daß dieser Bach, bereichert durch einen andern, der nahe an seinem Ursprunge von der Grimsel herabkomme, auf den untern Theil des Gletschers falle, sich dort verliere, und endlich am Fuße des Gletschers in einem doppelten Strome wieder hervorkomme. Besson hingegen behauptet den durchaus unhaltbaren Satz, daß die Rhone gar nicht unter dem Rhone-Gletscher entstehe, sondern daß man ihren wahren Ursprung an der linken Seite des Gletschers am Fuße des Saasberges suchen müsse, wo drey Quellen aus dem harten Felsen hervorsprudelten, und einen kleinen Bach bildeten, der in den Rhone-Gletscher hinabfalle, und an den Mündungen desselben wieder hervordringe. Wenn die drey Quellen am Saasberge nur einen kleinen Bach ausmachen; so können sie unmöglich als der einzige und wahre Ursprung der Rhone, oder, wie man in der Schweiz häufiger sagt, des Rhodans, angesehen werden. Beide Arme der Rhone, die aus dem Gletscher hervorbrechen, sind so breit und wasserreich, daß ein jeder mit Recht den Namen eines grossen Gletscherbachs verdient. Auch ist es gar nicht anders denkbar, und der Augenschein lehrt es an allen Gletschern, als daß im Sommer an der Oberfläche sowohl, als Unterfläche des ganzen Gletschers unzähliche Eistheilchen aufgelöst werden, und entweder in einzelnen Tropfen herabfallen, oder in kleine Gletscherbäche zusammenrinnen, und endlich in die beiden Hauptströme zusammenfließen. In den warmen Monaten also ist der ganze Gletscher zuverlässig die

Hauptquelle der Rhone, wie man auch aus ihrem trüben und weißlichen Wasser sieht, das von dem klaren Wasser von Felsquellen gänzlich verschieden ist. Viel höher und stärker aber, als die bisher angegebenen Quellen der Rhone, ist diejenige, die ich von keinem Schriftsteller angeführt gefunden habe, ungeachtet sie mehr, als alle übrigen in die Augen fällt. Diese höchste und entfernteste unter den sichtbaren Quellen der Rhone ist ein gewaltiges Gletscherwasser, das von dem sogenannten Spitzli herabkommt, an dem westlichen Fuße der Furka wegfließt, und sich mit einem weit hörbaren Geräusche in die östliche Seite des Rhone-Gletschers stürzt. Der Spitzli, von welchem dieser, einem Arme der Rhone wenigstens gleiche Gletscherbach herabströmt, ist ein Schneeberg, der sich viel höher, als die Furka erhebt, und wenn man von dem letztern Berge heruntersteigt, zur linken Hand steht. Der Gipfel des Spitzli ist mit ewigem Schnee bedeckt, und wo dieser aufhört, fängt ein breiter, und steiler Gletscher an, aus welchem sich das erwähnte Gletscherwasser sammelt.

Nachdem wir einige Stunden auf und an dem Gletscher zugebracht hatten; so entstand unter uns von neuem die Frage, ob wir nach Ober-Gestelen in Wallis, und von da auf die Grimsel gehen, oder ob wir geradezu die Mayen-Wand hinansteigen wollten, um dadurch die Hälfte des Weges zu gewinnen, indem man von dem Rhone-Gletscher über die Mayen-Wand nach dem Spital nur drey, über Ober-Gestelen hingegen sechs Stunden zu machen hat. Die

Mayen-Wand ist eine wenigstens zweyhundert Klafter hohe, sehr steile, und beynahe senkrechte Bergwand der Grimsel, die bis an das Ufer der Rhone hinabläuft, und über und über mit Alprosen, und Grase bewachsen ist. Wir hatten die Tage vorher den Gedanken, über die Mayen-Wand auf die Grimsel zu kommen, gänzlich aufgegeben, weil alle diejenigen, die wir fragten, und noch am Abend vorher der Herr Pfarrer Wyttenbach aus Bern uns versicherten, daß es uns unmöglich seyn würde, diese steile, und glatte Bergwand hinanzuklimmen. Als wir eben aufbrechen wollten, kam ein Ober-Walliser zu uns, der sich erbot, uns die Mayen-Wand ohne alle Gefahr hinanzuführen, und zugleich betheuerte, daß er des Weges vollkommen kundig sey. Dieser Mann fand zuerst bey unsern jungen Freunden Gehör, und diese beredeten uns, wenigstens den Versuch zu machen. Wir ließen daher unsern Führer aus Urseren sammt seinem Pferde, und Suters Bedienten mit dem Bescheide zurück, daß sie an den Ufern der Rhone so lange warten sollten, bis wir ihnen zurufen würden, daß sie ihren Weg nach Ober-Gestelen antreten könnten. Als wir unsere Fußeisen angelegt hatten, fingen wir mit wachsendem Muthe an, die Mayen-Wand hinanzusteigen. Der Ober-Walliser führte uns trefflich, indem er die abschüssige Bergwand nicht in gerader Linie, sondern in lauter schlangenförmigen Bewegungen oder Windungen hinanklimmte. Das Steigen war zwar sehr mühsam, und wir mußten deßwegen alle fünf bis acht Minu-

ten Halte machen; allein es war mit keiner Gefahr verbunden, indem die Mayen-Wand mit häufigen Alprosen bewachsen, und überdem sehr uneben und höckericht war, so daß man immer einen festen Fuß fassen konnte. Wir waren kaum eine Viertelstunde gegangen, als wir den zurückgelassenen zuriefen, daß sie nur ihre Straße ziehen könnten. Wir freuten uns insgesammt über den Entschluß, den wir gefaßt hatten, und konnten nicht begreifen, wie die Mayen-Wand zu dem übeln Rufe der Gefährlichkeit oder Unzugänglichkeit gekommen sey. Dieser Triumph über alle diejenigen, die weniger gewagt hatten, als wir, dauerte aber nur eine kurze Zeit. Je höher wir stiegen, desto steiler und ebener wurde die Mayen-Wand, desto kürzer das Gras, und desto seltener die Alprosen, oder ähnliche holzartige Pflanzen, an welche wir uns bisher gehalten hatten. Nach einer Stunde Klimmens war es uns fast eben so schwer, gegen die beynahe senkrechte, und immer glattere Mayen-Wand hinanzudringen, als es uns geworden wäre, an dem hohen Gemäuer eines Thurms, oder an einer abgeschnittenen Felswand hinanzuklettern. Wir konnten nicht mehr gehen, sondern wir mußten Kniee und Hände zu Hülfe nehmen, und bisweilen hingen wir an der fürchterlichen Höhe der Mayen-Wand bloß mit den Händen, wenn Kniee und Füße wegen des glatten Grases ausrutschten. Als wir unter diesen mißlichen Umständen unsern Führer fragten, ob wir nicht bald dem Ausgange von der Mayen-Wand nahe wären; so erhielten wir die tröstliche Antwort,

daß er den Weg selbst nicht recht wisse, daß er ihn aber suchen wolle. Sie können leicht denken, welchen Eindruck diese Antwort auf uns in einer Lage machte, wo wir ohne offenbare Lebensgefahr keinen Schritt vorwärts machen, und noch vielweniger zurückgehen konnten. Während daß der Ober-Walliser hinging, den Weg zu suchen, der uns queer über die Mayen-Wand auf die Grimsel-Straße führen sollte, blieben wir, ein jeder an dem Platze, den er erreicht hatte, stehen, oder liegen; und in diesem Zwischenraume suchten wir uns an den Anblick der gähen Tiefe zu gewöhnen, die wir unter uns hatten, und die wir, der Weg mochte gefunden werden, wo er wollte, stets zur linken Seite behalten mußten. Nach einer guten Viertelstunde kam der Walliser zurück, und kündigte uns an, daß er den rechten Weg entdeckt habe, indem er noch frische Spuren der Fußeisen von Reisenden, die vor kurzem darüber gekommen seyn müßten, habe unterscheiden können. Der Weg sey aber ein bloßer Gaiß- oder Ziegenweg, und so schmal, und für nicht geübte Bergsteiger so gräßlich, daß er uns lieber darüber tragen, als führen wolle. Keiner von uns konnte den Gedanken aushalten, sich von einem ältlichen und dem Anscheine nach nicht starken Mann über einen Pfad tragen zu lassen, von welchem der Träger selbst zweifelte, ob wir ihn würden gehen können, wiewohl wir bald nachher von dem Spitalmeister auf der Grimsel hörten, daß er schon manche Reisende über die Mayen-Wand getragen habe. Wir schleiften uns also langsam,

meistens mit dem ganzen Cörper an die Mayen-Wand gelehnt, an den Anfang des sogenannten Gaißweges hin. Dieser Weg lief an dem untersten, und schmalen Rande einer mit Gras bekleideten Erd- oder Felsenbank weg, die sich nicht nur senkrecht und unersteiglich emporhob, sondern auch um mehrere Schuh über die zweyhundert Klafter hohe Mayen-Wand wie ein Erker an einem hohen Thurme hinausragte, so daß wir bey einem Fehltritt zehn und mehrere Klafter durch die Luft gefallen wären, bevor wir nur die gähe Mayen-Wand berührt hätten. Wenn aber dieses geschehen wäre; so würden wir, allem Ansehen nach, mit einem solchen beschleunigten Fall auf die anfangs glatte und steile, und nachher mit Steinen und Felsstücken überstreute Mayen-Wand hinabgestürzt seyn, daß wir nicht eher, als nahe an den Ufern der Rhone entweder zerschmettert, oder geschunden hätten zur Ruhe kommen können. Der Pfad selbst war so schmal, daß er da, wo er am breitesten war, nicht die Breite einer Hand betrug. Auch zog er sich nicht an dem Fuße der steilen Erd-Wand, und über der scheuslichen Tiefe in einer geraden, und ununterbrochenen Richtung fort, sondern man mußte bisweilen, so weit man konnte, schreiten, und sich zugleich um ein hervortretendes Felsstück herumwinden, um ein Fleckchen zu erreichen, auf welchem man kaum mit den Zeehen haften konnte. Ich war zufälligerweise der erste, der den furchtbaren Weg mit dem Führer zu betreten anfing, indem der Walliser jedesmal nur Einen herüberleiten konn-

te. Ungeachtet der Gaißweg queer über die Mayen-Wand ohne Vergleichung gefährlicher ist, als der Weg vom hohen Kasten herab war; so empfand ich doch nicht den zehnten Theil der Angst, womit ich zwischen den Abgründen in Appenzell herunter rutschte, so sehr hatte der beständige Anblick von tiefen Schlünden, und gähen Abstürzen mein Auge, und meine Einbildungskraft gestärkt. Die geringe Beklommenheit, womit ich den oft einer schmalen Leiste ähnlichen Weg zuerst betrat, verlor sich fast ganz nach den ersten Schritten, die ich gethan hatte, weil ich sah, daß man mit gehöriger Vorsicht alle wirkliche Gefahr vermeiden könne. Da weder zur rechten noch zur linken ein Punct war, wo ich meinen Bergstock hätte hineintreiben können; so ließ ich diesen zurück, klammerte mich mit der rechten, so fest ich konnte, an das Gras der steilen Erdwand an, legte meine linke Hand in die Hände des vorangehenden Führers, und trat allemal auf den Fleck hin, den er verlassen hatte, und zwar nicht eher, als bis ich hörte, daß er fest stehe, und daß ich mich beym Vortreten auf ihn stützen könne. Als wir das erste und gefährlichste Drittel des Weges zurückgelegt hatten, kamen wir an einen Platz, wo der Pfad etwas breiter, und die Erdwand nicht so senkrecht, als vorher war. Hier bat mich der alte Walliser so lange stehen zu bleiben, bis er meine Reisegefährten auch so weit hergebracht habe. Die beiden übrigen Drittheile des Weges machten wir gleichfalls in zween Absätzen, und so entstanden auf unserer Wanderschaft über die

Mayen-Wand zwo Pausen, deren jede mehrere Minuten dauerte. Wenn die Plätze, wo wir ruhten, weniger gefährlich gewesen wären; so hätten wir keine vortheilhaftere Standpuncte für Bergaussichten, als die an den Höhen der Mayen-Wand wünschen können, indem wir nicht bloß die ganze Kette der Walliser Schneeberge vom Gotthart bis an den großen Bernhard hin, sondern auch mehrere Spitzen der Savoyischen Eisgebirge von den Strahlen der Abendsonne erleuchtet sahen. Der Gaißweg queer über die Mayen-Wand beträgt vielleicht nur einige hundert Schritt, allein wir brachten eine gute Viertelstunde zu, und darüber hinzukommen, und auf der letzten Hälfte des Weges zitterten dem altem Walliser selbst die Hände, nicht weil er für sich, sondern weil er für uns fürchtete. Als wir uns auf der Straße, die über die Grimsel nach Wallis führt, wohlbehalten wieder beysammen sahen; wünschten wir uns gegenseitig Glück, daß wir die größte, und wie wir hofften, die letzte der Gefahren unserer Bergreise gleich den vorhergehenden ohne allen Unfall überstanden hätten. Auch hatten wir in der That Ursache, uns zu freuen und Glück zu wünschen, indem vor wenigen Jahren ein Sächsischer Edelmann mit seinem Wallisischen Führer von der Mayen-Wand hinabgefallen, und so gequetscht und geschunden worden war, daß man ihn halb todt auf das Spital brachte, wo er fünf Tage liegen mußte, bevor man ihn nach Meiringen hinabtragen konnte. Unser Führer freute sich nicht weniger, als wir, und fragte uns lachend: ob wir nun

wüßten, was die Mayen-Wand bedeute? Suter, den wir erst auf der Grimsel-Straße wieder sahen, war in viel größerer Gefahr, als wir alle, gewesen. Da der alte Walliser uns verließ, um den Weg über die Mayen-Wand aufzusuchen, hatte er sich in ähnlicher Absicht aufgemacht, war viel höher, als wir, hinaufgestiegen, und war endlich an die Felsmauer gekommen, wodurch die Mayen-Wand von der Strasse auf die Grimsel abgesondert wird. Es wurde ihm nicht schwer, diese Felsmauer zu überklettern; allein unter derselben zeigte sich ein mit Grase bewachsener der Mayen-Wand ähnlicher Absturz, der noch gäher, als diese, und wenigstens halb so hoch war. So unwahrscheinlich es ihm selbst vorkam, daß er an dieser steilen Wand, ohne einen Fehltritt zu thun, würde hinabsteigen können; so mußte er sich doch dazu entschließen, weil der Rückweg noch gefährlicher und viel länger gewesen wäre, und weil er nicht wußte, ob wir einen bessern Ausweg gefunden hätten. Suter hatte kaum einige Schritte gethan, als er ausglitschte, und mit der größten Geschwindigkeit dreyßig bis vierzig Klafter hinabstürzte, ohne sich an irgend etwas halten zu können. Zu seinem Glück erhaschte er endlich eine Alprose, die stark genug war, seinen heftigen Fall zu hemmen. Er raffte sich also wieder auf, kroch das übrige der Wand glücklich hinab, und kam, seine zerrissenen Kleider und blutigen Hände ausgenommen, unbeschädigt bey uns an. Wir waren alle über unsere überstandene Abenteuer so erfreut, daß wir es nicht eher, als am todten See

wahrnahmen, daß der Himmel sich getrübt hatte, daß die Spitzen der Berge sich in Nebel hüllten, und daß wir uns auf dem obern Grimsel-Thal in der schrecklichsten aller Einöden fanden, gegen welche diejenigen, die wir bis dahin gesehen hatten, noch lachende Thäler genannt werden konnten. Die Grimsel ist zwischen dem todten See und dem Spital, die eine gute Stunde von einander entfernt sind, noch viel nackter und zerrißner, als der Gotthart zwischen Hospital, und dem Capuziner Hospitio. Die ganze Straße ist nicht bloß mit Graus, oder kleinen Steinen, sondern mit ungeheuren Granitblöcken bedeckt, und wo diese einigen Raum lassen, streckt das verwüstete Urgebirge seine entblößten Risengerippe hervor. Wir gingen, oder sprangen vielmehr, so geschwind als wir konnten, über die glatten Granitbänke, und die scharfen Felsenstücke weg, weil die Nebel immer dichter wurden, und tiefer zu uns herabsanken. Als wir nicht weit mehr vom Spital entfernt waren, hörten wir gegen das Haßli-Thal hin tief unter uns donnern. So neu und feierlich dies dumpfe Donnern in den unter uns liegenden Thälern war; so überraschend und zum Theil furchtbar war das Rufen und Blasen der Hirten auf den benachbarten ganz umwölkten Höhen, indem ihre Musik und Stimme aus Gewittern herab zu tönen schien. In eben dem Augenblick, in welchem wir ins Spital eintraten, fing es heftig an zu regnen, und dieser Regen dauerte die ganze Nacht, und dauert noch immer fort, Je stärker der Regen wurde, desto öfter, und

lebhafter erneuerte sich in uns die Freude, daß wir demselben entgangen waren: zugleich aber überfiel uns ein Schauder bey dem Gedanken, daß wir wahrscheinlich alle verloren gewesen wären, wenn das Gewitter sich einige Stunden früher gesammelt, wenn es mit seinen Nebeln den unbekannten Pfad verfinstert, und die schlüpfrige Mayen-Wand sammt dem gefahrvollen Gaißweg noch schlüpfriger, und gefährlicher gemacht hätte. Man behauptet gemeiniglich, daß aus den Mündungen der Gletscher desto kältere Luftströme hervordringen, je näher bevorstehende Gewitter sind. Diese Regel litt gestern eine gänzliche Ausnahme; denn wir fühlten an dem Rande des Rhone-Gletschers gar nicht den schneidenden Wind, der sonst aus den Eisgewölben hervorzubrechen pflegt. Die Tagereise, die wir gestern machten, ist eine der stärksten, die man machen kann. Man rechnet von Urseren bis zum Spital auf der Grimsel acht, oder gar zehen Schweizerstunden, und unter diesen Stunden sind alle die Gänge nicht einmal mit begriffen, die wir während unsers zweystündigen Aufenthalts am Rhone-Gletscher gemacht haben.

Die Grimsel ist unstreitig viel höher, als der Gotthart. Jene ist drey, bis vier Monate lang ganz unzugänglich, da man über den Gotthart den ganzen Winter durch reis't, und die Straße bey anhaltenden Schneestürmen höchstens einige Tage unbrauchbar gemacht wird. Auch fanden wir an der Grimsel-Straße noch große Klumpen von Schnee, von welchem an der Gottharts-Straße, und selbst in dem

Thale, in welchem das Hospitium liegt, keine Spur mehr zu sehen war. Vielleicht ist die größere Höhe der Grimsel die Ursache, warum die Witterung auf diesem Berge weniger ungestüm, als auf dem Gotthart ist. Es regnet auf der Grimsel nur selten: noch viel seltener fallen Schloßen, und nach der Aussage des Spitalmeisters schlägt es nie ein. Der bessern Witterung muß man es also wohl vorzüglich zuschreiben, daß sich auf der Grimsel viel trefflichere Alpen für Kühe und Ziegen, als auf dem weniger hohen Gotthart finden. Der Käse, die Butter, und die Milch, die auf der Grimsel bereitet oder gewonnen werden, sind so kräftig und schmackhaft, als in irgend einer andern Berg-Gegend der ganzen Schweiz. Diese Alpen-Producte, und dann recht gutes Brod sind die vorzüglichsten und fast die einzigen Nahrungsmittel, die man im Spital auf der Grimsel zu finden sicher rechnen kann. Fische sind auf dieser Höhe gar nicht zu haben, und junges Ziegen- oder Gemsen- und Murmelthier-Fleisch, womit der freundliche Spitalmeister gewöhnlich versehen ist, widersteht dem Geschmack der meisten Reisenden. Murmelthier-Fleisch kostete ich auf der Grimsel zum erstenmal, allein es schien auch mir, wie den meisten übrigen Fremdlingen, so fett und fade, daß ich mich lieber Wochenlang mit dem Fleische von jungen Ziegen, und Gemsen, als nur einen Tag mit dem von Murmelthieren nähren möchte. Der Spitalmeister zeigte uns seinen Vorrath von Crystallien, Granaten, und andern Steinen, die er auf der Gemsjagd

gesammelt hatte, und überließ es uns, welche Stücke, und zu welchen Preisen wir wollten, auszusuchen. Ich wählte vor allen andern einen kleinen Vorrath von Granaten, die ohne Ausnahme mit einer zarten Glimmerrinde überzogen waren.

Die Grimsel wird jetzo, wie alle übrige Theile der Schweiz, häufiger, als vormals besucht. Wir fanden in dem Buche, in welches der Spitalmeister die Fremden bittet sich einzuschreiben, die Namen von Reisenden fast aus allen Gegenden von Europa, die schon in diesem Sommer über das Gebirge gegangen waren. Mehrere derselben, und besonders diejenigen, die in den letzten acht Tagen die Grimsel bestiegen hatten, klagten bitterlich über die Mühseligkeiten des Weges, über die Kälte, und Schneegestöber, von welchen sie auf der Reise wären überfallen worden. Noch vor wenigen Jahren war die Wohnung des Spitalmeisters so enge, und wegen ihrer Eingeschränktheit so unreinlich, daß die Reisenden sich nicht ohne Eckel darin aufhalten konnten, und meistens genöthigt wurden, ihre Nachtlager auf dem Heuboden zu suchen. Um den gerechten Beschwerden der Fremden abzuhelfen, hat der Stand Bern das Spital erweitern, zwey neue Zimmer anbauen, und diese mit vier Betten versehen lassen. Man kann von den Betten eher sagen, daß sie reinlich, als von den Möblen, daß sie bequem sind; denn sie bestehen bloß in zween hölzernen Tischen, um welche an beiden Seiten niedrige hölzerne Bänke herlaufen. Der Boden des größern Zimmers hat

ohngefähr in der Mitte eine Oeffnung, die einen guten Schuh ins Gevierte hat, und bloß mit einem Brett bedeckt ist. Durch diese Oeffnung kann der Spitalmeister stets sehen, was in seinem Schaaf- und Ziegenstall vorgeht, der gerade unter dem Zimmer ist. Durch eben diese Oeffnung aber dringt der widerliche Geruch herauf, der vorzüglich beym Eintritt in die größere Stube auffallend ist.

Weil es noch immer fortregnet; so haben wir den Vorsatz, den wir diesen Morgen ausführen wollten, den Lauter-Aar-Gletscher zu besuchen, aufgegeben. Nach allen Beschreibungen, die ich gelesen und gehört habe, und die auch durch den Spitalmeister selbst bestätigt werden, hat weder die Mündung des Aar-Gletschers, noch auch der Gletscher selbst, so weit er gemeiniglich von Reisenden besucht wird, und wahrscheinlich auch von uns besucht werden würde, so viel Merkwürdiges und Unterscheidendes, daß es der Mühe werth wäre, deßwegen einen Tag zu verlieren, und noch eine Nacht auf der Grimsel zu bleiben. Der Lauter-Aar-Gletscher ist eine große Strecke lang mit schmutzigem Graus oder Sande, und mit Felsstücken so dick bedeckt, daß man vor denselben fast nicht das Eis wahrnehmen kann. Wer Lust, und Zeit, und Uebung genug hat, um weiter auf das Eismeer vorzudringen, das von der Grimsel anfängt, und viele Stunden lang bis an die Vereinigung der großen Walliser- und Berner-Gebirgketten fortläuft, der sieht freylich Reihen von Schneebergen, und Eisthäler, wie sie sich in der

ganzen Teutschen Schweiz nicht wieder finden. Allein da wir nicht wissen, ob wir Muth genug haben würden in der Begleitung des einzigen Spitalmeisters uns weiter, als die meisten Reisenden auf die Grimsel-Gletscher zu wagen, und da wir überdem die Absicht haben, das Eismeer hinter dem Montanvert im Chamouni-Thale zu besuchen; so haben wir uns entschlossen, wenn das Wetter sich gegen Mittag aufklären sollte, die Grimsel hinab nach Meiringen zu gehen. Man schätzt zwar diesen Weg auf sieben starke Schweizerstunden; wir hoffen ihn aber in eben so viel Stunden Zeit zu machen, weil man fast immer Bergab geht. Wenn ich es bedaure, daß wir die Grimsel-Gletscher nicht sehen werden; so ist es gar nicht um der Gletscher selbst willen, mit deren Anblick ich fast gesättigt bin, sondern weil ich dadurch die Gelegenheit verliere, das Finster-Aarhorn in der Nähe zu sehen, welches der Spitalmeister, und wie ich auf dieser Reise gehört habe, auch der Herr Professor Tralles, und andere Gelehrte in Bern für den höchsten unter allen Wallisischen und Bernischen Schneebergen halten. Nach der Aussage des Spitalmeisters erhebt sich das Finster-Aarhorn weit über das Schreckhorn, und die Jungfrau, unter welchen wiederum jenes höher, als diese seyn soll. Die Messungen der Bernischen Berge, welche ein Hauptmann Weiß, oder Wyß, für den verdienstvollen Fabricanten Meier in Aarau ange-

stellet hat, werden es entscheiden *), welcher unter den Bernischen Bergen der höchste, und ob keiner unter ihnen sey, der dem Montblanc den Ruhm der höchsten Höhe streitig machen könne?

Meiringen, am 12. Aug.

Während, daß meine Reisegefährten bey einem trüben und regnichten Wetter den Reichenbach besuchen, will ich ihnen kürzlich unsere gestrige Reise von dem Grimsel-Spital bis hieher beschreiben. Gestern gegen Mittag klärte sich der Himmel auf. Um ein Uhr war er rein von Nebel, und trübenden Wolken, und wir machten uns daher gleich auf den Weg, um noch bey guter Zeit nach Meiringen zu kommen. Wir gingen so rasch, daß wir schon um vier Uhr in Guttanen waren, wohin man vom Spital vier gute Stunden rechnet. In Guttanen ruheten wir eine Stunde aus, und langten gegen halb neun Uhr in Meiringen an. Wir erhielten im wilden Mann in kurzer Zeit ein gutes Abendessen, und eben so gute Betten; und es zeigte sich allenthalben, daß der neue Wirth viel besser, als der vorige eingerichtet sey. Auch kommen, wie mir diesen Morgen mein Barbier, ein ehrlicher Landmann des Thals sagte, mehr

*) Nach den neuesten Messungen ist die Höhe des Schreckhorns 10,100, des Finster-Aarhorns 10,420, und der Jungfrau 10,200 Fuß über dem Thuner-See befunden worden. Diese Berge bleiben daher viel weiter unter dem Montblanc zurück, als ich geglaubt hätte. Man sehe Höpfners Magazin IV. S. 116.

Fremde als sonst hieher, seit ein gewisser Professor Meiners in seinen Briefen vom Haßli-Thal, und von dem Reichenbach geredet habe. Als ich dem guten Mann die Entdeckung machte, daß er eben diesen Professor Meiners unter dem Messer habe, so entschuldigte er sich noch weit mehr, als zuvor, daß er seine frischgeschliffene Messer nicht mit dem heutigen Boten von Bern erhalten habe.

Ich war auf den Weg an der Grimsel herab äusserst neugierig, weil viele Reisende mir versichert hatten, daß dieser Weg ungleich merkwürdiger, als die Gottharts-Straße sey. Nachdem ich die Wege über beide Berge gemacht habe, und mit einander vergleichen kann; so würde ich doch denjenigen, der nur einen von beiden besuchen könnte, immer den Rath geben, lieber den Gotthart, als die Grimsel zu besteigen. Allerdings hat die Grimsel-Straße mehrere Vorzüge, oder doch Eigenthümlichkeiten, welche die Gottharts-Straße entweder gar nicht, oder wenigstens nicht in gleichem Maaße hat. Und zu diesen Eigenthümlichkeiten gehören zuerst folgende: daß die Felsenwände, zwischen welchen die Aar sich hinabstürzt, viel höher, die Spitzen, die sich aus diesen Felsmauern erheben, viel schärfer, schneidender, und eingekerbter, und der Weg dadurch ungleich länger, als durch die Schöllenen am Gotthart ist. Allein eben dieser stundenlange Anblick von nackten und furchtbaren Felswänden machen den Weg, auf oder von der Grimsel, öde und einförmig. Vom Spital bis nach Guttanen sieht man in einer Stre-

cke von vier Stunden nur zwo kleine Hütten, weil sonst nirgends Platz genug ist, wo man eine Hütte hinbauen, und für einige Kühe und Ziegen Weide finden könnte; da hingegen auf der Gottharts-Strasse stets die wilde und angebaute, die schöne und erhabene Natur in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit mit einander abwechseln. Wenn man an der Grimsel herabkommt, so findet man, wie beym Herabsteigen von allen ähnlichen hohen Bergen dieselbigen geringen Anfänge und dieselbige Folge, oder Fortschritte der Vegetation. Man sieht zuerst kleine, und dann größere Gesträuche. Auf diese folgen allmählich kleine Bäume, welche die Natur zu vollenden noch nicht Kraft genug hat: dann einzelne große, und endlich Haufen von großen Bäumen, oder Wälder. Erst hinter Guttanen werden beide Seiten der Berge mit Holz bekleidet, so wie die Spitzen der Berge selbst runder werden, und nicht mehr so zerrissen, als in den höhern Regionen aussehen. Der Wasserfall der Aar bey der dritten gesprengten Brücke, und dann der, welcher den beiden Hütten gegenüber ist, sind vielleicht so prächtig, als die schönsten Wasserfälle der Reuß; allein sie sind nicht so vollkommen übersehbar, als diese, die überdem viel zahlreicher sind. Weil der Weg vom Spital bis nach Guttanen steiler, und die Aar vielleicht auch wasserreicher, als die Reuß ist; so ist kein Zweyfel, daß der erstere unter diesen Gletscherflüssen sich mit einer größern Gewalt, als der letzte herabwälze. Diesen stärkern Sturz bemerkt man aber nicht so sehr,

als die tobenden Fluthen der Reuß, weil man die in einem scheuslich tiefen Bett dahin stürmende Aar weit öfter aus den Augen verliert, als ihre Nebenbuhlerin, oder wenn man lieber will, ihre Schwester, die Reuß. Ungeachtet die Grimsel-Straße steiler und auch weniger breit, als die Gotthards-Straße ist; so kann man doch auf jener leichter, als auf dieser herab, und ich glaube auch, hinansteigen, weil sie nicht, wie der Weg auf den Gotthart, mit kleinen Steinen, sondern mit großen Granitplatten gepflastert ist, oder gar über ungeheure Lager von glattem Granit fortläuft. In solche lange Granitlager hat man kleine Kerben, oder flache Einschnitte gemacht, an welche, oder in welchen die Saumpferde sich halten können. Auch hat man in eben diese Granitmassen, die zu den eigenthümlichen Erscheinungen des Grimsel-Weges gehören, an beiden Seiten, oder wenigstens an der Aar-Seite kleine Löcher hineingearbeitet, und in diese Löcher mäßige Pfäle, als Stützen von Geländern getrieben, damit Pferde und Menschen, wenn sie etwa fallen sollten, nicht in die Aar hinabstürzen möchten. Gräßliche Steingüsse, und Felstrümmer, die von Laulnen oder Bergwassern in dem letzten Frühling, oder Herbst herabgeworfen worden, trifft man auf der Grimsel-Straße eben so häufig, als auf der Gottharts-Straße an.

Um Guttanen werden alle Arten von Feldfrüchten gebaut, allein für Obstbäume ist die Luft noch zu scharf. Die Lage von Guttanen ist so hoch, und das Klima so kalt, daß sich nahe bey diesem Dorfe

nicht zwanzig Schritt von einem Getraidefelde ein großer Klumpe von Schnee, wahrscheinlich das Ueberbleibsel einer Lauine erhalten hatte. Auf der ersten Stunde diesseits Guttanen läuft der Weg noch immer über kleinere oder höhere Hügel; nachher aber wird er sehr bequem, indem er sich, den letzten Berg vor Meiringen ausgenommen, durch ebene und schöne Wiesen hinzieht. So ergötzend das Wandeln durch die Ebenen des Haßli-Thals in der milden Abendluft, und im sanftem Mondscheine war; so unerwartet war uns der letzte Berg vor Meiringen, und so beschwerlich wurde uns sowohl das Hinauf- als Hinabsteigen, weil wir uns durch unsern starken und beschleunigten Gang sehr erschöpft hatten. Beym Hinaufsteigen waren wir ungewiß, ob wir nicht die rechte, oder nächste Straße verfehlt hätten, und beym Hinabsteigen rauschte uns die nahe Aar so laut entgegen, daß wir an dem Fuße des waldigen Gebirges fürchteten, diesem tiefen Strome zu nahe zu kommen, bis wir endlich Lichter, und Häuser entdeckten. Noch ehe wir den letzten Berg erreichten, hörten wir ein schmetterndes Getöse, wie von einem heftigen nicht fernen Gewitter, welches ich gleich für das Donnern des Reichenbachs erkannte. Dies Donnern wurde uns aber bald nachher durch den Berg entzogen, über welchen wir in das Thal von Meiringen hinabstiegen.

Die Einwohner des Haßli-Thals und der übrigen Bernischen Ober-Länder unterscheiden sich von den Landleuten in den flächern Theilen des Cantons

Bern, und besonders von den Aargäuern sowol durch körperliche Bildung, als durch Gemüthsart, und Gebräuche so sehr, daß ich im geringsten nicht zweyfle, daß die erstern eines andern Ursprungs, als die letztern seyen. Beide Geschlechter, besonders aber die Männer des Haßli-Thals und der übrigen hohen Bergthäler des Cantons Bern haben nicht bloß eine viel feinere, und edlere Gesichtsbildung, als die Bauern im Aargäu; sondern sie sind auch höher, schlanker, und schöner von Wuchs, als diese. Ich glaube zwar nicht, daß die Bewohner des Haßli-Thals, wie eine alte Sage erzählt, unmittelbar von den Schweden abstammen; allein es scheint mir sehr glaublich, daß die Haßlithaler, und vielleicht der größte Theil der übrigen Bernischen, oder gar Schweizerischen Hirten Abkömmlinge der Ueberbleibsel der Gothen sind, die nach der Zerstörung ihres Reichs aus Italien entflohen, und entweder in, oder jenseits der Alpen neue Wohnsitze suchten. Einer der aufgeklärtesten Männer in Bern, den ich das Glück gehabt habe bey meinem jetzigen Aufenthalte in der Schweiz kennen zu lernen, erzählte, daß sich aus keiner Gegend seines Vaterlandes so viele junge Leute zum auswärtigen Kriegsdienste anböten, als aus dem Haßlithale, so wie man im ganzen Canton nirgends abgeneigter gegen den Kriegsdienst sey, als in dem gewerbreichen, und üppigen Emmethale. Wahrscheinlich wird sich die Lust zum Kriegsdienste unter den Haßlithalern und übrigen Oberländern, wie unter den Emmethalern verlieren, wenn unter den erstern

Fabrikarbeiten, wie unter den letzten, entstehen, und Reichthümer, oder wenigstens einen höhern Wohlstand, als zu welchem die Bernischen Hirten bisher gelangt sind, hervorbringen werden. Eben der einsichtsvolle Freund, dem ich die zuletzt mitgetheilte Nachricht zu danken habe, wollte behaupten, daß die Ehen im Haßli-Thale, und den übrigen Hirtenländern viel fruchtbarer, als unter den ackerbauenden Landleuten seyen, und daß man fast auf eine jede Ehe zehn Kinder rechnen könne, weil das Aufbringen der Kinder bey Milchspeisen sehr leicht werde. Der größte, oder doch ein großer Theil der zahlreichen Hirtenkinder müsse auswandern, weil Alpen und Wiesen nicht hinreichten, ihnen in ihren reifern Jahren Unterhalt zu verschaffen. Wenn die Nachricht von der ungewöhnlichen Fruchtbarkeit der Ehen unter den einfachen Hirtenvölkern Helvetiens, und der daher entstehenden Nothwendigkeit eines beständigen Auswanderns sich bestätigen sollte; so könnte man daraus erklären, wie Teutschland in seinem rohen Zustande, der geringern Bevölkerung ungeachtet, Jahrhunderte lang so große Schaaren von kriegerischen Ebenteurern ausschicken konnte, ohne sich selbst zu erschöpfen, und wie es möglich war, daß kleine Völker, dergleichen zum Beyspiel anfangs die Sachsen waren, der beständigen Auswanderungen ungeachtet sich dennoch in wenigen Menschenaltern so erstaunlich vermehrten, und ausbreiteten. — Man hat es schon lange mit Verwunderung bemerkt, daß vom Haßli-Thale bis an die zürchischen Gränzen die

Röcke der Weiber immer kürzer, und die der Männer hingegen immer länger werden: ein im geringsten nicht unbedeutender Umstand, den diejenigen nicht aus der Acht lassen müssen, welche die Verschiedenheit der Einwohner des Cantons Bern, und ihre verschiedene Abstammung untersuchen wollen.

Als eine Hauptursache der Bevölkerung, und vorzüglich der Fruchtbarkeit der Ehen in den Gebirgländern führt man die Gemein-Alpen an, die selbst in Bern fast eben so viele Vertheidiger, als die Allmenten in den flachern Gegenden der Schweiz Widersacher haben. Wenn die Gemein-Alpen, sagt man, in den Gebirgländern getheilt würden; so würden sie bald ganz oder großentheils in die Hände von wenigen Reichen kommen, und viele geringe und zahlreiche Familien würden außer Stand gesetzt werden, von dem Ertrage einiger Kühe zu leben, wie jetzo geschieht, da auch die ärmern ihre wenigen Kühe auf die Gemein-Alpen treiben dürfen. Freylich findet einer der Vorwürfe, die man den Gemein-Weiden überhaupt macht, auch gegen die Gemein-Alpen in den Hirtenländern statt: daß nämlich diese Alpen nicht, wie sie sollten, den Armen und Aermsten, sondern vorzüglich den Wohlhabenden und Reichen zu Statten kommen, indem nur derjenige Vieh auf die Gemein-Alpen treiben darf, der den Winter über Kühe bey eigenem Futter durchbringen kann. Die Aermsten also, die keine Kühe halten, verlieren durch ihre Armuth allen Antheil an einer Wohlthat, die allen Gemeindegenossen bestimmt war, und die beson-

ders den Hülfsbedürftigen zu Gute kommen sollte. Auch ziehen die weniger Armen, die eine oder einige Kühe besitzen, aus dem Gemein-Gut nur ein Zehntel des Vortheils, der den Eigenthümern von zehn, oder zwanzig und mehrern Kühen zufließt. So unläugbar es aber ist, daß nach der bisherigen Einrichtung Reiche und Arme die Gemein-Alpen nicht auf gleiche Art nutzen; eben so gewiß ist es, daß es selbst für die Geringern ein unschätzbarer Vortheil ist, daß sie den Sommer über so viele Kühe, als sie den Winter durchfuttern können, auf die Gemein-Alpen treiben dürfen, wo ihnen jedes Stück 14 bis 17 Bernische Cronen einbringt. Diese Erlaubniß war von jeher, und ist auch jetzo noch die Ursache, daß die Geringern sich neben ihren kleinen Hütten so viele Wiesen zu erwerben suchen, daß sie für eine oder einige Kühe Futter davon sammeln können. Allem Ansehen nach würden die Wiesen nicht so getheilt, und die Thäler in den Hirtenländern nicht mit so vielen Hütten überstreut seyn, wenn nicht jeder Besitzer das angebohrne Recht hätte, die Gemein-Alpen nach dem Verhältnisse seiner Grundstücke im Thal zu benutzen.

Ein anderer, und zwar der wichtigste Vorwurf, der den Allmenten gemacht wird, fällt bey den gemeinschaftlichen hohen Berg-Weiden ganz weg: dieser nämlich, daß Gemein-Güter nicht einmal halb so gut genutzt werden, als man sie benutzen würde, wenn sie unter einzelne Eigenthümer vertheilt wären. Die Alpen in den Bergländern lassen sich auf keine

andere Art, als zur Weide nutzen, und wegen ihrer Höhe, oder Entfernung von den Oertern, denen sie zugehören, können sie auch nicht, wie Wiesen, Gärten, und Aecker gedüngt werden. Gesetzt also auch, daß man die Gemein-Alpen, wie die Allmenten von Städten und Dörfern in flachen Gegenden theilte, so würden sie nicht mehr genutzt, und verbessert werden, als jetzo, da sie Gemein-Güter sind.

Ich habe mir oft während meiner Reisen in Teutschland sowohl, als in der Schweiz die Frage aufgeworfen: warum dann unter allen Gebirgländern in Europa allein Helvetien so ausgezeichnet vortreffliche Alpen habe, und wegen dieser Alpen und ihrer herrlichen Kräuter allein Käse hervorbringe, deren Güte man in allen gebirgigen Ländern zu erreichen sich vergebens bestrebt hat? Diese Frage, die ich mir bisher niemals auf eine genugthuende Art beantworten konnte, ist mir auf meiner gegenwärtigen Reise von sachkundigen Männern aufgelöst worden. Die Hauptursache nämlich der eigenthümlichen Vollkommenheit der Schweizerischen Alpen und ihrer Producte liegt in der außerordentlichen Höhe der Schweizerischen Berge, vermöge deren ihre Spitzen und Seiten mit ewigem Schnee, und unvergänglichen Gletschern bedeckt sind. Diese Schneemassen, und Gletscher tränken durch das Schmelzwasser, was unaufhörlich von denselben herabrinnt, die unter ihnen liegenden Alpen gerade in den Monaten am meisten, in welchen an weniger hohen nicht beschneyten Gebirgen die Gräser zu verdorren, und die Quellen zu vertrock-

nen, am meisten in Gefahr sind. Die berühmtesten, schmackhaftesten, theuersten und am längsten dauernden Käse werden daher selbst in der Schweiz einzig und allein auf solchen Alpen bereitet, die an den Abhängen von Hochgebirgen liegen; und wenn also das Pfund Greyerzer- oder Sanen-Käse auf der Stelle mit fünf, und in den übrigen Bernischen Oberländern mit $4\frac{1}{2}$ Batzen bezahlt wird; so giebt man für das Pfund des besten Emmethaler Käses nur 4 und desjenigen, der auf dem Jorat und Jura im Pays de Vaud gemacht wird, nur $3\frac{1}{4}$ Batzen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Käse, den man auf den Alpen des Jura, und seiner Zweige, so wie der übrigen nicht beschneyten Gebirge Helvetiens macht, lange nicht einmal die Güte haben, die er wirklich hat, wenn nicht alle diese Vorgebirge der hohen Alpen an dem Wasser-Reichthum der letztern Theil nähmen, und beständig durch die Nebel und Wolken getränkt würden, die von den Schneebergen und deren Gletschern aufsteigen, und sich über die benachbarten Gebirge verbreiten. Nach des Herrn Pfarrers Schinz Bemerkung sind die Italiänischen Alpen viel weniger fruchtbar, als die an der nördlichen Seite der Alpkette, weil die Gebirge, an welchen die erstern liegen, im Ganzen weniger hoch, und zugleich steiler, als die der Teutschen Schweiz sind. Wegen ihrer geringern Höhe sind sie dürrer, und werden entweder gar nicht, oder wenig gewässert, indem nur wenige Spitzen beständigen Schnee behalten. Die steileren Abhänge hingegen der Italiänischen Alpen

werden Ursache, daß diese viel mehr durch das Herabrollen von Felsstücken beschädigt werden, und fruchtbares Erdreich weniger auf denselben haften kann. Manche Italiänische Alpen sind daher entweder mit unfruchtbarem Gesträuch, oder mit schlechtem unschmackhaften Grase bekleidet, und alle Versuche, ihnen eine größere Fruchtbarkeit zu verschaffen, sind daher vergeblich gewesen.

Wenn mnn weiß, daß Viehzucht die Hauptbeschäfftigung in den Schweizerischen Alpen ist; so kommt es einem anfangs höchst befremdend vor, daß in den meisten Dörfern, und Wirthshäusern der gebirgigen Gegenden guter Rahm, und frische Butter viel seltener, als in flachen Ländern sind: daß der vermehrten und verbesserten Viehzucht ungeachtet die Butter immer theurer wird: und daß selbst viele Bewohner der hohen Alpen die Butter, welche sie brauchen, von ihren Nachbaren in den niedrigen Thälern kaufen. Die Oberhaßler zum Beyspiel erhalten ihre Butter aus Unterwalden, die Grindelwalder aus Lauterbrunnen, und die übrigen Oberländer bringen sie von dem Markt in Thun zurück, wo sie von den kleinen Bauern der umliegenden Gegenden feilgeboten wird. Selbst da, wo die Butter am wohlfeilsten ist, kostet das Pfund 4 Batzen, oder den zehnten Theil eines Französischen Laubthalers. Anderswo wird sie zu fünf, und in Freyburg, Luzern, und im Neuenburgischen zu sechs Batzen verkauft. Die Oekonomische Gesellschaft in Bern warf vor kurzem die Preisfrage auf: woher der Mangel, und der ho-

he Preis der Butter im Canton Bern rühre? und diese Frage wurde von mehrern einsichtsvollen Männern auf eine gründliche Art beantwortet. Alle führten und führen den allgemeinen Gebrauch des Caffees mit Rahm selbst auf dem Lande und den Alpen, und dann den hohen Preis der Käse als die vornehmsten Ursachen der Seltenheit, und Theurheit der Butter an. Nach einer Berechnung des Herrn Höpfner wird die Milch nicht nur in solchen Gegenden, wo der Käse am theuersten, sondern auch selbst da, wo er am wohlfeilsten ist, viel vortheilhafter zur Verfertigung von fetten Käsen, als von Butter genutzt. Im Bernischen Oberlande zum Beyspiel geben 1000 Maaß Bergmilch, wovon jedes 4 Pfunde hält, 400 Pfund fetten Käs, und 30 bis 40 Pfund Zieger. Wenn man nun das Pfund des erstern nur zu 4 Batzen, und das des letztern zu 6 Creuzern anschlägt, so werfen 1000 Maaß Berg-Milch in fette Käse verwandelt 1660 Batzen ab, die Molken oder sogenannte Schotten nicht einmal gerechnet, womit Schweine gemästet werden. Wollte man hingegen dieselbige Quantität von Milch zum Buttermachen anwenden; so würde man einen Schaden von 535 Batzen leiden. Denn 1000 Maaß Bergmilch geben nur 200 Maaß Rahm, und eben so viele Pfunde Butter, wovon man jedes Pfund auf der Stelle nicht höher, als zu $4\frac{1}{2}$ Batzen verkaufen könnte. Außer den 200 Pfunden Butter geben 800 Maaß abgenommene Milch noch 80 Pfund magere Käse, das Pfund zu 2 Batzen, und 25 Pfund Zieger, das Pfund zu

1 Batzen. Wenn man nun alles zusammenrechnet, was 200 Pfund Butter, 80 Pfund magere Käse, und 25 Pfund Zieger einbringen; so erhält man doch nur eine Summe von 1125 Batzen, also 535 Batzen weniger, als wenn man aus derselbigen Maße von Milch fette Käse bereitet hätte. Auf den Alpen des Jura, und Jorat, wo man die Käse nicht so theuer, als im Bernischen Oberlande verkaufen kann, sind die Vortheile beym Käsemachen freylich geringer; allein doch immer noch so beträchtlich, daß man auch auf diesen weniger gesegneten Alpen die Bergmilch lieber in Käse, als in Butter verwandelt. So lange das Käsemachen einträglicher, als das Buttermachen bleibt; so lange werden alle Bemühungen der Obrigkeiten, die Verfertigung von Butter zu befördern, fruchtlos bleiben, und die Butter wird beständig im Preise steigen, bis die Aelpler wahrnehmen, daß beym Buttermachen eben so viel, oder noch mehr Vortheil, als beym Käsemachen ist. Sollten die Käse, wie bisher, noch immer theurer werden; so wird die Butter es gleichfalls werden, bis die Preise beider Producte sich in ein gewisses Gleichgewicht gesetzt haben. Unter allen Waaren, welche die Schweiz hervorbringt, sind die Käse gewiß die einzige, von welcher in dem letzten Menschenalter sich nicht bloß die Ausfuhr, sondern auch der Preis verdoppelt, oder beynahe verdoppelt hat. Wegen der vermehrten Bereitung und Ausfuhr der Käse braucht der Canton Bern jetzo jährlich hundert tausend Centner Salz, da man sonst an 70 bis 75000 Centnern genug hat.

te; und der doppelte Preis der Käse hat die Preise von Alpen, Kühen, und Weiden gleichfalls um das Doppelte erhöht. Selbst am Jura gibt es mehrere Beyspiele von Hauswirthen, die vor 40 Jahren Alpen um 60 Cronen gekauft haben, und jetzo aus eben diesen Alpen einen jährlichen Pachtzins von 60 Cronen ziehen. So sehr die Wohlhabenheit der Schweizerischen Hirten und Güter-Besitzer durch die zugleich vermehrte Ausfuhr und Theurheit der Käse gewonnen hat, so ist doch daraus für alle Schweizer, und vorzüglich für die Bewohner der Städte die unangenehme Folge entstanden, daß auch sie die Käse, die sie selbst brauchen, und besonders Butter, Rahm, und Milch zweymal so hoch, als ihre Väter bezahlen müssen.

Thun, am 13ten Aug.

Gleich nachdem meine Freunde gestern Morgen vom Reichenbach zurückgekommen waren, setzten wir uns auf einen kleinen Leiterwagen, auf welchem unser Wirth uns nach Brienz fahren ließ. Wir verlohren dadurch viel an Vergnügen, daß während dieser Fahrt beständig ein feiner Regen fiel, daß die Luft mit Dünsten, und die Spitzen der Berge mit Wolken bedeckt waren. Kein anderes Thal in der Schweiz ist so reich an schönen, oder prächtigen Wasserfällen, als das Haßli-Thal, denn außer dem Reichenbach stürzen allein an der linken Seite, an welcher wir am nächsten und längsten vorbeyfuhren, vier andere mächtige Bäche von der hohen Felswand

herab, womit das Haßli-Thal theils vom Oberhaßli- und theils vom Grindelwald-Thal geschieden ist. Den Reichenbach ausgenommen, dessen Fall zu erhaben ist, als daß irgend eine Kunst ihn nachahmen könnte, sind alle übrige Wasserfälle im Haßli-Thale von der Art, daß ein geübter Zeichner sie nach der Natur darstellen könnte; und ein Landschaftsmaler also, der diesen Theil der schönen Natur studiren wollte, könnte sich in ganz Europa keine lehrreichere Gegend, als das Haßli-Thal aussuchen. Wenn wir auch so glücklich gewesen wären, die verschiedenen Wasserfälle, vor denen wir vorüberkamen, im Glanze der Morgensonne zu sehen; so würde ich es doch nicht wagen, Ihnen die eigenthümlichen Schönheiten eines jeden zu schildern, weil die Sprache noch viel weniger, als der Pinsel im Stande ist, mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur zu wetteifern. Zwischen Meiringen und Brienz sieht man allenthalben, vorzüglich an der linken Seite der Aar, die traurigsten Spuren von Verwüstungen, welche die wilde Aar zur Zeit ihrer Ueberströmungen hervorzubringen pflegt. Ein großer Theil des Thals liegt ganz öde, oder ist mit unfruchtbarem Gesträuch überwachsen; und an dieser Seite ist daher das Haßli-Thal in der Nähe betrachtet lange nicht so schön, als es in der Ferne scheint. Auch fand ich die Häuser der Landleute nicht so groß und nett, als ich es erwartet hatte. Weil in Brienz ein bedecktes Schiff für uns bestellt war; so setzten wir uns gleich hinein, nachdem wir zu unserm Mittagessen kalte Küche, und

Wein eingekauft hatten. Während unsrer Fahrt über den Brienzer-See, der eine, oder nur $\frac{3}{4}$ Stunde weniger lang seyn soll, als der Thuner-See, hielt der feine Staubregen beständig an. Ich bin deßwegen nicht im Stande, seine Ufer und die Aussichten, welche er gewährt, mit denen des Thuner-Sees zu vergleichen; doch glaube ich immer, daß die Fahrt über den letztern wegen seiner hohen Felsgestade, und wegen des Anblicks der Spitzen der höchsten Bernischen Schneeberge für die meisten Reisenden interessanter, als die über den Brienzer-See seyn muß. Bey unsrer Ankunft in Interlachen hörte der Regen auf, und in Unterseen schien der heitere Himmel die Rückkehr von dauerhaftem guten Wetter zu versprechen. Meine Freunde entschlossen sich daher geschwind, Lauterbrunnen und Grindelwald zu besuchen, wozu ich sie selbst ermunterte, ungeachtet mehrere Reisende uns gesagt hatten, daß die große Hitze des Sommers die Schneeberge und Gletscher in diesen Thälern sich selbst ganz ungleich gemacht habe. Ich eilte allein dem neuen Hause zu, wo ich schlechterdings kein Schiff zum Uebersetzen nach Thun gefunden hätte, wenn nicht einige Herren aus Bern mich in ein zurückkehrendes von ihnen gemiethetes Thuner-Schiff aufgenommen hätten.

Wir machten die Ueberfahrt in viertehalb Stunden, und brauchten nur eine halbe Stunde mehr, als meine Freunde und ich auf dem Brienzer-See zugebracht hatten. So sicher das Wetter einige Stunden vorher geschienen hatte; so wurden wir

doch auf dem Thuner=See gerade unter den steilen unanlandbaren Felsenufern von einem heftigen Gewitter überfallen, das zu unserm Glücke nicht mit einem gleich gewaltigen Sturme begleitet war. Als ich nach Thun kam, war der neue Hof sowohl, als das weiße Creuz so sehr mit Fremden angefüllt, daß ich nirgends unterkommen konnte. Auf mein inständiges Bitten hatte endlich der Wirth im weißen Creuze die Gefälligkeit, mich an seiner Wirthstafel mit essen, und nach Tisch in das Haus eines seiner Freunde führen zu lassen, wo ich ein treffliches Bett und Zimmer fand. Auch hier versichert man, daß noch nie ein solcher Zusammenfluß von Reisenden, als in dem gegenwärtigen Jahre gewesen sey. Sie werden erstaunen, wenn Sie hören, daß in einer Stadt, wie Thun, die gar nicht an der großen Straße liegt, und bloß von den in das Grindelwald= oder Lauterbrunner=Thal Reisenden besucht wird, in einem einzigen Gasthofe, in dem neuen Hofe nämlich, der im Jahre 1782 noch nicht einmal erbaut war, manchmal funfzig, bis siebenzig Fremde aus allen Ländern Europens zusammengespeist haben.

Die Freude nach Bern zu kommen, wo ich meine Frau, und viele edle Freunde wiedersehen werde, weckte mich heute schon sehr frühe, und ich würde voll innigster Sehnsucht schon längst von Thun abgereist seyn, wenn ich nicht zween der Herren, die mich gestern nach Thun mitnahmen, und diese Nacht auf einem Landgute nicht weit von Thun geschlafen haben, versprochen hätte, bis acht Uhr

zu warten, um in ihrer Gesellschaft zu reisen. Mein ehemaliger Begleiter Werre ist seit meiner ersten Reise ein berühmter Mann geworden. Als ich ihn heute Morgen suchen ließ, war er eben im Begriff, mit mehrern jungen Engländern eine abermalige große Schweizer-Reise anzutreten, dergleichen er diesen Sommer schon mehrere gemacht hat. Er läßt sich, wenn ich anders recht gehört habe, täglich einen großen Thaler zahlen, und diesen Thaler verdient er so gut, als irgend ein Guide in Chamouni. — Die Glocke schlägt acht. Die Bernischen Herren sind noch nicht da. Ich gehe daher allein ab, und hoffe, daß das Verlangen, diesen Mittag noch mit meiner Frau zusammen zu essen, meine eilende Pünctlichkeit entschuldigen wird. —

Bern an dem Abend desselbigen Tages.

Ich kam heute glücklich noch vor Tische in Bern an, und hatte das Vergnügen, meine Frau und meine besten Freunde gesund anzutreffen. Ich fand aber meine Frau nicht im Falken, der bey ihrer Ankunft ganz besetzt war, sondern in der Crone, wo sie erst nach wiederholten Bitten aufgenommen wurde. Wenn die Zimmer in diesem letzten Gasthofe auch nicht so prächtig sind, als im Falken; so sind dagegen Aufwartung und Essen wenigstens so gut. Die Stunden, die ich zwischen Thun und Bern zubrachte, gehören zu den seligsten, die ich auf meiner ganzen Reise verlebt habe. Wie unaussprechlich süß ist das Verlangen nach dem Wie-

derselben von Geliebten und Freunden, wenn es seiner Erfüllung nahe ist, und durch gar keine Furcht mehr getrübt wird! Auch hätte gewiß keine Gegend in der ganzen Schweiz mit dem Gemüthszustande, worin ich war, übereinstimmender seyn können, als die Landschaften, die zwischen den beiden genannten Städten liegen. Wohin mein Auge sich wandte, sah ich beständig geräumige, feste, und meistens neue Bauerhäuser von der mannigfaltigsten Bauart, schöne, oder prächtige Landsitze, reiche Fruchtfelder, noch reichere Wiesen, die von kleinen Bächen durchschlängelt werden, und mit lebendigen Hecken eingefaßt sind, in den Wiesen regelmäßige Reihen von belasteten Fruchtbäumen, und unter dem Schatten dieser Bäume bald kleine Heerden von Vieh, bald Haufen von Jünglingen und Mädchen, die mit der Heuerndte beschäfftigt sind. Bey dem Anblick dieser Schönheiten und Gaben der Natur, und des hohen Glücks von Vornehmen und Geringen schwebten mir unaufhörlich die Bilder des Paradieses, und des goldenen Weltalters vor; und ungeachtet dies stille Entzücken, in welches meine Seele gleichsam eingewiegt wurde, mehr wehmüthig, als fröhlich war, und mich eher zu sanften Thränen, als frohem Lachen geneigt machte; so konnte ich doch bisweilen nicht umhin, wie ein Frohlockender in Töne und Geberden des lauten Jubels auszubrechen. Meine Freude und Täuschung wurde allein durch einige von Hagelwettern zerschlagene Gerstenfelder, und

dann durch die plumpen Figuren und geschmacklose Kleidung der Bauern und Bäuerinnen unterbrochen. So bald ich Bern erblickte, waren Geist und Auge auf diese Stadt geheftet. Bey aller meiner Ungeduld aber war es unmöglich, die prächtige, und in ihrer Art gewiß einzige Chaußee nicht zu bemerken, welche der Stand Bern über die erste Anhöhe nach Thun hin hat erbauen lassen. Indem ich durch die Straßen der Stadt fuhr, hoffte ich immer, irgend einen meiner Freunde und Bekannten anzutreffen. Um desto mehr verdroß es mich, daß mein Blick in die Arcaden, oder bedeckten Gänge nicht selten durch Reihen von frischgewaschener Wäsche aufgehalten wurde, die man in den reinlichen Straßen einer so schönen Stadt, als Bern ist, nicht dulden sollte.

Spittler und ich haben uns in den letzten Tagen sehr oft darüber gefreut, daß wir auch unsere Bergreise als wahre Günstlinge des Glücks geendigt haben. Wir waren beständig in der Gesellschaft von aufgeklärten und muntern Freunden, ohne welche eine beträchtliche Alpenreise nothwendig langweilig werden muß. Wenn wir unterweges waren, hatten wir stets, den ersten Tag ausgenommen, gutes Wetter. Wir fanden allenthalben gefällige und treue Träger und Führer, so wie eine gute, oder wenigstens leidliche Bewirthung, ohne auch nur ein einzigesmal auf eine so unbillige Art mitgenommen zu werden, als wir aus den allgemeinen Klagen der Reisenden schließen müssen, daß andern Fremdlingen häufig widerfährt.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

80 Gs.
Meiners
1791

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph, 1747-1810

Briefe über die Schweiz

Bd.: 3

Tübingen (1791)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 6345 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249076-5
VD18 12501840-001